

Karl von Heigel

König Ludwig II.



Heigel

Bavar.

4211 b

2. Ex.

Nicht ausleihbar
18.6.01 Tra/BE

1. Ex. = Bavar. 4109-63 = MF
3. Ex. = Bavar. 4223 i = ES

MA/MB 1508,6

13.8.

<36619111870010

<36619111870010

Bayer. Staatsbibliothek

S

König Ludwig II. von Bayern.



1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

König
Ludwig II. von Bayern.

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte.

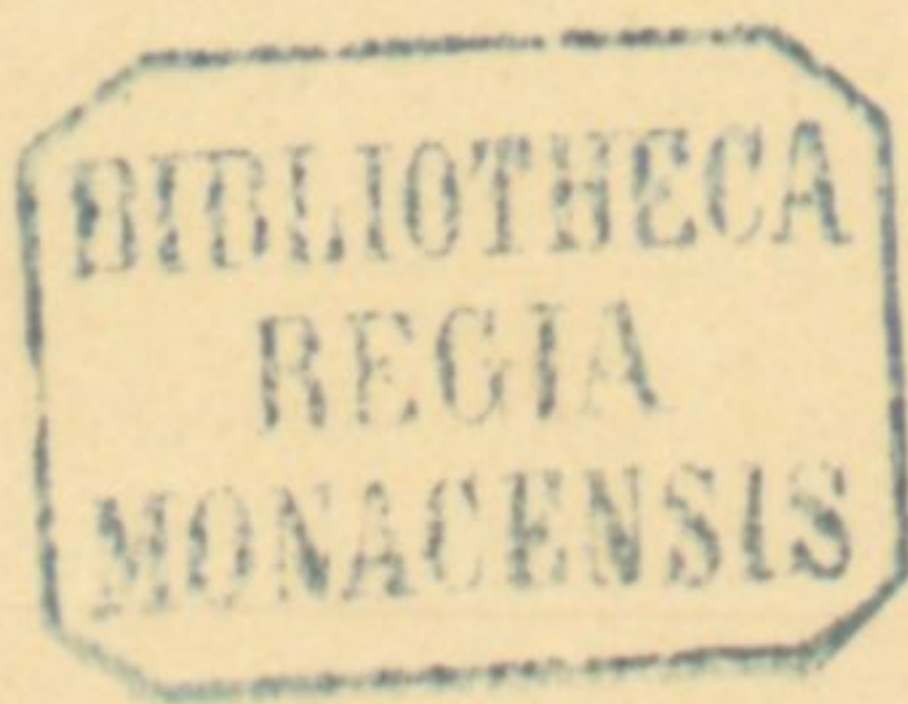
Von

Karl v. Heigel.

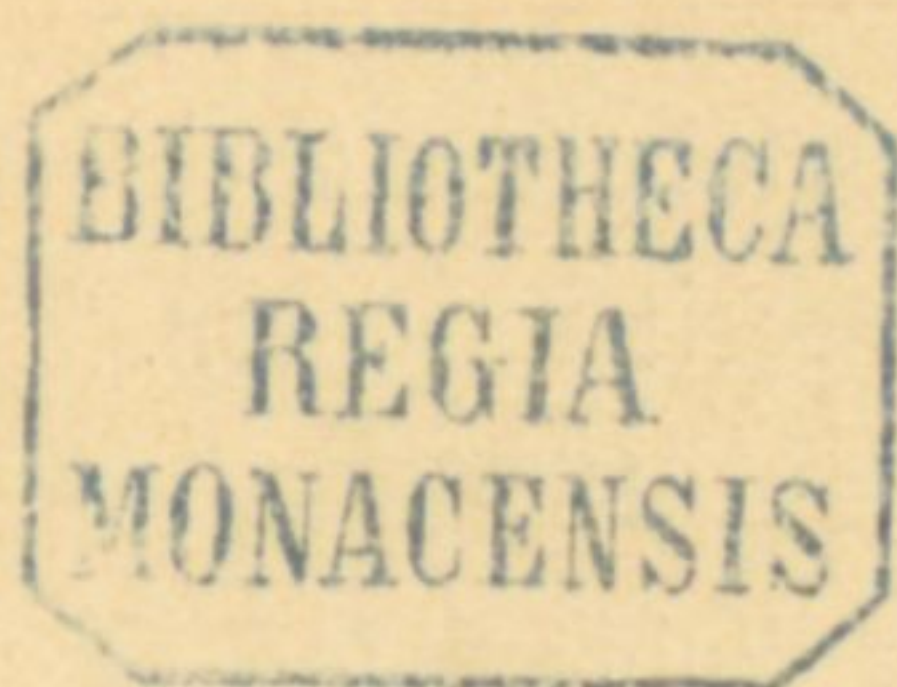
Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1893.



Druck von A. Bong's Erben in Stuttgart.



„Wir erklären einstimmig: 1. Se. Majestät sind in sehr weit vorgeschrittenem Stadium seelengestört, und zwar leiden Allerhöchstdieselben an jener Form von Geisteskrankheit, die den Irrenärzten aus Erfahrung wohl bekannt, mit dem Namen Paranoia (Berrücktheit) bezeichnet wird. 2. Bei dieser Form der Krankheit, ihrer allmählichen und fortschreitenden Entwicklung und schon sehr langen, über eine größere Reihe von Jahren sich erstreckenden Dauer, ist Se. Majestät unheilbar zu erklären und ein noch weiterer Verfall der geistigen Kräfte mit Sicherheit in Aussicht. 3. Durch die Krankheit ist die freie Willensbestimmung Sr. Majestät vollständig ausgeschlossen, sind Allerhöchstdieselben verhindert an der Ausübung der Regierung zu betrachten und wird diese Ver-

hinderung nicht nur länger als ein Jahr, sondern für die ganze Lebenszeit andauern.

München, 8. Juni 1886.

gez. Dr. von Gudden, fgl. Obermedizinalrat.

Dr. Hagen, fgl. Hofrat.

Dr. Grasshey, Universitäts-Professor.

Dr. Hubrich, fgl. Direktor."

Das Wissen und Gewissen dieser Männer steht über jedem Zweifel. Ich lasse dem verhängnisvollen Zeugnis eine Stelle aus der Abhandlung eines andern berühmten Fachmannes folgen, die von allgemeiner Gültigkeit ist, also auch auf den unglücklichen König Ludwig II von Bayern Anwendung findet. „Conolly, der Direktor der damals achthundert Patienten beherbergenden Londoner Irrenanstalt Hanwell, übergab am 31. Oktober 1839 (er hatte am 1. Juni d. J. seine Stellung angetreten) den Behörden seinen Bericht über die völlige Beseitigung der Zwangsmittel in dieser großen Irrenanstalt. Sechs Jahre später war das von ihm selbst als No-restraint bezeichnete System in sämtliche englische Irrenanstalten eingeführt, und ihm verdanken sie in erster Linie die hervorragende Stellung, welche ihnen in der Pflege Geisteskranker bis auf den heutigen Tag

geblieben ist. Der Zwang hat aufgehört, in der Behandlung Geisteskranker eine Rolle zu spielen, und nach den zahllosen Erfahrungen eines halben Jahrhunderts ist ihm auch die eines Nothbehelfs nicht mehr zu gestatten. Der Verzicht auf Zwang bedeutet die Nötigung zu einer erhöhten Aufmerksamkeit auf alle Bedürfnisse der Geisteskranken, zu einer stetigen, bis zu dem scheinbar Unbedeutendsten sich erstreckenden Menschenfreundlichkeit.*"

Auf solche Menschenfreundlichkeit, dünkt mich, hat auch der Tote noch Anspruch. Aber sehr viele von denen, die über den verstorbenen König geschrieben haben, sind anderer Meinung. Man wird mir einwenden, daß die Wahrheit allen Rücksichten vorangehe. Ein Beispiel für viele möge zeigen, wie es mit dem Wahrheitseifer so mancher dieser Biographen bestellt ist. Der Verfasser einer Studie über den Charakter König Ludwigs schreibt: „Anfangs waren es die Dramen Schillers, der König schwelgte noch in Idealen und, wenn auch schon durchdrungen von seiner königlichen Machtposition, er vermochte doch noch einen Marquis Posa zu ver-

* Die Geisteskranken einst und jetzt. Von Ludwig Meyer (Göttingen). Deutsche Rundschau, XV. Jahrg., 7. Heft.

stehen und hochzuachten. Mit zunehmendem Größenvahn verschwanden von seinem Theaterrepertoire die Schauspiele, in denen von allgemeiner Menschenliebe, von Freiheit und Tugend geschwärmt wurde, und es traten, der zunehmenden Verehrung für Ludwig XIV, den König der Könige, entsprechend, französische Machwerke in den Vordergrund. Aus einer Reihe von Anekdoten und Hofscenen, an denen der König bei der Lektüre Gefallen gefunden hatte, mußten durch einen Hofdichter Theaterstücke gefertigt werden und die peinlichste Treue im Kostüm, in der Maske und im Wortlaut war die Bedingung des königlichen Wohlgefallens. Später, mit der zunehmenden krankhaften Steigerung der Phantasiethätigkeit, fiel die Wahl auf Darstellungen aus der römischen Kaiserzeit und auf indische Märchenpracht, und als die ethischen Gefühle des Königs immer mehr in Verfall gerieten, mußte sich auch die Tragik und die Grausamkeit in den befohlenen scenischen Darstellungen steigern, je mehr und auf je grausamere Art Menschen theatralisch zu Tode gequält wurden oder starben, desto größer war der Beifall des Königs für den Dichter und den Schauspieler. War gelegentlich die Stimmung des Königs mehr der ultra-sentimen-

talen Seite zugekehrt, so suchte und fand er das Echo seiner Empfindungen im Parsifal.“

Ich behaupte nicht, daß dieser Herr lügt, aber ich werde beweisen, daß seine Darstellung unwahr ist. Daß der Schauspieler, der in dem einen und andern Stück Ludwig XIV spielte, nicht mit einem Schnurrbart und in Kanonenstiefeln auftrat, gebe ich freilich zu. In einer Anmerkung nennt derselbe Verfasser „die Wahl der Theaterstücke für die Separatvorstellungen — charakteristisch für die ganz abnorme Grausamkeit des Königs.“ Würde es nicht Pflicht gewesen sein, sich vorher über den Inhalt jener Stücke zu unterrichten? Doch, der richtige Bildungsphilister, dünkt sich dieser Herr auf einem Chimborasso über dem Künstler, und acht oder zehn Schriftstellern, denn mindestens so viele waren für die „Separatvorstellungen“ thätig, mit einer unerweislichen Behauptung Ehre und Gewissen absprechen, hält er nicht für Unrecht.

Nicht nur aus tiefstem Mitgefühl für den unglücklichen Fürsten, sondern auch in berechtigter Nothwehr schreibe ich dieses Buch.

I.

Die Jugend König Ludwigs II von Bayern.

Am 12. Oktober 1842 fand in der Allerheiligenkirche zu München die Vermählung des Kronprinzen Maximilian von Bayern mit Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen und seiner Gemahlin Marie Anna, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, statt. Am 25. August 1845 wurde ihnen das erste Kind, ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen seines Großvaters Ludwig erhielt. Wieder drei Jahre später, am 27. April 1848, wurde die Mutter von einem zweiten Knaben — in Folge der Aufregungen und Schrecken jener Tage, zu früh — entbunden; die königliche Mutter, denn am 20. März hatte König Ludwig abgedankt und tags darauf Kronprinz Maximilian die Krone übernommen.

Ihre Kindheit und Knabenzeit verlebten die Prinzen zu München im Vaterhause. Dieses, die

weitläufige und prächtige neue Residenz, bot der jungen Seele Anregungen die Fülle. Da sind im Festsaalbau die großen geschichtlichen Wandgemälde, die Karl den Großen, Friedrich den Rotbart und Rudolf von Habsburg verherrlichen. Zwölf vergoldete Erzbilder ruhmreicher Wittelsbacher schmücken den Thronsaal. Im Königsbau stellt eine Reihe von Fresken die Hauptgestalten und Vorgänge des Nibelungenliedes dar; deutsche und althellenische Dichtungen hatten die Vorwürfe für die Bilder in den elterlichen Gemächern gegeben.

Aber auch die alte Residenz, die zwischen dem Festsaalbau und dem Königsbau liegt, mußte nachhaltig auf den Knaben wirken. Dieser Bau wurde in den Jahren 1607—1617, wahrscheinlich nach den Plänen Peter Candids ausgeführt; mannigfach verändert und entstellt, verblaßt und verwittert zeigt er immer noch genug der alten Herrlichkeit. Angesichts dieser unverwüstlich heiteren Pracht, nicht aus der Begeisterung für Ludwig XIV erklärt sich die spätere Vorliebe des Königs für dekorativen Prunk, für allegorische Darstellungen, eine Vorliebe, die er mit der harmlos empfänglichen Mehrheit teilt. Mit Ausnahme der Spiegelhalle ist in Versailles

keine Räumlichkeit, die sich mit den Prachtsälen und Zimmern der Maximilianischen Residenz vergleichen ließe. Man erinnere sich an die Klage Gustav Adolfs, daß er nicht das Ganze auf Räder stellen und den Münchenern entführen konnte An den Festsaalbau grenzt der Hofgarten, an zwei Seiten von Wandelhallen umgeben, die unter König Ludwig I mit Fresken geschmückt worden sind. Die geschichtlichen an der Westseite erinnerten die Prinzen an glorreiche Waffenthaten ihrer Ahnen: die Rettung des kaiserlichen Heeres in der Veroneser Klause durch den kühnen Handstreich Ottos von Wittelsbach, den Sieg Kaiser Ludwigs über Friedrich den Schönen von Österreich, die Erstürmung Belgrads durch Max Emanuel, u. s. w. Von den Fürsten der bayrischen Linie der Wittelsbacher hat jeder Großes gewollt, viele haben Großes gethan; glücklich war keiner. Das Schicksal des unglücklichsten, Kaiser Karl Alberts, scheint den tiefsten Eindruck auf den König gemacht zu haben. Ich schließ' es aus dem Eifer, womit er alle Nachrichten über Karl Albert sammelte. Goethe erzählt, wie er als Knabe die Schilderungen von der auffallend prächtigen Krönung Karls des Siebenten, von der ernstesten würdigen Gestalt und

den blauen Augen des Kaisers mit vieler Begierde vernommen. Wie dem Gefrönten selbst bei dem Frankfurter Brunke und Jubel zu Mute gewesen ist, erfahren wir aus einem Briefe des Kaisers an seinen Feldmarschall, den Grafen Törring: „Meine Krönung ist gestern vor sich gegangen, mit einer Pracht und einem Jubel ohne gleichen, aber ich sah mich zu gleicher Zeit von Stein- und Gichtschmerzen angefallen, — krank, ohne Land, ohne Geld, kann ich mich wahrlich mit Hiob, dem Mann der Schmerzen, vergleichen und kann nur auf Gott mein Hoffen setzen, auf ihn, der diese Übel zuließ, der uns auch wieder Rettung senden kann.“

Um so glücklicher war der Fürst, auf dessen Standbild die Urenkel Tag für Tag aus den Fenstern des Königsbaues blickten, König Maximilian Joseph I. Das bekannte Wort, daß die Geschichte Bayerns eine Geschichte versäumter Gelegenheiten sei, gilt nicht von der Pfälzischen Linie der Wittelsbacher. Und auch das vielmißbrauchte Schlagwort von der Haftpflicht der Kinder und Enkel für die Sünden der Väter ist in unserem Falle müßig; bei einem so alten und vielverzweigten Geschlecht wird es bezüglich der Personen niemals an Ähnlichkeiten, bezüglich der Ereignisse nie-

malß an Wiederholungen fehlen Kaiser Ludwig der Bayer trat gemäß dem Vertrag von Pavia 1329 die Pfalz an seine Neffen Rudolf und Ruprecht ab. Nach dem Tode Rudolfs bleibt die Pfalz von Fall zu Fall in einer Hand. Aber 1410 nach dem Tode Ruprechts III teilen sich dessen vier Söhne und stiften vier Linien: die Rurlinie oder Heidelberger Linie; die Oberpfalz; die Linie Zweibrücken-Simmern und die Linie Mosbach. Die Oberpfalz fiel schon 1443 nach dem Tode des Stifters Johann, da dessen Sohn unterdessen König von Dänemark geworden war, an Kurpfalz zurück. Diese, die Heidelberger Linie, erlischt im Mannesstamm 1559, und die Lande fallen an die Simmernsche Linie. Der Stifter der Zweibrücken-Simmernschen Linie war Ruprechts dritter Sohn Stephan 1410—1459. Seine Söhne Friedrich und Ludwig der Schwarze gründen, jener den eigentlichen Simmernschen Stamm, dieser den Zweibrückischen Stamm, der alsbald wieder sich verästelt. Das Haupt einer dieser Linien (der Linie Kleeburg), Karl Gustav, wurde als Schwiegersohn des Schwedenkönigs Karl IX nach Christinens Abdankung schwedischer König (Karl X). Mit dessen Enkel, dem merkwürdigen Karl XII von Schweden, erlosch die Kleebur-

gische Linie. Die eigentliche Simmernsche Linie erlischt 1685 und ihre Lande, die Kurpfalz u. s. w. fallen an die Linie Zweibrücken-Neuburg: diese erlischt 1742 und das Haupt der Linie Pfalz-Sulzbach, Karl Theodor, wird Erbe. Da 1777 mit dem Kurfürsten Maximilian III Joseph die bayrische Linie der Wittelsbach er erlischt, werden unter dem nächstberechtigten Erben Karl Theodor die bayrischen Lande mit den pfälzischen wieder vereinigt. Karl Theodor stirbt 1799 kinderlos, und es fallen die gesamten Länder an die letzte noch übrig gebliebene Linie Zweibrücken-Birkenfeld. (Die Linie Mosbach erlosch 1499.) Ein Christian V hatte die Linie Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld gestiftet. Ihn beerbte 1775 sein Neffe Karl II August. Da dieser 1795 auch kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Maximilian Joseph im mäßigen Besitz, der sich vier Jahre später so stattlich erweitert. Wie man aus obigem ersieht, ein außerordentlicher Glücksfall. Bei der Geburt Max Josephs (1756) war an ein Erlöschen der bayrischen und der bevorzugten Pfälzer-Linie nicht zu denken; er selbst war nur der zweitgeborene Sohn eines mit dem kleinsten Teil der Wittelsbachischen Hausgüter begabten Fürsten. Dieser Vater, Friedrich Michael, war niemals regierender

Fürst gewesen; erst sein ältester Sohn Karl August war durch das Ableben seines Oheims Regent des bescheidenen Herzogtums geworden. So hatte denn Max Joseph bis 1789 als Oberst des Regiments d'Alsace in Straßburg gelebt, wo ihm 1786 von seiner Gemahlin ein Sohn geboren wurde, der nachmalige König Ludwig I. Beim Ausbruch der französischen Revolution zog er sich in ländliche Einsamkeit nach Rohrbach an der Bergstraße zurück.

Der weiland Oberst des Königs von Frankreich, der nachmalige Rheinbundfürst! rufen die Unerbittlichen. Doch wer unparteiisch die Gründe wägt, die Max Joseph das Bündnis mit Frankreich näher legten, als die Zuflucht zu Österreich, wird sie als zwingende anerkennen. Die Absichten Österreichs auf Bayern, bisher vereitelt, waren, wie Max Joseph aus den diplomatischen Unterhandlungen Österreichs mit Rußland sich überzeugen konnte, nicht aufgegeben. Beim Anschluß an Frankreich war für den Kurfürsten die Wahrscheinlichkeit, Macht und Land zu behalten, größer als beim Zusammengehen mit Österreich.*

* Am 11. Dezember 1780 sagte König Friedrich II (nach dem Tagebuch des Marchese Luchefini): Wenn der Kurfürst

Das ist allerdings eine engherzige Rechnung. Allein die heiligen Männer, die um höherer Zwecke willen ihr Recht und Eigen gefährden, sind unter den Besizenden nicht häufig. Und war denn Deutschland im Lager Österreichs? Die ungarischen Husaren, die als Vorhut der österreichischen Statthalterei am 12. Februar 1742 in München eingesprengt waren, hatten dort nicht glimpflicher gehaust, als die Franzosen, die „als Befreier der deutschen Völker“ im Juni 1800 München brandschatzten. Man muß mit Goethe sagen, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein. In Max Josephs ältestem Sohne, dem Kronprinzen Ludwig, war das Nationalgefühl so lebendig, wie in irgend einem norddeutschen Fürsten.

Alles in allem, ist das Wort des Grafen La Garde über Max Joseph die bündige Wahrheit: Ein lebenswürdiger Mensch und ein ehrwürdiger König. Unter

von Bayern 20 000 Mann in Bayern hielt und mit Frankreich zum Zweck der Verteidigung der Pfalz jenseits des Rheins und des Herzogtums Berg ein ewiges Bündnis schloß, könnte er dem Kaiser gegenüber eine achtungsgebietende Stellung einnehmen.

ihm holte Altbayern binnen wenigen Jahren ein, was es in Jahrhunderten versäumt hatte, sein schlichter redlicher Sinn ebenso sehr wie seine guten Werke, die vernünftige Lebens-einteilung, vor allem die Verkündung der Verfassung, versöhnten die Franken und Schwaben mit ihrem unfreiwilligen Bayerntum. Die Worte, die er am Jubeltage seiner 25jährigen Regierung an den Bürgermeister von München richtete, waren sicherlich nicht nur sofern sie sich auf ihn, sondern auch insofern sie sich auf das ganze Volk bezogen, wahr: „Daß ihr Münchener mich liebt, die ihr mich immer in eurer Mitte habt, die ihr wißt, wie gut ich es mit jedem meine, das ist mir begreiflich; aber wie ich so viel Liebe in den Dörfern an den äußersten Grenzen verdient habe, wo man mich nie gesehen, das versteh' ich nicht. Allerdings war mein Wille immer rein und gut, und meine Bayern sind eben ein treues biedererz Volk. Das habe ich schon offen zu den Kaisern von Österreich und Rußland gesagt: ich möchte nicht mit ihren größeren Reichen tauschen. Ich hab' es immer gesagt und sage es jetzt als Greis wieder: Alles für meine Bayern, thun sie ja doch auch alles für mich.“

Als seine Urenkel großwuchsen, war das Anden-

fen Max Josephs im Volke noch keineswegs erloschen, und die vielen lebendigen Überlieferungen waren für den Kronprinzen ebensoviel Beweise, daß Frohsinn, natürliche Heutseligkeit und Abneigung gegen höfischen Prunk der Würde des Königtums nicht schaden, aber die Herzen gewinnen und daß es auch auf dem Throne Glückliche giebt.

Am 12. Oktober 1825, seinem Namenstage, wohnte dieser glückliche Fürst abends einem Ballfest bei, das der russische Gesandte ihm zu Ehren veranstaltete. Am anderen Morgen fand man ihn in seinem bürgerlich einfachen Schlafzimmer im Schlosse Nymphenburg entseelt. Er war in der That „sanft entschlafen.“

Die Gemächer, nein, die Stuben, die „Vater Max“ im Erdgeschoß im genannten Schloß bewohnte, sind bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben. Das Hausgerät ist schlicht, Familienbildnisse und einfach eingerahmte Bleistiftzeichnungen, „verfertigt von Charlotte“, „verfertigt von Auguste“, den zärtlich geliebten Töchtern, sind der einzige Schmuck. Der Urenkel wird sie oft genug betreten und sich dort auch an das schöne Wort Max Josephs erinnern haben: „Ich wünschte, ich wäre nie Regent gewor=

den; da ich es aber bin, will ich möglichst vielen dasjenige Glück schaffen, dessen ich selbst verlustig bin."

An den Nachfolger, König Ludwig I, richtete bei seinem Regierungsantritt Graf Platen ein Gedicht. Huldigungsgedichte sind mit Vorsicht aufzunehmen, doch Platens Verse sind so ernst und würdig im Ton, daß sie wohl als ein Zeugniß für das allgemeine Vertrauen gelten können, das man dem neuen Fürsten entgegenbrachte.

Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf,
Zu dir sich auf, mit Trauer und Stolz zugleich,
Vertraun im Blick, im Munde Wahrheit,
Schwört es dem Sohn der Wittelsbacher.
Des Thrones glatte Schwelle, wie selbstbewußt,
Wie fest betrittst du sie, wie gereift im Geist,
Ja! leichter hebt dein freies Haupt sich,
Seit die metall'ne Last ihm zufiel.
Dir schwellt erhabne Güte das Herz, mit ihr,
Was mehr noch frommt als Güte, der tiefe Sinn...

Gereift im Geist! Als Jüngling war er im Lager Napoleons und im Feuer auf den Mut in jeder Weise geprüft. Nie hat er seine Abneigung gegen das französische Bündniß verhehlt. In Tivoli bei Rom, angesichts der Villa des Varus, schreibt er die Verse nieder:

„Hermann! tönt es hier dumpf in die Stille des einsamen
Thales,

Freude und Scham zugleich treibt in die Wange mir Blut,
Denkend an das, was Deutschland ist und was es gewesen,
Es gehorcht Deutschland, sich selbst zernichtend, dem Korsen,
Und die Zwietracht allein hat es besiegt und besiegt's!“

Zur Zeit, als in Berlin Napoleonische Siege noch
gefeiert wurden, besuchte Ludwig dort die Werkstätte
Schadows und bestellte für den von ihm geplanten
deutschen Ehrentempel die Büste Friedrichs des Großen.
Da er in Straßburg den Festlichkeiten beiwohnen muß,
womit Kaiserin Josefine den Sieg bei Austerlitz ver=
herrlicht, spricht er das ahnungsvolle Wort: „Das
sollte mir die liebste Siegesfeier sein, wenn Straß=
burg, wo ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt
würde!“

So wenig verbarg er seine Gesinnung, daß er
damals immer in einer Gewitterwolke ging. Der
edle Graf Saint-Baslier, im Jahr 1871 der Bevoll=
mächtigte Frankreichs im deutschen Hauptquartier,
dann französischer Botschafter in Berlin, hat mir, als
er noch Attaché am Münchener Hofe war und von
mir im Deutschen unterrichtet wurde, wiederholt ver=
sichert, daß sein Großvater dem Kriegsgerichte bei=
gewohnt habe, das den bayrischen Kronprinzen Lud=

wig, wegen hochverrätherischer Absichten gegen das französische Kaiserreich, zum Tode verurtheilte. Napoleon, dem der Schatten Enghiens genug zu schaffen machte, verwarf den Spruch und begnügte sich mit Drohungen. Qui m' empêche de faire fusiller ce prince ?

Mit vielfältigem, dennoch gründlichem Wissen ausgerüstet, sprachenkundig hatte Ludwig als Kronprinz die Mehrzahl der europäischen Staaten bereist, nicht nur als Natur- und Kunstfreund, sondern um Erfahrungen für seinen künftigen Beruf zu sammeln. Bei aller Begeisterung für die Kunst erkannte er daher bei seinem Regierungsantritt als die nächste und wichtigste Aufgabe die Beseitigung der „bayrischen Finanznot“. Dank seiner Einsicht, seiner unermüdlischen Mitarbeit in allen Fragen und Geschäften des Staatshaushaltes schloß man seit langer Zeit wieder das Jahr ohne Unterbilanz ab. Wie er in seinem eigenen Haushalt selber Buch führte und wie ein gewissenhafter Kaufmann Soll und Haben überwachte, setzte er bald und für immer auch im Staatshaushalt die Beobachtung weiser Grundsätze und strenger Ordnung durch. Er entfaltete eine großartige Bauthätigkeit, sammelte Kunstschätze, berief

und beschäftigte eine Schar von bedeutenden Künstlern und war doch ein sparsamer Fürst.

Ein Mann war er von unermüdllicher Thätigkeit. Sechzig Jahre seines Lebens sah ihn schon der früheste Morgen bei der Arbeit. „Mein Licht ist immer das erste, wenn ich morgens auf den Max Josephplatz hinausblicke, erst nach und nach kommen die Lichter in den Bürgerhäusern, und wenn die Beamten in die Kanzleien gehen, habe ich schon alle Mappen durchgearbeitet.“ Dem stolzen Rückblick auf seine Thätigkeit in König Ludwigs I Erklärung vom 19. März 1848 konnten und können auch seine Gegner nicht die Berechtigung absprechen: „Bayern, eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun 23 Jahre herrschte. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen, ging ich mit dem Staatsgut, mit den Staatsgeldern um. Ich kann jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank allen, die mir anhängen. Auch vom Throne herab-

gestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland.“

Bald nach seiner Thronbesteigung hatte er, von Lebenskraft und Schaffensfreude durchglüht, versprochen, aus München eine Stadt zu machen, „die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat.“ Wie herrlich er diese Verheißung erfüllt hat, weiß alle Welt. Und um das Verdienst des Königs voll zu würdigen, vergesse man nicht die Mittel, die verhältnismäßig bescheidenen Mittel. Jeder Gang durch die Stadt bewies seinen Enkeln die Macht und Fruchtbarkeit eines festen Willens und edler Lebensfreudigkeit.

Wie bei allen bedeutenden Menschen lassen sich die Mängel und Irrtümer jenes Fürsten auf eben dieselben Eigenschaften zurückführen, die ihn zu so staunenswerten Unternehmungen befähigten. Ich halt' es indessen nicht für wahrscheinlich, daß man die Prinzen auf die Schattenseiten seiner Regierung aufmerksam gemacht habe. Und doch wurde eins dieser Gebrechen für den zweiten Ludwig verhängnisvoll: die Vernachlässigung des Heerwesens.

Wenn wir den Widerwillen erwägen, mit dem

Ludwig unter Napoleon gedient hatte, wie die Blutarbeit des Krieges dem Künstler, der Ludwig bei scharfem Verstande und großer Lebensflugheit gewesen, widerstreben mußte, begreifen wir ihn. Auch rechnete ihm die öffentliche Meinung, das heißt, die Mehrheit, die Hartnäckigkeit und Findigkeit, womit er das Militärbudget soviel wie möglich beschränkte, keineswegs als Fehler, sondern als Tugend an. Und so erhielt denn von seinen Söhnen nur einer, Prinz Luitpold, eine ernstlich und gründlich militärische Ausbildung. Und doch hat der Grundsatz des vielverkannten Machiavelli mit den nötigen Einschränkungen heute noch Giltigkeit, daß ein Fürst zu seiner eigenen Beschäftigung das Kriegswesen und dessen Einrichtung erwählen soll, denn wie Erfahrung in der Kriegskunst das Mittel sei, Herrschaft zu erwerben, so sei Verachtung des Krieges die erste Ursache, die Herrschaft zu verlieren.

Noch werden sich viele erinnern, wie leicht es damals Wohlhabenden und Studierenden gemacht wurde, sich der „allgemeinen Wehrpflicht“ zu entziehen. Die Kriegstüchtigkeit, der Stolz der Germanen, wurde beinahe als ein Unglück betrachtet, und Jünglinge, ja, Knaben mit gutem Auge trugen Brillen,

um am Vortage ihre Dienstuntauglichkeit darzuthun. Der unselige Wahn, der in Deutschland heute noch und nur in Deutschland verbreitet ist, daß ein körperliches Gebrechen, Kurzsichtigkeit, den Menschen „interessant“ mache und ein Aneifer zur Verschönerung beitrage, dürfte damals Wurzel gefaßt haben. Da jene absichtliche Niederhaltung kriegerischen Geistes nach unserer Überzeugung nicht ohne Einfluß auf die Gemütsrichtung König Ludwigs II geblieben ist, geben wir die Stelle aus einem „Auszug aus der in Bearbeitung begriffenen Geschichte des k. bayrischen Generalstabes“, welche, obzwar sie nur vom Generalstabe handelt, die damaligen allgemeinen Wehrverhältnisse scharf beleuchtet: „Als 1836 v. Raglovich starb, ersetzte ihn Generalmajor v. Baur, der bis 1847 die Stelle des Generalquartiermeisters bekleidete, ein kenntnisreicher, geistig hoch angelegter, auch auf dem Schlachtfelde bewährter Offizier, der aber etwas zu alt und zuletzt zu kränklich war. Er beantragte vor allem wieder die Abschaffung der Divisions-Quartiermeister, zeigte große Vorliebe für die seit 1833 eingeführten, ausgedehnten Refognoszierungen im Inlande und begünstigte zu sehr die schon beklagte Richtung im Generalstabe zum Terrain-Aufnehmen

und Situationszeichnen. Auch begannen damals die sogenannten „Spezialitäten“ = Mathematiker, Topographen, Konstrukteure, Erfinder u. s. w. im Generalquartiermeisterstabe hervorzutreten, was demselben nicht zum Nutzen gereichte. Die größeren Truppenlager von 1838, 1840 und 1846 vermochten diese Friedensneigungen nur wenig abzuschwächen. Die kriegsgeschichtliche Richtung und die in längerem Frieden einen Generalstab zierenden Bestrebungen für die Geschichte des eigenen Heeres dagegen blieben schwach vertreten, da die von 1840 bis 1866 bestehende „historische Sektion“ nur sehr Mäßiges leistete.“

Von der Persönlichkeit ihres Vaters mußten sich die Prinzen, so jung sie waren, bald einen klaren und hohen Begriff bilden. Ein Schatten von Schwermut lag über ihm, und leider konnte er nicht wie der Kaufmann von Venedig sagen:

Fürwahr, ich weiß nicht, was mich traurig macht:
..... wie ich dran kam, wie mir's angeweht
Von was für Stoff es ist, woraus erzeugt,
Das soll ich erst erfahren.

„Er hatte als Kronprinz im Jahre 1835 auf einer Reise in Ungarn eine schwere Krankheit durch-

zumachen gehabt, einen lebensgefährlichen Typhus, der eine nie ganz zu hebende Störung seines Nervensystems zurückließ, die Ursache häufiger, martervoller Kopfleiden, gegen welche die reine Alpenluft sich als treffliches Linderungsmittel bewährte.“

Schon seine zarte Gesundheit gebot ihm eine gewisse Zurückhaltung, auch war er keine glänzende Erscheinung wie sein Vater, sein Onkel Prinz Karl, seine Brüder, doch voll Würde. Er hat nicht den Widerspruchsg Geist, ist nicht verdrießlich und verbittert wie die meisten, denen ihr körperlicher Zustand Vorsicht, Entsagung, Schmerzen auferlegt. Allerdings hat er vom Königtum die höchste Meinung, ist von dessen göttlichem Ursprung, dessen Unantastbarkeit überzeugt, aber er bleibt auch immer auf der Höhe, denkt unablässig über die Pflicht des Fürsten und erfüllt sie nach bestem Wissen und Gewissen.

Mit achtzehn Jahren besuchte er die Universität in Göttingen, ein Jahr darauf studierte er in Berlin. Er war, wie seine Kollegienhefte beweisen, ein fleißiger Hörer bei den bestberühmten Philosophen und Geschichtsforschern, auch bei Savigny und bei dem Volkswirtschaftslehrer Salfeld. Den tiefsten und

nachhaltigsten Eindruck hat wohl Schelling auf ihn gemacht. Mit ihm wechselt er in der Ferne Briefe über die höchsten Fragen. Auch mit Thiersch, der ihm in München die geistigen Schätze Griechenlands und Roms erschlossen, bleibt er in innigem Verkehr. Da er seine italienische Reise antritt, giebt ihm Thiersch Ratschläge mit, welche römischen Schriftsteller er an Ort und Stelle lesen soll. Vor seiner Abreise nach Griechenland (1840), wo er seinen Bruder König Otto besuchte, schreibt er an Thiersch in einem herzlichen Abschiedsbrief: Meine lieben Klassiker begleiten mich und die dankbare Erinnerung der mit ihnen verlebten Stunden; welche Wonne, erstere auf ihrem heimischen Grund und Boden zu lesen, durchzuleben! Für ihn, den Kronprinzen, schreiben Dahlmann, Schlosser und Wolfgang Menzel über den Geist und die Aufgaben der Zeit; bayrische Gelehrte, Fallmerayer, Herrmann, v. d. Pforten, der Militärschriftsteller Major Hartmann u. a. liefern die Beiträge zu einem „politischen Handbuch für den Gebrauch eines Fürsten.“

Nicht wie so viele Thronerben ändert er sich, da er zur Regierung gelangt; er bleibt der Philosoph, das heißt, jener lauterer Begierde voll, die

aus der Vernunft entspringt, der Begierde nach Erkenntnis. Und auch darin bewährt er sich als wahren Philosophen, daß er „auch für die Übrigen das Gute wünscht, was er für sich selbst begehrt.“* Er schreibt an Schelling: „Möchte es mir doch gelingen, die wahre, echte Wissenschaft so heimisch hier zu machen, wie die Kunst, könnte man sie nur so an Grund und Boden fesseln wie die tief fundamentierten Baudenkmale, die nicht davongetragen werden können?! Wenn Gottes Wille es ist, wird es gelingen.“

Er liebte die Wissenschaft an sich und in Beziehung auf sein Land, sagt Ranke über den König.

Die Namen der Männer, die von ihm berufen wurden, waren zunächst für die Prinzen freilich nur leerer Schall. Als Liebig nach München kam, war Kronprinz Ludwig siebenjährig. Doch jene geistige Bewegung dauerte länger, als ein Jahrzehnt, und wie weltabgeschlossen die Prinzen ihre Schuljahre verbringen mochten, werden ihnen doch im Laufe derselben die Fragen, um die es sich damals handelte, und die streitbaren Männer hüben und drüben und die Symposien ihres königlichen Vaters nicht unbe-

* Spin. Eth. 4; 72.

kannt geblieben sein. Selbst diejenigen, welche damals im anderen Lager standen, werden sich heute sagen: Befruchtend war jene Zeit der Gährung, des entschlossenen Kampfes beider Parteien doch. Eigentlich begann die Bewegung schon mit der Ernennung Franz Dingelstedts zum Intendanten des Münchener Hoftheaters, und die schalkhaften Verse Dingelstedts an seine Fanny* sind der lustige Prolog zu einem sehr ernsthaften Stück Kultur=Politik:

Harre noch ein kleines Weilchen
In dem dumpfen, düstern Haus,
Und wie diese Winterveilchen
Wieder blühend schlägst du aus.

Günstiger als Schwabens Boden
Wird der bayrische dir sein;
Frischer Lüfte freier Odem
Ladet dort erweckend ein.

Für mich sind meine Universitätsjahre unvergeßlich, nicht weil ich jung war — das Schicksal blieb mir die fröhliche goldene Jugendzeit schuldig; doch ob schon mitten im Kampf um das Dasein, war ich in festlicher Stimmung, war es mit vielen andren älteren wie gleichaltrigen Studiengenossen — ich

* Mitgeteilt von Julius Rodenberg in: „Franz Dingelstedt, Blätter aus seinem Nachlaß.“

nenne unseren Felix Dahn. Als wenn das Aufeinanderplagen der Geister den Sauerstoff in der Luft vermehrte, ging man, den Kopf hoch und mit erweiterter Brust.

König Max II griff nicht selten selbst zur Feder. „Fragen an mein Herz“ ist eine Abhandlung in seinem schriftlichen Nachlaß betitelt. „Annehmlichkeit und Pflicht“ heißt eine andre, „Selbstbetrachtungen“ eine dritte. Den Fragen, was die „wahren Aufgaben der Menschheit“ seien, wie die Seele von „blinden Mächten“ sich befreie, sinnt er nach. Um sich an erhabenen Beispielen zu bilden, zu stärken, beschreibt er den Lebensgang Karls des Großen, König Alfreds, Friedrichs des Großen. Er schrieb Betrachtungen und Bemerkungen über Wissenschaft und Kunst, Staatsleben und Religion nieder. Wenn er dann eine Frage reiflich durchdacht, zu Ende gedacht hatte, sammelte er die Studien darüber zu einem Ganzen unter der Aufschrift „Klar geworden“. Bodenstein versichert, daß der König, mochte er auf einem Jagdausfluge, auf Reisen oder zu Hause sein, niemals seine Regierungsgeschäfte und Studien unterbrochen habe. Da er nur kurzen Schlaf nötig hatte und sehr früh aufstand, mußte er für alles Zeit zu finden; jeden

Abend dann legte er sich Rechenschaft über die Anwendung des Tages ab, „und ich glaube,“ sagt Bodenstein, „er hätte nicht schlafen können ohne das Bewußtsein, im Laufe des Tages etwas Gutes oder Nützliches gethan zu haben.“ Doch Bodenstein hat zu den Berufenen gehört und ist mehr Schöngeist als Gelehrter; ich führe also Döllinger an, den Kirchenlehrer, den geborenen Bayer: „Mir ist,“ sagt dieser, „im ganzen Umfange der Geschichte kein Fürst bekannt, der aus seiner Privatkasse mit solch einsichtsvoller Liberalität die wissenschaftlichen und litterarischen Erzeugnisse in ihren mannigfaltigen Verzweigungen unterstützt und gefördert hätte wie König Maximilian II. Da finden sich zuerst wahrhaft königliche Unterstützungen zu wissenschaftlichen Reisen im Betrage von fünf- bis achttausend Gulden; dann Stipendien für Studierende und angehende Gelehrte zum Besuche auswärtiger Universitäten oder auch Gaben an fremde Gelehrte zum Aufenthalt in München, Summen für Anschaffung wissenschaftlicher Instrumente, für Herstellung von Apparaten oder für Verfertigung verschiedenartiger Karten; großartige Unterstützungen für Anstellung von Forschungen im Auslande; beträchtliche Beiträge zur Herausgabe

der Werke von lebenden oder verstorbenen Gelehrten. Nirgend zeigt sich dabei eine Nebenabsicht, eine Bevorzugung dieser oder jener Richtung oder Partei; vielmehr ist durchweg nur der reine, objektive Sinn für das, was der Wissenschaft wahrhaft frommt, für Bayerns und Deutschlands geistige Bereicherung zu erkennen.“

So war der Vater König Ludwigs II.

„Wenn der auch inmitten der Mannesblüte seinem Volke entriffene König Max II länger die Bürde der ihn oft schwer beugenden Krone getragen haben würde (!), wäre (!) auch er, sagt man auf gültige Beweise hin, mit aller Wahrscheinlichkeit geistig gestört worden.“ So lesen wir in der kleinen Schrift eines „Mitglieds der bayrischen Abgeordnetenversammlung.“ Wie der Stil, so der Mann. Ich glaube nicht, daß man eine solche Vermutung aussprechen darf, ohne die „gültigen Beweise“ zu erbringen. Und wenn der Ungenannte seine Behauptung beweisen kann, warum spricht er doch wieder nur von Wahrscheinlichkeit? Der Tod ist das Zeichen, daß „die Elemente der lebenden Substanz über diesen Zeitpunkt hinaus dem Organismus nicht mehr zu dienen vermochten.“ (J. Henle.) Wer darf

an diesem zeitlichen Ziel rücken und rühren, wer sagen, was drüber hinaus eingetreten sein würde!

Quod non est in actis, non est in mundo.

.....

Hat König Max II den Zweck, den er mit solchem Eifer und solchen Opfern anstrebte, erreicht? Diese Frage lenkt unsern Blick auf München und die Münchener.

In einer vielgelesenen, auch auswärts angesehenen Münchener Zeitung veröffentlicht ein eingeborener Schriftsteller seit Jahren launige Schilderungen des häuslichen und wirtshäuslichen Lebens eines Altmüncheners von echtem Schrot und Korn. Da diese Aufsätze, wie man mich versichert, allgemeinen Beifall finden, muß ich annehmen, daß sich der Altmünchener wohlgetroffen, ja, geschmeichelt fühlt. Danach hat er Mutterwitz, ist hilfsreich und gut; er ist ein pflichtgetreuer Beamter und leidlicher Familienvater. Doch am wohlsten fühlt er sich nicht bei der Arbeit, nicht daheim, sondern in seiner Stammkneipe; am wärmsten wird er bei der Bierfrage. Auf gewählte Rede, feine Kleidung, Galanterie gegen die Frauen giebt er nichts. Alles, was über das Maß, d. h. sein Maß, hinausgeht, was mit seiner

Weltanschauung und Lebensführung nicht stimmt, nennt er poetisch und alles Poetische hält er für „überspannt“. Von ihm gilt auch heute jenes Wort Martin Wagners, „daß den meisten der Bierfrug doch noch immer viel lieber sei als die Aegineten.“ Und sicherlich hatte Döllinger darin recht, daß der übermäßige Biergenuß die Menschen verhäßliche und ihren Geist abstumpfe; aber nicht das Bier allein, die Kneipe überhaupt kann verderblich werden. Der Wirtshausplausch macht mit der Zeit auch den Bürger einer Millionenstadt zum Kleinstädter. Am Biertisch, nicht unter den Alerikalen sind die schlimmsten Gegner jener edlen Bestrebungen zu suchen, durch welche die Wittelsbacher „Bayern zu einem Kulturstaat“ erhoben. Strenggläubige Katholiken können begeisterte Kunstliebhaber, der Protestant kann ein Barbar in Kunstsachen sein. Fra Bartolomeo wurde Mönch aus Überzeugung und blieb doch ein großer Künstler; die Puritaner unter Cromwell verachteten Kunst und Wissenschaft. Wir geben zu, daß die Religion sehr oft als Vorwand dient; aber der wahre Grund des Mörgelns und Brummens ist die Furcht des Spießbürgers, daß die Neuerungen einen Bieraufschlag bringen oder sonstwie seine Be-

häßigkeit beeinträchtigen. König Ludwig I war zu allen Zeiten ein eifriger Katholik, und doch nannte das Philistertum seine Glyptothek das närrische Kronprinzenhaus. Das Philistertum murrte gegen die „Nordlichter“ und die Symposien seines Sohnes Maximilian, obwohl sicherlich niemand glaubte, daß Liebig oder Geibel den König zum Protestanten machen werde. Wenn solchen Lobern der guten alten Zeit ein Schlagwort der allerneuesten Richtung in den Kram paßt, verwenden sie es ohne Scheu. Wie oft z. B. bekam man beim Tode König Ludwigs II das Wort zu hören: on peut considerer le génie comme une neurose! Ja freilich, das Genie ist eine Krankheit! ruft der Philister und trinkt vor Freude über diese Entdeckung noch einen Krug. Thoren! Wenn nicht mehr Leute, als wir verdienen, an dieser Krankheit litten, würde dort, wo heute euer Brauhaus steht, nicht Macaulays berühmter Tscherosese, denn Amerika wäre ja nicht entdeckt, sondern der Urbajuvare vom hölzernen Steg seines Pfahldorfes auf einen Sumpf blicken.

Glücklicherweise haben auch diese Räuze ihre wahrhaft gemüthliche Seite, wovon ich sofort sprechen werde, und glücklicherweise sind nicht alle eingebo-

renen Münchener Altmünchener im obigen Sinn. Die Gemeinde derer, die sich über eine gute That und ein schönes Werk ohne Vorbehalt freuen, ist in München ebenso stark wie in irgend einer andren deutschen Großstadt. Und daß auch jene Altbayern, trotzdem sie zeitweilig widerborstig und kurzfristig sind, mit allen Fasern an den Wittelsbachern hängen, ist sicher. Sie mögen noch so unzufrieden mit ihrem Fürsten sein, sie freuen sich ihn zu sehen. In diesem Punkte sind sie keine dickblütigen Altbayern, sondern germanisches Vollblut. Als nach Karl Theodors Ableben der letzte Zweifel, ob Bayern nicht doch an Österreich verschachert sei, durch den Einzug Max Josephs in München gehoben wurde, trat ein Münchener Bürger, der Kaltenegger Bräu, auf den Kurfürsten zu, schüttelte ihm die Hand und sprach aus der Seele aller: „Na, Maxl, weil'st nur da bist!“ Von dieser Treue des Volkes konnten die Lehrer den Kronprinzen leicht überzeugen, denn die ganze bayrische Geschichte ist Ein Beweis dieser Treue. An der alten Dorfkirche Sendlings sieht man ein großes Gemälde von W. Lindenschmitt, das den letzten Kampf der oberbayrischen Aufständischen gegen die österreichische Zwingherrschaft (25. Dezember 1705)

darstellt. Die Kinder erretten! Die Kinder erretten! (nämlich die gefangenen Prinzen) war die Lösung. Jener Aufstand hatte nicht die Wirkung der Tyroler Kämpfe, doch seine Beweggründe waren die gleichen. Jägerwirt hier, Sandwirt dort! Wenn jene Kämpfe und Opfer trotzdem außerhalb Bayerns keinen Sänger fanden, können wir uns mit dem Gedichte Hans Hopfens trösten, das wahrer und wuchtiger wirkt, als manches fünfaktige Tyroler Trauerspiel.

.....
Und als an die Glocken der Frühwind fuhr,
Da stand von den Bauern ein einziger nur;
Das war der stärkste Mann des Lands,
Der Schmied von Rochel, der Meier Hans;
Mit einer Keule von Eisenguß
Drosch er sie nieder zu Pferd und Fuß.
Doch als die Sonne zur Erde sah,
Seine sieben Söhne lagen da,
Um's Fähnlein, das zerfetzte —
Der Vater war der letzte.
Nun tröst' euch Gott im Himmelreich,
Ihr abgeschiednen Seelen!
Es wird von solchem Bauernstreich
Noch Kindes Kind erzählen.
Wohl manch ein Mann, wohl manch ein Held
Geht um in deutschen Weisen:
Wir wollen den, der Treue hält,
Vor allen andern preisen.

Der trotz Verrat und Hochgericht
Von seinem Wort kein Jota bricht.
Jetzt aber sagt, wo kehren wir ein?
Ich denk', heut soll's in Sendling sein.
Vorbei am Kirchhof führt die Straß',
Da grüßen wir unters verschneite Gras:
„Sie lieber bayrisch sterben,
Als kaiserlich verderben!“

Andre Zeiten, andre Sitten. Doch jeder Gang durch die Stadt, jeder Ausflug über Land zeigte den Brinzen, daß „die Kinder“ auch den Nachkommen jener Bürger und Bauern über alles teuer sind.

.

Die Abneigung des Altmüncheners gegen das „Poetische“ hat bestimmte Grenzen. Allen Münchenern, überhaupt allen Altbayern gemeinsam ist die Freude an dramatischer Darstellung und der Hang zu dramatischer Darstellung. Ein Münchener Gelehrter hat ebenso gründlich wie anziehend das hohe Alter dieser Vorliebe nachgewiesen, und ich führe die Stelle aus seinem Buche* an, weil sie die vielgetadelte „Theaterwut“ König Ludwigs II in einem neuen und milderem Lichte zeigt. Vom Freisinger Domberge ging ein angeblich dem neunten Jahrhun-

* Karl Trautmann, „Oberammergau“ (Bamberg 1890), Seite 47 ff.

dert angehöriges, lateinisches Weihnachtsspiel vom Herodes und von den Magiern aus, von dort kommt der Ordo Rachelis, die dramatische Schilderung des Kindermords zu Bethlehem. Am Fuße der Benediktenwand, wo die leuchtenden Carmina Burana daheim sind, das Schönste, was fahrende Schüler je gesungen, gab man im zwölften Jahrhunderte Weihnachts- und Passionsspiele, in Tegernsee wurde um die gleiche Zeit jenes gewaltige Spiel vom Antichrist aufgeführt, das die ernstesten Gedanken von Kaiserherrlichkeit und Welthoheit in klingende, lateinische Reime faßte. Man konnte schon damals von einer Dramomanie in bayrischen Landen sprechen, wenn wir den Klagen des strengen Propstes Gerhoh von Reichersberg Glauben schenken wollen, der, ein Bollsinger Kind, längere Zeit im Kloster Rottenbuch gelebt, und der uns berichtet, daß die Priester die Kirchen mit mimischen Darstellungen erfüllten und zu Schauspielhäusern herabwürdigten, in welchen man die Krippe des Herrn, die mütterliche Jungfrau, den Stern von Bethlehem, den Kindermord, die Klage der Rahel dargestellt sehen konnte. Und als sechshundert Jahre später Johann Pezzl die gleichen Gaue heimsuchte, wurde wie ehemals in der

Kirche Theater gespielt, und die Passionsspiele am Karfreitag waren, wie dieser Schriftsteller sich ausdrückte, noch immer „ein unvergleichlicher Leckerbissen für den Schauspielhunger der Bayern.“ Unter dessen war freilich ein Ereignis eingetreten, welches das geistliche Drama in Altbayern neu belebt und in neue Bahnen gelenkt hat, — die Bekämpfung der Reformation und die hierdurch veranlaßte Einführung des Jesuitenordens.

Als die Väter der Gesellschaft Jesu am 21. November 1559 nach München kamen und damit endgültig festen Fuß in Bayern faßten, fanden sie im ganzen Lande viel Lust und Liebe zu Komödien und einen regen Sinn für theatralische Vorkommnisse, der sich in gelehrter wie in volkstümlicher Weise äußerte. Da waren zuvörderst die „Discipeln“ der städtischen Gymnasien, der sogenannten Poetenschulen und der Pfarrschulen, welche unter Leitung der Lehrer lateinische Schulkomödien aufführten, Stücke, theils direkt aus Plautus und Terenz entnommen oder nach diesen Vorbildern dramatisiert . . . Das war aber durchweg gelehrtes Thun, zum Teil bloße Schulübung und wirkte nur dann auf weitere Kreise, wenn die Stücke auch in deutscher Sprache über die Bretter

gingen, wie dies durch die Anregung des Rectors Hieronymus Ziegler etwa 1547 in der Landeshauptstadt Brauch wurde.

Die wirklich volkstümliche Dramatik lebte in den ernstesten und heiteren Schauspielen der Bürger und Handwerker in Stadt und Markt. Bald waren es einzelne Zünfte, deren Mitglieder zur Inszenierung eines Stückes sich zusammenthaten; bei besonders festlichen Anlässen war die Aufführung Sache der ganzen Bürgerschaft, zumeist aber werden die theaterfreudigen Elemente ihren Sammelpunkt in der auch in Bayern weit verbreiteten und fest gegliederten Genossenschaft der Meistersinger gefunden haben, welche neben dem Singen auch das Spielen von Dramen in ihr Programm aufgenommen hatten Gemeinsam, wie es scheint, war allen diesen Äußerungen dramatischen Lebens in Altbayern eine gewisse Schlichtheit der Ausstattung, ein Zug, der in der Folge auch das Theaterwesen der protestantischen Städte kennzeichnet. In bewußtem Gegensatze zu ihm stand das scenische Programm der Jesuiten.

Im Jahre 1574 fand in München ein Ereigniß statt, das einen Wendepunkt im dramatischen Leben des Bayernlandes bilden sollte. Es war die Auf-

führung der Tragödie Konstantinus. Zwei Tage dauerte das Spiel, am ersten Tage wurden die Heldenthaten des Christenkaisers zur Darstellung gebracht, der zweite Tag galt seiner Mutter Helene und der wunderbaren Auffindung des Kreuzholzes Christi in Jerusalem. Die ganze, herrlich geschmückte Stadt diente dem Stücke zur Bühne; mehr als tausend Personen wirkten als Redende oder als Statisten mit. Von nah und fern war das Volk herbeigeströmt, um das unerhörte Schauspiel zu bewundern, wie der Sieger über Maxentius nach Römerart seinen Einzug hielt auf glänzendem Biergespann, umgeben von vierhundert Reitern in weithin schimmernden Rüstungen, oder wie das sichtbare Zeichen der Erlösung unter den begeisterten Zurufen der tief-ergriffenen Menge durch die Straßen der Stadt getragen wurde Die Jesuiten, meint Trautmann, hätten damit ins Werk gesetzt, was Richard Wagner in unseren Tagen mit so großem Erfolge versuchte — eine Vereinigung aller Künste im Rahmen des Dramas. Die Wirkung war eine berauschende, und wie der Meister von Bayreuth hatten auch sie alsbald ihre fanatischen Anhänger und in den kunst-sinnigen Wittelsbachern großgütige Förderer ihrer

Absichten. Die Elemente zu einem solchen Gesamtkunstwerke waren ja in vorzüglicher Weise am bayrischen Hofe vorhanden; die trefflichsten, italienisch geschulten Maler, Bildhauer, Streicher und Stukkatori für die Dekorationen, Kostüme, lebenden Bilder und technischen Vorrichtungen; eine Musikkapelle, die damals in Europa ihresgleichen suchte und deren Leiter Orlando di Lasso ein ebenso schnell schaffender wie genialer Komponist war, und daß die Jesuiten als Regisseure großartiges zu leisten imstande waren, haben in der Folge selbst ihre bittersten Gegner zugestanden So trat damals für Bayern mit dem Katholizismus als idealem Mittelpunkt in der That jenes nationale Gesamtkunstwerk ins Leben, das Richard Wagner für Deutschland ersehnte, das Festspiel, zu dem man aus allen Orten des Landes wallt, an dem das ganze Volk teilnimmt und das durch die Großartigkeit der Durchführung zum nationalen Weiheakte wird. So paradox diese Behauptung klingen mag, sie entspricht vollkommen den Thatfachen und läßt sich Punkt für Punkt urkundlich erweisen.

Solche Festspiele hat die Hauptstadt außer dem Konstantin noch manche gesehen; es mag nur an

die Aufführung der Esther im Jahre 1576 erinnert sein, die an zweitausend Teilnehmer beschäftigte und die theatergeschichtlich besonders dadurch interessant geworden, daß auch die in jenen Tagen am bayrischen Hofe so beliebten italienischen Komödianten daran teilnahmen

Daneben bestanden zu Nutz und Frommen der gelehrten Kreise die eigentlichen, lateinisch gespielten Schulkomödien der Jesuiten, die zu Weihnachten als sogenannte Herberg- oder Hirtendialoge, in der Fastnacht als Lustspiele, in der Fastenzeit als Meditationen, zu Ostern wieder als Dialoge und am Ende des Schuljahres als „Endskomödien“ zur Aufführung gelangten.

Auf diese Weise gelang es den Jesuiten, die in der Hauptstadt so lebendige Theaterfreudigkeit ganz in die von ihnen gewünschten Bahnen zu lenken. Neben diesen Schauspielen gaben sie auch der Münchener Fronleichnamsprozession eine ganz dramatische Ausgestaltung, indem sie in lebenden Bildern die Hauptmomente des alten und neuen Testaments vor den Augen der Menge entrollten. —

Diese Vorliebe für Schaustellungen blieb trotz allen Kriegs- und Finanznöten bis in die Gegen-

wart lebendig. Ja, die Kunstpflege König Ludwigs I gab ihr erst rechte Nahrung. Die Kostümbälle und Mai feiern der Münchener Künstlerschaft sind weltberühmt. Im „Grünen Heinrich“ hat Gottfried Keller eins dieser Feste, das Nürnbergs goldene Zeit verherrlichte, unübertrefflich geschildert. Ohne die freudige Teilnahme der Begüterten jedoch würde es unmöglich sein, den heiteren Prunk und Glanz von Jahr zu Jahr zu erneuern, ja, zu steigern. Und in allen Schichten der Bevölkerung äußert sich diese Freude, die größtenteils Farbenfreude ist, wenn der Rahmen sich erweitert, die Stadt als Bühne, der blaue Himmel als Dach dient. So war der Festzug zur 600 jährigen Gründungsfeier der Stadt München (Sommer 1858) mit vielen Tausenden von Teilnehmern angeschaute Kulturgeschichte der sechs Jahrhunderte. Auf dem Max Josephsplatz zog Gruppe auf Gruppe unter den Augen der königlichen Familie erst vorüber und verweilte dann, bis der Platz mit allen den bunten, heiteren und ernstesten Gestalten, Reitern und Fußgängern, gepanzerten Rittern und geputzten Höflingen, Bürgern und Bauern, mit den Zügen der Zünfte und Gewerke, Turner und Schützen der Neuzeit gefüllt war, ein

lebendes Bild ohnegleichen, doch kein stummes, starres, denn die ungeheure Menge brach zur Huldigung des Fürsten in unermesslichen Jubel aus. — —

Alle Wittelsbacher liebten und pflegten die Musik. Kurfürst Albrecht V zog niederländische Sänger an seinen Hof, seine Nachfolger beriefen italienische Künstler; französische Schauspieler gehörten zum Hofhalt Ferdinand Marias. Die Pfälzischen Wittelsbacher waren nicht minder eifrige Kunstfreunde. Wie Karl Theodor seiner pfälzischen Residenz Mannheim die erste deutsche Hofbühne gegeben hatte, auf der Schillers Jugenddramen ihre Probe bestanden, gewährte er auch in München der Oper und dem deutschen Schauspiel eine feste Stätte. Unter Max Joseph zählte die Münchener Oper zu den besten in Europa. Der französische Schriftsteller Henry Beyle, der Vorläufer Balzacs, aber heute erst in seinem Vaterlande gewürdigt, war ein begeisterter Opernfreund. Seine Bücher über Haydn, Mozart und Rossini, seine Denkwürdigkeiten, Reisewerke und Briefe enthalten zahlreiche Mittheilungen über italienisches, deutsches und französisches Opernwesen. Wiederholt rühmt er das Münchener Hoforchester und beim Lobe von Sängern und Sängerinnen er-

wähnt er mehr als einmal zu ihren Gunsten, daß sie in München sehr gefallen hätten.* Unter Ludwig I war nur noch ein Sänger ein geborener Italiener — Bellegri. Das Schauspiel unter König Maximilian II besaß bis zur Berufung Dingelstedts wohl vorzügliche Kräfte, war aber immer noch das Stiefkind. Dingelstedt brachte neues Leben; namentlich seine „Mustervorstellungen“ waren ein glücklicher Wurf. Aber schon vor ihm nahmen die Mitglieder der Hofbühne in der Münchener Gesellschaft eine geachtete Stellung ein. In diesem Punkte dachte man damals und dachte nachmals König Ludwig II wie Robes-

* Henry Beyle (Stendhal) geb. 1783, gest. 1842. Ich führe aus seiner correspondance eine Stelle an, die beweist, wie man am bairischen Hofe Kunstsinne mit weiser Sparsamkeit paarte. Beyle schreibt aus Mailand am 11. Dezember 1818: Je viens de lire une lettre de l'aimable S.... (Schiaffetti?); sans écorner sa vertu, elle est la favorite de la reine, du roi, des princes etc. Ils l'accablent de choses flatteuses à Munich; ma poco di danaro. Le jour de naissance d'Adélaïde S..., où elle a eu dix-huit ans, le prince royal Louis est venu chez elle en grand gala, et, en entrant, lui a dit avec majesté: Je vous prie de vous mettre à genoux. — Elle s'y met tout étonnée. — Jurez-moi devant Dieu qui voit tout, aujourd'hui votre jour onomastique (fleines Versehen!) que, quoi qu'il vous arrive dans la suite, vous me regarderez toujours comme votre père.

pierre: „Die Schauspieler werden in höherem Grade die öffentliche Achtung verdienen, wenn sich ein albernes Vorurtheil nicht mehr dagegen sträubt, daß sie diese erlangen.“

— — — — —

Die Kränklichkeit König Maximilians II gebot häufigen Aufenthalt im Gebirge. Die Gemahlin mit ihren Prinzen pflegte ihn zu begleiten. Die blauende Alpenfette im Süden ist ein Hauptreiz für die Münchener Spaziergänger. In einem Briefe aus Donauwörth (16. April 1809) schreibt der oben erwähnte Benle: „Heute morgen um 4 Uhr erwacht, um 5 Uhr 20 Minuten nach Augsburg abgereist; reizender Tag. Ich sah plötzlich die Alpen: Augenblick des Glücks. — Verstandesmenschen z. B. Wilhelm III haben niemals solche Augenblicke. Diese Alpen — für mich waren sie Italien.“ Dieses Wort: ces Alpes étaient, pour moi, l'Italie, könnte man getrost auch König Ludwig I in den Mund legen. Für seinen Enkel waren und blieben die Berge selbst der Magnet. Hohenschwangau, wo die königliche Familie am häufigsten, am liebsten verweilte, war freilich wie kein andrer Ort geeignet, ein Knabengemüth zu bestricken: durch den

Reiz des Hauses, die Landschaft und — vielleicht am stärksten — durch seine Geschichten, ich sage absichtlich, Geschichten, welche die verhaltene Blut alter Glasgemälde besitzen.

Wer von der weiland Bischofsstadt Füssen dem Schloß entgegenwandert, läßt die fruchtbare Lech=ebene im Rücken. Über das Tannicht eines Felsen=fegels steigt das Schloß mit Ecktürmen und Zinnen; das gelbe Gemäuer hebt sich von dunklem Grunde ab, denn der Burghügel ist nur der Schlüsselpunkt eines breiten dichtbewaldeten Bergfattels, der sachte hinansteigt. Auch die Thalsohle ist baumreich, und diesseits und jenseits des Waldrückens liegen fried=liche Gewässer, der Schwansee und der Alpsee. Zur Linken lassen wir das bescheidene Dorf Hohenschwangau unter uns; Gebirge in weitgespanntem Bogen umgiebt uns, die Berge schneiden sich, schroffe Gipfel blicken über grüne Ruppen; die bedeutendste Felsen=gestalt in der nächsten Nähe ist der 2037 Meter hohe Säuling. Karl Stieler hat das Hohenschwangauer Gebiet wiederholt beschrieben, doch in Prosa ergeht er sich, er, der den Chiemgau und andere Berg=gelände so anschaulich schildert, hier in landläufigen Ausdrücken wie „gewaltige Bergeswildnis“, „him=

melantragende Wände“, „waldumsäumte Idylle“, und überläßt schließlich „dem Pinsel des Malers“ die Schilderung. In seiner Dichtung „Hohenschwangau“ rühmt er vor allem die schöne Einsamkeit. Auch in einer Beschreibung Hohenschwangaus aus jüngster Zeit* legt der Verfasser den Ton auf die Einsamkeit. Doch „eine einsame Gegend“ ist ein zweideutiger Begriff. Es giebt Landschaften, erhabene Landschaften, denen auch das bunte Gewühl und der Lärm einer Menschenmenge nicht den Ernst nimmt, und andre, die uns gestern schwermütig erschienen, weil wir allein waren, heute, von Spaziergängern und Gruppen fröhlich Lagernder belebt, völlig verwandelt, ein liebliches und lachendes Gefilde erscheinen. Eine solche ist die um Hohenschwangau. Die Natur dort ist nicht von erhabener, sondern lieblicher Schönheit, sie kann ein gesundes Gemüt nicht verdüstern, zumal sie Gebirg und Ebene vereint, und der Wanderer so oft er will an einem weiten Gesichtskreis sich erfreuen kann. Auch von König Ludwigs eigenem Bau, von der Burg Neuschwanstein hat man Blicke in das Weite, auf freundliches, fruchtbares, gemeinnütziges Land. Nicht

* A. Graf Westarp, Die Königsschlösser Ludwigs II.

seine Vorliebe für Bergnatur machte Ludwig II einsam: sein Verhängniß war es, daß er in der Folge in die Stadt und in das Gebirge die Einsamkeit mit sich brachte. Die Gegend um das märkische Schloß Rheinsberg ist viel stiller, als jene um Hohenschwangau, hat weit weniger Farbe und Abwechselung, aber:

Unter einem heitren Himmel, sitzend am Fuße der Buchen,
Forſchen wir hier im Wolf, zum Troß unsern Priestern;
Grazien und Scherze besuchen uns hier;
Doch haben auch andre Götter noch Zutritt.
Ergreift uns dann poetische Begeisterung,
Besingen wir Mars und Minerva
Und ehren wir Bacchus, das Glas in der Hand*.

Unter heiterem Himmel! Da liegt's! Sobald Ludwig II ein Nachtleben begann, konnte von einer reinen Naturfreude in ihm nicht mehr die Rede sein. Das war Romantif!

Joseph Freiherr von Hormayr hat die goldene Chronik von Hohenschwangau geschrieben, ein Buch von staunenswerter Gelehrsamkeit** mit eingesprengten Truggebilden. Die Eingangstrophien des Wid-

* Kronprinz Friedrich II an den sächsischen Geheimrat von Suhm.

** NB. für den Kenner: Muffat!!

Seigel, König Ludwig II.

mungsgedichtes sind nicht goldene Poesie, aber können allem, was über Hohenschwangau gesagt und gesungen worden ist, als Denkspruch voranstehen:

Wem ist die Burg doch eigen, die dort am Lech sich hebt,
Wo sich drei Marken scheiden? Ei, wie so stolz sie strebt!
Auf Bayerns Boden fußt sie und blickt so frei hinein
Ins schöne, üpp'ge Schwabenland und ins Tyroler Gestein.

Wo sich drei Marken scheiden, da steht das alte Schloß;
Von dreien Heldenstämmen trug es gar manchen Sproß.
Dreistöckig schlingt der Ephen um Schwangaus Turm sich hin;
Den Welfen und den Staufern, den Schyren gilt dies Grün.

Hier ist noch immer fruchtbarer Grund für den Altertumsforscher, Römerschanzen und Warttürme und Gräber heiliger Apostel finden sich hier neben einander. Über Vermooß und Reutte führte die westliche Abzweigung der Claudia Augusta nach Bregenz, über Scharniz, Partenkirchen nach Augsburg. Aber auch am Lech hinab ging's zur glänzenden Augusta Vindelicorum; der Sperrpunkt beim heutigen Füssen, die Fauces alpium waren für die Römer der „Schlund“, für Ostgoten und Franken der „Alpeneingang.“ Klassischer Boden für einen Wittelsbacher!

Die ersten Lehensherren der Schwangauer, die

reichsten Grundbesitzer waren hier die Welfen, das schwäbische, dann freilich durch Langobardenblut verjüngte, von alters her mit Bayern eng verknüpfte Geschlecht. Der Ahnherrn einer, Eticho, soll sich aus stolzem Gram, weil sein Sohn vom Kaiser Lehen genommen, mit zwölf Getreuen in den Scharnitzer Wald, damals eine Wildnis mit Ur und Elch, zurückgezogen haben.

Kurz vor dem Tode Welfs II (1120) erhielt ein Schyre, Graf Otto von Wittelsbach, die Pfalzgrafschaft in Bayern. Die Gemahlin Heinrichs IX (des Schwarzen), der dem kinderlosen Welf in der Herzogswürde folgte, war eine Nuhme des neuen Pfalzgrafen.

Nach allen Nachrichten, denen der gewissenhafte Kiezler „unbedingt“ traut, sind die Grafen von Scheiern Nachkommen der Luitpoldinger. Ein Angehöriger dieses Hauses, ein Graf Otto, heiratete in der Mitte des 11. Jahrhunderts Hazaga, die Witwe eines Grafen Hermann von Raftl. Diese Hazaga und ihre Söhne führten zuerst den Namen Scheiern nach einer Burg an der oberen Ilm. Eckehart I, der vierte Sohn Graf Ottos und der Hazaga begründete die mächtigste und heute noch zukunfts-

kräftige der drei scheinischen Linien, die mittelsbachische.

Als Heinrich IX abdankte, folgte ihm in der bayrischen Herzogswürde sein zweiter Sohn Heinrich X (der Stolze). Er feiert 1127 Hochzeit mit der Tochter des deutschen Königs, des sächsischen Lothars. Zehn Jahre später, auf der Heimkehr von der ruhmreichen, dennoch erfolglosen Römerfahrt bringt Heinrich seinen totkranken Schwiegervater bis Breitenwang, ein Dorf drei Stunden weit vor Hohenschwangau. In einer elenden Hütte übergiebt der sterbende Kaiser dem Welfen die Reichskleinode und schließt die Augen.

Als Friedrich Barbarossa im Herbst 1155 von seiner ersten Römerfahrt über Trident zurückkehrte, weilte er einige Zeit auf dem welfischen Lechrain; und da sein Gastfreund, der lustige alte Welf, des Löwen Oheim, mit ihm war, ist sein Besuch Hohenschwangaus nicht unwahrscheinlich. Von den Welfischen Lehensmannen, den Rittern von Schwangau, hört man indessen nur aus den Urkunden über Schenkungen oder Vergleiche, bei denen sie Gezeugen sind, immer in vornehmer Gesellschaft.

Am 3. März 1221 war zu Augsburg ein

Hiltebold von Schwangau einer der Zeugen, als der Brixener Bischof Berthold mit dem Grafen Albrecht von Tyrol Frieden machte, in welchen die Herren von Neuffen, von Böls und die Welsberg eingeschlossen wurden, während die schlimmsten Räubnester, S. Lambert, Rasgenstein und der Turm zu Matrei geschleift werden sollten. Jener Hiltebold nun dürfte der Minnesänger Herr Hiltbolt von Swanegou sein, von dem die Manesse'sche Handschrift 23 Minnelieder enthält. Aus sprachlichen Gründen wurde von den Forschern jüngster Zeit unter den fünf „historischen“ Schwangauer Hiltebolden dieser als der Minnesänger ermittelt. Aus seinen Versen erfahren wir, daß er als Kreuzritter in Syrien gewesen ist, aus den Urkunden, daß er in seinem Gau als ein gerechter und wahrhaftiger Mann gegolten hat. Im Jahre 1225 ist er mit seinen zwei Brüdern Heinrich und Konrad in der Kirche zu Peiting als Friedensstifter und Zeuge der Beilegung eines Streites zugegen, der zwischen den Bröpfen von Raitenbuch und Steingaden ausgebrochen war. Den 11. November 1228 erscheint er mit vielen Herren aus Tyrol als Bürge des Landfriedens zwischen Albrecht von Tyrol und dem

Bischof von Chur. Dem Kloster St. Magnus in Füssen wurde der Besitz eines Hofes in Hattenhofen bei Oberdorf von einem Ritter von Sulzberg bestritten; Hiltebold wußte und bezeugte, daß der Hof unter dem früheren Abte Rudolf für das Kloster rechtlich erworben worden, u. a. Welche von den vier Schwangauer Burgen er bewohnt habe, läßt sich nicht feststellen, die vordere oder hintere Hohe Schwangau, den Frauenstein oder den Sinewolsturm.* Die Manessische Sammlung bringt auch sein Bild, d. h. das Pergamentgemälde stellt ihn mit geschlossenem Stechhelm, in Ringpanzer und Wappenrock dar, wie er an jeder Hand ein Edelfräulein zum Tanze führt, während ein Spielmann geigend voranschreitet. Der Schwan auf dem Helm, die Schwäne an dem Wappenrock, vor allem der Schild mit dem weißen Schwan im roten Felde lassen über die Persönlichkeit keinen Zweifel; was für ein Gesicht aber hinter dem Eisen sich birgt, bleibt unserer Vorstellung überlassen. Die Lieder sind schlicht, innig, nicht ohne Anklänge an Walter von der Vogelweide. Kanonikus Johannes Schrott hat 1871 „die Minne-

* sinewel = rund. Auch Scheiblingsturm genannt. So ist auch bei Bozen ein „gescheibter Turm.“

lieder Herrn Hiltbolds von Schwangau zum erstenmal übersezt und mit begleitendem Text herausgegeben“ und das Büchlein „dem erhabenen Burgherrn von Hohenschwangau zum Schwanstein“, König Ludwig II, gewidmet. Ihm „steigert sich die Vermutung zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß der Meister von der Vogelweide öfter auf den Burgen Schwangaus zu Gaste gewesen und mit Hiltbold in Berührung gekommen sei.“

Auch der Name Konradin ist mit Hohenschwangau verknüpft.

Der letzte Hohenstaufe, am 25. März 1252 auf der Trausnitz zu Landshut geboren, während König Konrad IV, sein Vater, in Italien war, verlebte seine Knabenjahre mit der verwitweten Mutter Elisabeth am Hofe seines Onkels und Vormundes Ludwigs II (des Strengen) von Bayern und wohl auch in Schwangau, wo die Burgherren inzwischen Stauffensche Lehensmänner geworden waren. Die junge Königswitwe vermählte sich 1228 zu München mit dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol. „Der kleine Konradin war über diese Ehe so ungehalten,“ schreibt Karl Stieler, „daß er es verweigerte, sich zu erheben, wenn seine Mutter in den Saal

trat; er war das Königskind, sie aber hatte sich zur Gräfin erniedrigt.“ Leichtgläubiges Poetenvolk! Stieler vergißt, daß die deutschen Könige Wahlkönige waren und der Graf von Tyrol und Görz auf die Krone gleiche Anwartschaft hatte wie z. B. der Graf Rudolf von Habsburg, und an Macht und Besitz seinem herzoglichen Schwager mindestens gleichstand. Übrigens verlobte sich Konradin selbst mit keinem „Königskind“, sondern mit der Tochter des Markgrafen von Landsberg. In Hohenschwangau nun soll Konradin von seiner Mutter Abschied genommen haben, als er im August 1267 nach Sizilien aufbrach, seinem Tode entgegenging. Für diese Annahme spricht ein Stiftsbrief, den Elisabeth am 22. August 1267 zu Schwangau unterzeichnete. Es handelt sich um Stiftung einer Zelle in dem Frauenkloster Marienthal (zwischen Brixlegg und Brandenburg), und als gegenwärtige Zeugen sind genannt: Unser geliebtester Sohn Chunradus Jerusalem et Sicilie Rex, dux Swevie, unser erlauchter ältester Bruder Ludowicus Comes Palatinus Rheni, dux Bawarie, unser Gemahl Meinhardus comes Goritie de Tirolis, Tridentine, Brixinensis et Aquilegiensis Advocatus. Zeugen sind ferner ihr Schwager Albert;

die Grafen von Eschenlohe, die Ritter von Weilheim, von Hurneheim, von Taram, Konrad von Freundsberg u. a. Gegeben in Swanegowe. Da jene Zeugen nun alle am Zuge Konradins — wenigstens bis Verona — teilgenommen haben, scheint Hohen Schwangau der Sammelplatz gewesen zu sein.

Wahrscheinlich auch hielt Kaiser Ludwig der Bayer, wenn er am nahen Plansee jagte, in Hohen Schwangau seine Rast. Wahrscheinlich — doch ich würde kein Ende finden! der tapfere Frundsberg (Georg von Freundsberg, † 1528 im nahen Mindelheim), Kaiser Maximilian, — viele drängen sich zu.

Dem Geschlecht der Schwangauer erging es wie hundert andern. Sie konnten sich nicht in die neue Zeit finden. Zunächst schadete dem Rittertum das veränderte Wehrwesen — Feuerrohre und Fußvolk — mehr als die Buchdruckerpresse. Verschuldet, verkaufen Väter und Söhne von ihrem weit in das Tirolische reichenden Besitz Hufe auf Hufe. Schließlich, im 16. Jahrhundert, treten die zwei kinderlosen, die letzten Schwangauer, Heinrich und Georg, mit kaiserlicher Bewilligung, Lehen, Austerlehen, die verfallenen Stammburgen, alles an die Augsburger Patrizier Baumgarten für 31,000 Gulden ab. Kurz

nachdem alles übergeben war, im Januar 1536, starb Georg und im Dezember desselben Jahres Heinrich von Schwangau. Die neue Herrlichkeit indeß dauerte kaum ein Menschenalter. Die Familie Baumgarten war gleichzeitig mit den Fuggern reich geworden. Der Käufer Schwangaus, Hans von Baumgarten, hatte in erster Ehe eine Fugger, in zweiter eine Freyberg. Seine Söhne werden Reichstände; doch der fürstliche Aufwand, den sie ihrer Stellung schuldig zu sein wähnen, richtet sie zu Grunde. Herr „David von Baumgarten, Freiherr zu Hohenschwangau und Erbbach, Herr zu Rürenberg und Rörzingen, dabei Obermarschalkh dess Stüfft Augspurg, Ro. Kay. M. Rath“, wurde Schulden halber landesflüchtig, nahm an den Grumbachischen Händeln teil und wurde im Jahre 1567 zu Gotha enthauptet; sein Bruder saß wegen der Schulden Jahre lang zu Augsburg in enger Haft. Hohenschwangau wurde von dem Herzog Albrecht von Bayern gekauft. Im Wechsel von Glück und Unglück während der Erbfolgekriege ging der Schwangauer Besitz für Bayern verloren, kam wieder an Bayern zurück. Die alten Burgen trümmerten hin; auch das von den Baumgarten neuerbaute Schwanstein

wurde haufällig. Anfangs unseres Jahrhunderts war es Eigenthum des Fürsten von Dettingen-Wallerstein, dann des Topographen Adolf Sommer. Es sollte auf Abbruch verkauft werden. Da kam — im Jahre 1829 — auf einer Wanderung in den Bergen der bayrische Kronprinz Maximilian nach Hohenschwangau. Sein Bruder Otto, sein Erzieher, v. Dettel, und Graf Bocci, der sinnige Dichter, begleiteten ihn. Schon damals faßte Maximilian den Beschluß, Schloß und Gebäude seinem Hause wieder zu erwerben; Verhandlungen wurden angeknüpft, gediehen aber erst im Jahre 1842 zum glücklichen Ende. Unter Dominik Quaglios, später unter Zieblands Leitung, wurde auf den Grundmauern des Baumgartenschen Schwansteins das neue Schloß erbaut; die Maler Adam, Wilhelm Lindenschmitt, Lorenz Quaglio, Scheuchzer, Glink, Meher, Ruben und Moriz v. Schwind schmückten das Innere. Wenn der junge Ludwig sommers nach Hohenschwangau kam, winkte ihm auch in diesem Elternhause die Vergangenheit — Sage und Geschichte — lockend von allen Wänden. Da sah er den Schwanenritter Lohengrin, wie er auf dem Rhein ins Horn stößt, um dem Kaiser sein Mahen zu verkünden; da die

Mutter Karls des Großen im stillen Würmthal, harrend auf ihren Retter und Rächer; da den hünenhaften Langobarden Autaris und seine bajuwarische Braut Trudelinde. Seine Ahnen sah er hoch auf gewappnetem Roß, mit gezücktem Schwert im ewigen Rom und unter den Palmen am Nil. Da sah er alle die Kaiser und Herzoge, Minnesänger und Kreuzritter aus der Chronik von Hohenschwangau; und wenn er auf Martin Luther fragend blickte, pries man ihm die bayrische Gastfreundschaft, vielleicht mit Luthers eigenen Worten: Wenn ich viel reisen sollte, wollte ich nirgend lieber ziehen, denn durch Schwaben und Bayerland, denn sie sind freundlich und gutwillig, herbergen gerne, gehen Freunden und Wandersleuten entgegen und thun den Leuten gütlich und gute Ausrichtung um ihr Geld.

Wenn Ludwig vom Burggärtchen, wo ein hoher Springquell rauscht, ins Weite blickte, mußte er die Welt schön finden. War es nicht natürlich, daß die junge Einbildungskraft die schöne Welt mit jenen hohen farbigen Gestalten bevölkerte?

Wir gaben die mittelalterliche Geschichte Hohenschwangaus im Auszuge, doch schon zu ausführlich; allein nur sie macht es begreiflich, warum der Auf=

enthalt dort für den jungen Prinzen gefährlicher war, als der Aufenthalt in irgend einem anderen der schön gelegenen bayrischen Schlösser. Den Familienerinnerungen in den Schlössern zu Nymphenburg, Schleißheim und am Starnbergersee, auch in der herrlichen Trausnitz zu Landshut fehlt der blaue Duft der Ferne, wenn ich so sagen darf, das Musikalische. Der alte Eticho, der nur Gott über sich anerkennt und den Sohn verwünscht, weil er ein Unfreier wird; der Minnesänger, der am Tage mit den Sarazenen kämpft und abends das Lob seiner blonden Geliebten zur Harfe singt, Konradin, der auszieht, um ein Paradies zu erobern: das sind Persönlichkeiten, die dem dunklen Thatendrang, der unbestimmten Sehnsucht eines frühreifen Knaben, seinem romantischen Bedürfnis, entsprechen. Die ländliche Stille vertiefte den Eindruck, die strenge Erziehung, von der alle sprechen, konnte ihn nicht verwischen. Die strenge Erziehung!? Man ließ die Prinzen niemals ohne Aufsicht; sie mußten früh aufstehen, fleißig lernen, bekamen schmale Kost und wurden unnachsichtlich bestraft, wenn sie Strafe verdienten. Damit allein werden die Herzen nicht gehärtet. Im wesentlichen wurde der Kronprinz

nicht anders erzogen, als die meisten Knaben, die „studieren“ sollen. Seine Eltern und Lehrer waren unnachgiebiger, aber sie waren nicht andrer Ansicht, als die Mehrheit. Der Grund, aus dem man dem Knaben, wenn er wider den Stachel löckte, die Strenge erklärte und die gegenwärtige Pein verfügte, war nun freilich wieder romantisch:

Denn du wirst einst König sein!

Ich kenne das viele Schöne, was in Jean Pauls Levana über Fürstenerziehung steht, doch bin ich der Ansicht, daß Jean Paul dabei mehr einen angehenden Patriarchen, als den Kronprinzen eines Verfassungsstaates im Auge hatte, obwohl Bayern damals schon eine Verfassung besaß.

König Maximilian, als pflichtgetreuer Fürst, als Freund der Theorie, wird den Lehrplan für seine Söhne reiflich erwogen haben, und er hatte jedenfalls gewichtige Gründe, warum er dem Kronprinzen vorläufig nur eine „gute Gymnasialbildung“ zu teil werden ließ. Es fragt sich nur: Würde er den Kronprinzen nicht anders erzogen haben, wenn er z. B. entschlossen gewesen wäre, dereinst dem Achtzehnjährigen die Regierung abzutreten?!

Griechische und lateinische Grammatik waren die

Grundlage; Bruchstücke aus den lateinischen und griechischen Musterwerken wurden gelesen. Ich frage die Altersgenossen des Königs: wenn sie nicht Schulmänner oder Historiker wurden oder aus eigenem Antriebe das Studium der Alten fortsetzten, was sie von „den Göttern Homers, von den Idealgestalten der Tragiker, den Gedanken Platos, dem Staatswesen der römischen Republik“* aus der Schule in das Leben hinübergerettet haben? Und angenommen, dem Kronprinzen sei z. B. das Verständniß der griechischen Philosophen wirklich aufgegangen — wie ist einem Schüler Platos auf dem Thron zu Mute? Was hat die „abstrakte, wesentliche und ewige Wahrheit“ mit der Lebensklugheit gemein, die einem Fürsten unserer Tage wie jedem anderen Menschenfinde nötig ist!?

Doch der Geist und Wert der Antike ist Ludwig II überhaupt nicht klar geworden, da er in der Folge nicht die geringste Neigung für irgend eine Seite des griechischen oder römischen Altertums zeigt — man müßte denn seine Vorliebe für buntfarbige Marmorbilder römischer Kaiser auf das Studium der Klassiker zurückführen.

* Hermann Grimm, Deutscher Unterricht auf Gymnasien.

Daß die Ausbildung des Kronprinzen keine ausschließlich humanistische bleiben sollte, beweist der Umstand, daß ihn König Max bei Liebig und Tolln Chemie und Physik hören ließ. Die Verehrung Maximilians für Justus von Liebig war, wie man aus diesem Schritt ersieht, aufrichtig und tief, ein schönes Zeugnis geistiger Hoheit. Denn was der große Chemiker von Schellings Spekulationen hielt, war dem König bekannt.

„Man hatte das Ziel der Wissenschaft und daß sie nur Wert habe, wenn sie dem Leben nütze, beinahe aus den Augen verloren und man gefiel sich in einer idealen Welt, die mit der wirklichen in keinem Zusammenhang mehr stand.“ (Justus v. Liebig). Die Wissenschaft hat nur Wert, wenn sie dem Leben nützt! Schade, daß der Kronprinz nicht länger der Schüler Liebig's gewesen, nicht inniger mit ihm vertraut geworden ist! Die Welt wird im großen und ganzen auch nicht anders werden, wenn der Naturwissenschaft der breitetste Raum in den Schulen gewährt wird, aber ebenso wie sie den Armen vor der Lehre der Gleichheitsbengel bewahrt, die verroht, überzeugt sie den Mächtigen, daß alle Größe nur relativ ist.

Auch ein Fingerzeig über die Erziehungspläne König Maximilians ist es, daß er in seinen letzten Lebensjahren die am bayrischen Hofe beglaubigten Gesandten und andere Persönlichkeiten zuweilen vom Kronprinzen empfangen, und daß er sich auf Staatsreisen von seinen Söhnen begleiten ließ. Das waren Ludwigs erste Schritte in die Weite, in das Volk. Die Leutseligkeit Ludwigs, die der Verfasser der schon erwähnten Schrift, Dr. med. Franz Karl, kurzweg auf die Kunst, sich zu verstellen, zurückführt, war ihm ebenso natürlich, wie der Sinn für das Volkstümliche. Der Landmann öffnete ihm sein Herz. Jene aber kennen den Bauer nicht, die da glauben, daß er sich durch Händedrucke, herablassende Freundlichkeit und mundartliche Anpassung berücken lasse.

Man sagt, es sei nichts vernachlässigt worden, was die körperliche Entwicklung der Prinzen zu fördern geeignet war. Besonders wird auf die Strenge, womit man sie zur Mäßigkeit anhielt, aufmerksam gemacht. Wenn es wahr ist, daß „der junge Kronprinz seiner Liesi (einer alten Zimmermagd) oft dankbar war für Mitgebrachtes aus der Stadt oder für Reste von ihrer eigenen Mahlzeit“, muß die Kost allerdings nicht reichlich, aber auch nicht

ausreichend für den Knaben gewesen sein, der rasch in die Höhe schoß. Ein Augenzeuge schildert das Aussehen des Kronprinzen folgendermaßen: „Der Kronprinz war zu damaliger Zeit nicht schön zu nennen. Die bleiche, etwas ins Graue spielende Gesichtsfarbe kontrastierte eigentümlich mit dem großen, schwarzen Auge; die Wangen waren hohl, und nur die fein geschnittenen Gesichtszüge verrieten eine Spur jener späteren Schönheit, durch welche der König berühmt war. Prinz Otto dagegen, welcher damals noch nicht auf Kosten der runden, kindlichen Formen aufgeschossen war, konnte als Bild bezaubernder, jugendlicher Schönheit gelten, wie er denn überhaupt der königlichen Mutter noch ähnlicher sah als der Kronprinz. Außerdem hatte er einen weit elastischeren Gang, während der Kronprinz schon damals den gleich auffälligen Gang hatte wie König Ludwig I.“*

Daß er früh schon auf das Pferd kam, versteht sich von selbst. Der Reiter wird geboren, pflegte des Prinzen Karl Oberstallmeister, Leefeld, zu sagen, er selbst ein Centaur. Ludwig II war ein ge-

* König Ludwig II. Ein Lebensbild von Ludwig Rudolf Schaufert. (1886.)

borener Reiter. Wenigstens in seiner Jugend hatte er Freude am Tier, und das Tier Freude unter ihm.

Wohl durfte er mit dem einen und andren jungen Grafen Umgang pflegen; alles in allem, blieb er doch einsam. Der Wettstreit fehlte. Spiele im Freien — Ballschlagen, Springen und Ringen — in Gemeinschaft mit Gleichaltrigen blieben ihm versagt. Wer England kennt, weiß von den blühenden, strammen Knaben dort zu sagen. Brillenträger, Bleichfarbige, Schwächliche sind unter den Jünglingen dort selten. Weil sich die Knaben in freier Luft tummeln, spielend in allen Leibeskünsten üben müssen. Das war schon im mittelalterlichen England so: „Nach Tische zieht die gesamte Jugend (Londons) nach einem Plage vor der Stadt zu dem berühmten Ballspiele. Die Schüler der einzelnen Anstalten haben ihre Bälle für sich. Die Älteren, die Väter, die Reichen aus der Stadt kommen zu Pferde, die Spiele der Jungen zu sehen, und werden in ihrer Weise jung mit den Jünglingen, und es ist, als gewönne ihr Blut die kräftige Wärme wieder und die Leichtigkeit, wenn sie so viel Bewegung schauen und an den Freuden der ungebundenen Ju-

gend teilnehmen.“* Doch wir brauchen nicht an England, nicht an die preußischen Prinzen zu erinnern, ein Beispiel liegt näher: Wenn Ludwig II eine Jugend wie die Söhne seines Oheims gehabt hätte, würde er wenigstens nicht dieses Ende genommen haben.

.

Der Kronprinz erhielt auch Klavierunterricht. Doch sein Meister, „der alte Wanner“, eine in München allbekannte Persönlichkeit, ein Musiker von echtem Schrot und Korn, sprach mit Entschiedenheit und bis an sein seliges Ende dem erlauchten Schüler alles musikalische Gehör ab.

Von lebenden Fremdsprachen lernte der Kronprinz nur die französische. Daraus erklärt sich die Gleichgültigkeit König Ludwigs II für die englischen Geisteswerke. Allerdings hat uns die Schlegel'sche Übertragung Shakspeare wie einen der Unseren nahe gebracht; doch als der König Shakspeares Bekanntschaft machte, war er bereits vom Zauber des Französischen, von der Klarheit, dem Fluß dieser Sprache bestrickt. Da er Byron nur in mittelmäßigen Über-

* M. I. die ganze Stelle aus William Fitzstephen bei Schulz, Höfisches Leben, I, 133.

setzungen gelesen hatte, mochte er denn auch behaupten, daß die leidenschaftliche Beredsamkeit Viktor Hugos bei keinem germanischen Dichter zu finden sei. Doch abgesehen von der schönen Literatur, abgesehen davon, daß mindestens 120 Millionen englisch sprechen, würde die Kenntniss des Englischen einem Prinzen von lebhafter Einbildung und kühnen Erwartungen besonders nützlich gewesen sein, weil sehr viele englische Bücher nicht oder ungenießbar übersetzt sind, die wichtige Beiträge zur Weltkenntniss zur Staatskunst bilden und ebensowohl ohne Grübelei, wie ohne Überschwang geschrieben sind.

König Ludwig I sprach vier oder fünf lebende Sprachen und schwärmte namentlich für das Italienische; es berührt eigentümlich, daß der Enkel „die Vorlage von Dantes Göttlicher Komödie, aber nur in Übersetzung“ bezieht (April 1884).

Die vielen Geschichten, die aus König Ludwigs II Jugendzeit erzählt werden, sind mit Vorsicht aufzunehmen und unbefangen zu prüfen. Das geistreiche Wort, daß das Kind der Vater des Mannes sei, ist nicht immer wahr: ein Wechsel in den Glücksumständen, starker Wille, ja, veränderte Kost vermögen viel. Ein Knäblein spielt vor dem Hause

mit dem Geschirr einer Kinderküche und schleudert im Übermut einige Tellerchen auf die Erde. Der Kladderadatsch der Scherben gefällt ihm, das Gelächter der Vorübergehenden stachelt es; da sein Vorrat bald zertrümmert ist, holt es aus der elterlichen Küche, die zufällig leer steht, nach einander Teller, Tassen, Töpfe und schmettert sie unter allgemeinem Hallo auf das Pflaster. Ist diese Zerstörungswut nicht sehr bedenklich? wenigstens ein Verschwender wird das Kind!? Nein, denn es ist Wolfgang Goethe Einem halbreifen Knaben machen Kameraden weiß, daß sein Vater der außer-eheliche Sohn eines Edelmanns, des Knaben angeblicher Großpapa also nicht der wahre Großvater sei. Der Junge, nicht entrüstet, sondern gekitzelt, schlüpft daheim von Stube zu Stube und mustert die vielen Bilder Unbekannter, welches davon das Porträt seines blaublütigen Vorfahren sein könnte. Wird aus diesem Jungen nicht ein unausstehlicher Geck werden? Nein, denn wiederum ist es der junge Goethe.

Ich erzähle einen solchen Vorgang mit den eigenen Worten des Augenzeugen, dem unbedingt geglaubt werden darf. Die Handlung spielt in München, im englischen Garten im Winter 1859.

„Eines Tages hatte sich Prinz Otto einen Schneeball gemacht und rief seinem Bruder freudig zu: Siehst du, Ludwig, ich habe einen Schneeball, der ist größer, als dein Kopf! Der Kronprinz riß ihm den Ball sofort aus der Hand, worüber Prinz Otto in Thränen ausbrach. Der Erzieher fragt, was es giebt. Ludwig hat mir meinen Schneeball genommen, ruft Prinz Otto. Königliche Hoheit, wandte sich der Erzieher an den Kronprinzen, das geht nicht; wenn sich Prinz Otto einen Schneeball gemacht hat, so gehört er ihm und Sie dürfen ihm denselben nicht nehmen. — Wie, rief der Kronprinz mit blitzenden Augen, ich dürfte diesen Schneeball nicht haben! Wozu bin ich denn Kronprinz!“ *

An sich betrachtet, ist der ganze Vorgang drollig; heute nimmt man ihn ernst. Warum? die hohe Meinung von seiner Würde, den Stolz auf die Erstgeburt schöpft ein Kind doch nicht aus sich selbst? Rechts gehe ich, denn ich bin eine Baroneß, sagte eine Kleine zu ihrer Schulfreundin. Heute ist sie eine brave, liebenswürdige Frau. Und glaubt man, daß der älteste Bub' eines Tyroler Großbauern

* Schaufert, König Ludwig II.

über sein Erstgeburts-Recht in holder Unbewußtheit lebt? Deshalb wird er doch ein tüchtiger Bauer und rechtschaffener Mann.

Schauerlicher klingt eine zweite Erzählung. „Es war im Sommer 1857, während der Hof sich in Berchtesgaden aufhielt. Die beiden Prinzen waren ohne Aufsicht (?) im Park der königlichen Villa. Als ein Hofbeamter zufällig des Weges kam, bot sich ihm folgendes Schauspiel: Prinz Otto lag an Händen und Füßen gebunden auf dem Rasen, ein Knebel steckte ihm im Munde und um den Hals war ihm ein Taschentuch geschlungen, an dem der Kronprinz heftig zerrte. (Das Taschentuch, nun ja, doch die Stricke und den Knebel, wo fand er sie nur sogleich?) Der Hofbeamte eilte erschrocken hinzu, um den schwächlichen Otto zu befreien, doch Ludwig widersetzte sich ihm, indem er zornig rief: Er ist mein Vasall und wagt es, ungehorsam zu sein — ich muß ihn hinrichten! Der Beamte mußte Gewalt anwenden(?), um Prinz Otto aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. König Max über das Vorgefallene ebenso erschrocken wie aufgebracht, erkannte dem Kronprinzen eine empfindliche Strafe zu, welche wieder auf diesen so erbitternd gewirkt hat,

daß er für alle Zeit eine heftige Abneigung gegen Berchtesgaden faßte und dasselbe in seinem Leben nie wieder betrat.“* Der Vorgang wäre klar, bis auf das Fesseln und Anebeln. Die Prinzen hatten ein Stück Mittelalter, Welfen und Waiblinger oder Herzog und Lehensmann aufgeführt, sich veruneinigt, und nun züchtigte der Starke den Schwachen. Abscheulich! Ja, denn das ist nur unter Erwachsenen erlaubt. Aber hat der Vasall wirklich in Todesgefahr geschwebt? Die Hinrichtung macht mich stutzig. Knaben spielen Räuber, spielen leider auch Hinrichtung, doch diese sicherlich in der landesüblichen Weise — in Bayern ist der Strang unbekannt.

— König Ludwig II mied Berchtesgaden, denn es erinnerte ihn allerdings an die strengen und seiner Ansicht nach ungerechten Strafen, die ihm dort von seinem Vater wiederholt zuerkannt wurden, weil sich der Knabe weigerte, auf die Jagd zu gehen. —

„Ein Hofbeamter“ ist so unbestimmt, wie „ein Wirtshaus bei Ruffstein“, von dem ein Biograph aus den späteren Jahren des Königs zu erzählen weiß. „Bei Ruffstein ist ein Wirtshaus, in dem der

* L. R. Schaufert, von Fr. Lampert u. a. wiederholt.

König zahllosemale war, eine Nacht hindurch oder zwei, da durfte aber niemand den König in ihm erkennen, sonst war er verschwunden.“ Zufällig habe ich in den Jahren 1880—1886 in Ruffstein gelebt, aber niemals ein Sterbenswörtchen von dem gespenstischen Gast gehört. Und das bestbewahrte Geheimniß würde wenigstens in den Tagen bekannt geworden sein, als der Tod und die Schicksale des Königs der Inhalt aller Gespräche waren. In einem andern Fall wartet derselbe Schriftsteller mit zwei Namen auf. Er berichtet eine Äußerung König Ottos von Griechenland, die nach seiner Meinung eine düstere Weissagung war: „Als der vertriebene König Otto von Griechenland sein Testament machte, bedachte er mit seinem reichen Vermögen, als kinderloser Mann, jedes Mitglied seiner Familie. Nur dem Prinzen Ludwig, der sich häufig von Onkel und Tante über die Kunstschätze des alten Griechenlands erzählen ließ, vermachte er sein Legat. Freiherr von Wangenheim erlaubte sich einst in zarter Weise, Otto an seinen Nessen zu erinnern. Abwehrend meinte der König: Der Unglückliche ist für den Thron bestimmt und wird da genügende Mittel in die Hand bekommen, den schwärmerischen Mei-

gungen, die sich schon jetzt in ihm entwickeln, zu folgen.

König Otto verließ Griechenland im Oktober 1862, Ludwig wurde König im März 1864; also würde Obiges in das Jahr 1863 zu verlegen sein. Menschlicher Weise sahen die Verbannten alles Unrecht nur bei den Griechen. Jede Erinnerung an die Vergangenheit mußte sie tief erschüttern. Und da soll ihr Nefse mit ihnen im ersten, schwersten Trauerjahre über die Kunstschätze Griechenlands geplaudert, häufig geplaudert haben!

Die schwärmerischen Neigungen, sagt König Otto, die sich schon jetzt im Kronprinzen entwickeln. Der Kronprinz war damals 18 Jahre alt. Ja, wann entwickeln sich denn schwärmerische Neigungen? Glücklicherweise doch in der Jugend, nicht im Alter. Übrigens bezeugen König Ottos eigene Worte, daß er die Neigungen für harmlos hält. Ludwig würde genug bekommen, meint er, um ihnen folgen zu können. Unglücklich nennt Otto seinen Nefsen, nur weil er für den Thron bestimmt ist, das Königtum aber — nach seinen Erfahrungen — kein Glück bringt. Er schenkt dem Nefsen Ludwig nichts, weil dieser als König die Fülle haben wird. Das Ganze dünkt mich un-

wahrscheinlich; keinesfalls aber kann ich in der Rede ein ungünstiges Urtheil und düstere Ahnungen entdecken.

Bei demselben Schriftsteller heißt es: „Als König Ludwig einst in seinen Kinderjahren den Großvater zum Geburtstage mit der Deklamation eines Gedichtes erfreuen sollte, wählten die Höflinge eins der Gedichte Ludwigs I. Unwillig rief der kleine Prinz: Nein, nein, das lerne ich nicht! Es giebt so viele, so schöne Gedichte von Uhland, Schiller, Goethe; weil Großpapa ein König gewesen, ist er immer noch kein Dichter, der mir gefällt.“ Die Höflinge wählten? Nein, es ging im Hause Maximilians nicht wie in einem Singspiel zu. Die Eltern oder Erzieher wählten, und wenn die Wahl auf Verse des Großvaters fiel, erlaubte sich der kleine Prinz keine Kritik. Auch hat der kleine Prinz weder Uhlands, noch Schillers Werke, am wenigsten Goethes Gedichte gekannt. Erst im siebzehnten oder achtzehnten Jahre durfte der Prinz unsere Klassiker — natürlich mit Auswahl — lesen. Zunächst Schiller. Deshalb und weil er bei natürlichem Geschmack durch eifrige Studien ein gutes Urtheil in literarischen Dingen erwarb, und weil ihm die Gewalt und Wucht der Sprache Schillers besonders zusagte, blieb er für

Schillers Werke bis zu seinem Lebensende begeistert. Er las sie mit Entzücken und hörte sie noch lieber. Schauspieler, die von ihm empfangen wurden, mußten ihm Verse Schillers vortragen oder — er trug sie selber vor.

An seinem achtzehnten Geburtstag erhielt der Kronprinz sein erstes Taschengeld, von den bayrischen Münzsorten je ein Stück; die Gesamtsumme wird also nicht groß gewesen sein. Mit diesem Schatz begab er sich sofort zu einem Geschmeidehändler, um seiner Mutter ein Medaillon zu kaufen, das sie im Laden gesehen und bewundert hatte. Der Goldschmied legt das Geschmeide vor und fragt, ob er es mit der Rechnung in das Schloß schicken dürfe. Nein, erwidert stolz der Kronprinz, ich habe jetzt selbst Geld; hier ist meine Börse; nehmen Sie sich, was das Medaillon kostet! Der bayrische Abgeordnete und Pastor Herr Friedrich Lampert knüpft an diese Anekdote die Frage: Hatte er auch damals schon so wenig Verstandnis für den Wert des Geldes wie später? — Ich glaube, daß sich sogar ein junger Rothschild über den Tauschwert seines ersten Goldstückes Täuschungen hingiebt.

Verbürgt ist der folgende Zug. Der sieben-

jährige Kronprinz durfte den König nach Bayreuth begleiten. Bei der ersten Mittagstafel in der Eremitage beobachtet der Knabe den vor der Glasthür auf- und abgehenden Posten und fragt schließlich, ob er dem Manne etwas zu essen geben dürfe . . . Unmöglich, erwidert ihm sein Vater, der Mann darf nichts annehmen, denn er steht auf Wache . . . Nach einer Pause sagt Ludwig: Wenn der Soldat nichts nehmen darf, Papa, will ich mich an ihn heranschleichen und ihm heimlich etwas in die Tasche stecken.

Auf jeden bösen Zug ein guter. Der Pfälzer Schaufert hat recht: Ludwig war nicht besser und nicht schlimmer als andere Kinder.

Nach allen Zeugnissen hat Ludwig als Knabe, als Jüngling seine Mutter, die schöne, gute Königin Marie, zärtlich, ja schwärmerisch geliebt. Sie besaß viele vortreffliche Eigenschaften, doch keine, durch welche sie dauernden Einfluß auf ihren Ältesten hätte gewinnen können. Ich nehme ein Gleichniß aus der Logik: beide waren nicht disparate, aber konträr entgegengesetzte Begriffe.

Leibesübungen erhöhen die Kraft, stählen den Mut; doch sie allein genügen zur Abhärtung nicht,

wir müssen auch unsere fünf Sinne kasteien, das Gemüt gegen die Macht der Gefühle härten. Jeder denkt hiebei an den jungen Goethe, wie er zu Straßburg seinen Widerwillen gegen starken Schall, seinen Abscheu vor „krankhaften Gegenständen“, wie er das Schwindeln und Schaudern überwinden lernte. In dieser Beziehung, scheint es, war man dem Kronprinzen gegenüber zu nachsichtig. Er blieb sein Leben lang Kraftübungen abhold. — — Beim Siegeseinzug im J. 1871 war er schon nicht mehr imstande, die verwundeten und zu Krüppeln geschossenen Soldaten zu begrüßen.

— Bei unerwarteten Ereignissen verlor er nicht den Mut, aber die Gelassenheit. — In seiner Abneigung gegen häßliche Menschen wurde Ludwig unbarmherzig. Der Knabe drehte sich gegen die Wand, als ihm ein Bedienter entgegenkam, dessen Gesicht ihm widerwärtig war. Bei einem Ordensfest der Georgiritter, dem letzten, an dem König Ludwig II teilnahm, war ein untergeordneter Ministerialbeamter als Herold beschäftigt. Vielleicht war er in der Wappenkunde gelehrt wie der burgundische Oberherold Toison d'Or in Walter Scotts Quentin Durward; doch der löwenbestückte Wappenrock stand ihm wie dem Esel die Inful. Schon nach der ersten Festnummer

sollte er auf Befehl des Königs seiner Würde entkleidet werden. Der Einwand besonnener Männer, daß Häßlichkeit kein zureichender Grund sei, einen pflichtgetreuen, betagten Staatsdiener aufs tiefste zu fränken, fand Gehör, man zog N. N. das Festgewand nicht aus, doch mußte er sich bei den folgenden Feierlichkeiten so weit wie möglich vom König entfernt halten.

Wenn wir alles, was wir von Ludwigs Jugend erfahren können, zusammenfassen, war er achtzehnjährig ein Jüngling von hoher, geistiger Begabung, von einer Vorbildung, die den künftigen Lehrmeistern nichts verdarb . . . Mensch! . . . Da er ein leidenschaftliches Gemüt besaß, konnte man ihm ohne große Sehergabe Leid und Enttäuschungen voraussagen. Noch stand er unter dem Zeichen der Romantik. Das war an sich kein Übel. Doch wenn ihm eine ruhige Entwicklung gegönnt worden wäre, würde sich die Romantik nicht als der rote Faden durch sein ganzes Leben gezogen haben. Wenn er trotzdem als Fürst die Aufgaben, die nur mit scharfem Verstande und ruhigem Gemüt gelöst werden können, wie wir sehen werden, gelöst hat, so wird das schwerste Stück Arbeit wohl von seinen Räten

gethan worden sein. Ihnen sind wir für ihre Mühen und Erfolge, dem König aber für diese seine Räte Dank schuldig. „Man urtheilt zunächst über einen Fürsten und seinen Verstand, nachdem die Personen beschaffen sind, die ihn umgeben.“

Das Äußere des erwachsenen Kronprinzen wird von dem oben genannten Augenzeugen wie folgt beschrieben: „Er war ein schlankgewachsener Jüngling, immer noch etwas schwächlig, doch schon nicht mehr so eckig wie früher; der Körper begann schon etwas vollere Formen zu zeigen, die Gesichtsfarbe schien mir etwas frischer, aber mehr ins Bräunliche übergehend und der noch zarte, flaumartige Anflug eines dunkelbraunen Schnurrbärtchens stand dem damals Siebenzehnjährigen allerliebste. Ich konnte durchaus nichts Finsternes an ihm entdecken, es lag vielmehr wie heller Sonnenschein auf seinem fein und edel geschnittenen Gesicht, und das große, schwärmerische Auge schien heiter und glücklich in die Welt und Zukunft zu blicken. Das lebhafteste, quecksilberartige Naturell wie Prinz Otto besaß der Kronprinz allerdings nicht, er war in seinem Benehmen vielmehr zurückhaltend, fast schüchtern; war ersteres eine Folge stolzen Selbstbewußtseins, war letzteres eine

Folge seiner früheren Abschließung von der Welt, ich vermag und vermochte es nicht zu unterscheiden, sicher aber war sein Benehmen nicht auffällig und berechtigte durchaus nicht zu den nach seinem Tode daraus gezogenen Schlüssen auf eine krankhafte geistige Veranlagung in der Jugend." *

— — — — —

In die Seelenkämpfe, welche die politische Lage dem königlichen Vater bereitete, hatte der Kronprinz schwerlich tiefere Einsicht. Fruchtlose Kämpfe: Denn die Ereignisse haben Maximilians Vertrauen auf Österreichs Übergewicht nicht gerechtfertigt. Die Einigung Italiens war nicht die Revolution, sondern die Nemesis. Übrigens ging der König darin mit seinem Volke, wenigstens mit dem altbayrischen. Das fühlte sich mit dem Österreicher eins im Geblüt und Gemüt. Die Beweise, daß diese Zuneigung sehr oft eine einseitige gewesen, würden sich leicht finden lassen. Man höre doch die Liebesnamen, mit denen der Deutschtyroler heute noch den Nachbar schmückt. Glücklicherweise — wird heute jeder Deutsche sagen — blieb Preußen besonnen, und stand

* Ludwig Rudolf Schaufert a. a. O. p. 14.

die Kraft der Heißsporne in keinem Verhältniß zu ihren Wünschen.

Nicht die Erwägung von Ursache und Wirkung, nicht der Waffenerfolg und das Eviva der 26 Millionen Italiener genügten, um den König von Italien in Maximilians Augen zu „legitimieren.“ Noch zwei Jahre später, im Winter 1863, da ihm die besorgten Ärzte einen längeren Aufenthalt im Süden zur Pflicht machten, reiste er durch Frankreich nach Marseille und von da zu Schiffe, um sofort päpstliches Gebiet betreten zu können, in seinem Starrsinn den kürzesten, den geraden Weg vermeidend, auf dem zwanzig Jahre später dann der Nefte Viktor Emanuels die Nichte Maximilians als Gemahlin in seine Heimat führte.

Doch während sich Maximilian unter dem milden Himmel langsam erholte, kam eine andre europäische Frage zur Entscheidung, im Grunde der italienischen verwandt und wie diese nach langem Glimmen mit eins gebieterisch und unausweichlich. Am 15. November starb König Friedrich VI von Dänemark; der durch den Londoner Vertrag zum Nachfolger bestimmte Prinz von Holstein-Glücksburg bestieg als Christian IX den Thron und vollzog, gern

oder ungern, das neue Verfassungsgesetz, durch das Schleswig und Holstein dauernd mit Dänemark zu einem staatlichen Ganzen verbunden werden sollte. Gleichzeitig erklärte sich der Erbprinz Friedrich von Augustenburg als den berechtigten Herrn der vereinten Herzogtümer. Die Gefahr der deutschen Nordmark ging auch den Münchenern nahe. Abgeordnete des Stadtrats begaben sich nach Rom und trugen dem Könige die Bitte vor, daß er heimkehre. Seine Antwort lautete, wie man nicht anders erwarten konnte: „Ich kehre unverweilt in meine treue Hauptstadt zurück, obwohl meine Gesundheit das Gegenteil wünschenswert machte, eingedenk meiner Regentenpflichten, die ich stets über alles stellte.“ Schon am 15. Dezember traf er in München ein und vier Tage später erschien seine Erklärung an den Staatsminister von Schrenk, daß er die Erbansprüche des Augustenburger für rechtlich begründet halte und mit allen Kräften für die Rechte der Herzogtümer bei dem Bunde und durch den Bund wirken wolle Durch den Bund! In seiner Rechtschaffenheit vergaß er, daß der deutsche Bund im äußersten Fall wie Hamlet

nur Dolche reden, keine brauchen will.

Inzwischen beschlossen die beiden Großmächte den Waffengang auf eigene Faust. Maximilian war um eine bittere Erfahrung reicher.

.

Das Dannewerk war geräumt, der eiserne Löwe auf dem Schlachtfelde von Idstadt zertrümmert, der Sturm gegen die Düppeler Schanzen beschlossen. Das siegreiche Ungestüm der verbündeten Truppen erfüllte die Deutschen mit Genugthuung. Wie aber wird der Ausgang sein? Wer nennt uns den Preis? Über die wahre Frucht, die aus dem vergossenen Blut gedeihen sollte, war sich vielleicht nur einer klar: Herr von Bismarck-Schönhausen.

Ahi, verzicarono

Le biade, pria magre su'l colle

Nel lavacro delle vene umane.*

Das heißt, er wird sich Ähnliches in Prosa und sachlicher gedacht haben.

Anfangs März 1864 kam Maximilians Schwager, Erbherzog Albrecht von Österreich, nach München, ein verwandtschaftlicher Besuch, den die öffentliche

* Giosue Carducci: La guerra. Ah, grünen werden die vordem mageren Getreidefelder, getränkt aus menschlichen Adern.

Meinung sofort mit den brennenden Fragen verknüpfte. Der König war leidend. Auf der linken Brust zeigten sich Rotlauf-Erscheinungen. Trotzdem hatte er mit seinem Gaste wiederholte Unterredungen, die ihn, wie es schien, mit der raschen That der Großmächte versöhnten, über die Ziele beruhigten. Am 7. März machte er seinen gewohnten Spaziergang im englischen Garten — seinen letzten — abends hatte sich der Rotlauf über die ganze Brust verbreitet. Am 9. unterzeichnete er im Bett die Weisung an den bayrischen Bundestags-Gesandten von der Pfordten, die Einberufung der holsteinischen Stände zu beantragen — seine Hand war schon schwer. Am Abend gaben ihn die Ärzte verloren. Die Nachricht, blitzschnell verbreitet, erfüllte die Stadt mit jähem Entsetzen, bald mit Jammer. „Die Angst um den Teuren duldete keinen daheim. In unabsehbarem Zuge wallte alt und jung zur Residenz, und dort unter freiem Himmel harrte die Menge still wie in einer Kirche auf die Botschaften aus dem Schlosse. Während der ganzen Nacht knieten im Schloßhof Hunderte im Gebet.“

Um 6 Uhr morgens wurde der König auf sein nahes Ende vorbereitet. Er blieb gefaßt, empfing

die Sterbesakramente und hatte dann eine lange Unterredung mit dem Kronprinzen. Die Sterbenden, sagt man, seien Seher. Dieses fürchterliche Schauen blieb dem Vielgeprüften erspart. Er blickte beim letzten Abschied voll tröstlicher Hoffnung auf die blühenden Söhne, auf ihre Mutter, segnete sie und alle die Seinen, zeigte die Zuversicht des Christen auf ein Wiedersehen und die sanfte Würde eines Weisen, bis sein Auge brach. Kurz vor Mittag des 10. März stand sein Herz still. Mit dem Trauergeläute der großen Bennoglocke fiel ein Schatten auf die Stadt...

König Ludwig II hat Vertrauten wiederholt erzählt, wie schmerzlich und gewaltig es ihn erschüttert habe, als er, vom Totenbette weggewandt, zum erstenmal Majestät angeredet wurde. Bayern ist auf einer mäßig großen Weltkarte nur ein Punkt; doch der Fürst eines Landes mit 20 Millionen Einwohnern ist nur mächtiger, nicht mehr Fürst, als derjenige eines Staates mit 5 Millionen. Die Pflicht ist die gleiche. Jene Anrede mahnte Ludwig nicht nur an seine Rechte, sondern auch an seine Pflichten. Hat er diese in der Folge erfüllt? So lange Ludwig er selbst, der freie und verantwortliche Mensch war: Ja!

II.

Der junge König.

Zunächst gewann der neue Fürst die Menge durch seine Schönheit. Es war, als hätte dieses Ereignis erst sie gereift. Wenigstens fiel sie allgemein so recht auf, als Ludwig langsamen Schrittes, barhäuptig dem Sarge seines Vaters folgte. Von den großen, dunklen Augen und ihrem schwärmerischen Ausdruck waren zumal die Frauen bezaubert. Damals und lange noch war es

des Dichters Aug', in holdem Wahnsinn rollend.

In einem Hause Pompejis befindet sich ein gut-erhaltenes Wandgemälde, Venus und Adonis. König Ludwig I wurde von der Ähnlichkeit des Adonis mit seinem Enkel überrascht und verfaßte ein Sonett, von dem wir vorläufig nur eine Strophe anführen, da wir darauf zurückkommen werden.

Mein Enkel, diese Blicke sind die deinen,
Lichtstrahlen, welche ungeahnt erscheinen,
Die Irdisches mit Himmlischem vereinen.

Freilich fiel gar bald das bedenkliche Wort, es seien unheimlich schöne Augen, das Wort des berühmten Irrenarztes Morel, der beim Fall „Chorinsky“ als Sachverständiger in München war.

Aber auch der Mann mit hartem Gemüt mußte beim Anblick des Trauernden bewegt werden, wenn er alle Folgen dieses plötzlichen Trauerfalles überlegte.

Goethe sagt, daß sich sein armes Gehirn in einem chaotischen Zustande befunden, als im Konflikt zweier für das literarische Vaterland bedeutender Epochen so viel Neues auf ihn eindrängte, ehe er sich mit dem Alten hätte abfinden können, so viel Altes ein Recht noch über ihn geltend machte, da er schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Was mag in jenen Tagen und Nächten in der königlichen Waise gestürmt haben: kindlicher Schmerz und das Bewußtsein der Verlassenheit im Widerstreit mit dem Wohlgefühl der Freiheit, kindische Wünsche und männliche Vorsätze, Scheu vor den plötzlichen Pflichten und Stolz auf sie . . . Angenommen, in einem patriarchalisch regierten Ländchen habe sich

ein Primaner nach abgelegter Reiseprüfung für das Studium der Rechte entschieden; da beliebt es dem Landesherrn, den jungen Mann acht Tage nach seiner Aufnahme an der Hochschule zum Bezirksrichter zu ernennen. In einem ähnlich unmöglichen Falle befand sich Ludwig. Er hatte keinen Trost, als die Tüchtigkeit seiner Räte und das Sprichwort, daß das Amt regieren lehre. Indes — obiger Vergleich würde dem romantisch gestimmten Thronerben schwerlich gefallen haben. Zwar liegt München nicht am Meer und ist weit mehr eine gemütliche als eine „majestätische Stadt“; dennoch wird sich der junge Fürst, der seinen Schiller auswendig kannte, in jenen Tagen sicherlich an das Selbstgespräch Fieskos erinnern haben: Diese majestätische Stadt! Mein! Und drüber emporzuflammen, gleich dem königlichen Tag . . . Gehorchen — Herrschen! — Ungeheure schwindlichte Luft! . . .

Der Erlaß, durch den sein Regierungsantritt bekannt gegeben wurde, verrät davon nichts. Er ist im üblichen Amtsstil abgefaßt: Nachdem wir die Regierung angetreten haben, „wollen wir uns zu sämtlichen Angehörigen unserer Erblande gnädigst versehen, daß sie uns von nun an für ihren recht-

mäßigen und einzigen Landesherrn so willig als pflichtmäßig erkennen, uns unverbrüchliche Treue und unweigerlichen Gehorsam leisten und alle Pflichten gegen uns als ihre von Gott verordnete Landesherrschaft erfüllen werden.“

Beweglicher klingt die Ansprache, die er am 12. März an Minister und Staatsräte hielt, nachdem er vor ihnen die Verfassung beschworen hatte: „Der allmächtige Gott hat meinen teuren, vielgeliebten Vater von dieser Erde abberufen. Ich kann nicht aussprechen, welche Gefühle meine Brust durchdringen. Groß ist und schwer die mir gewordene Aufgabe. Ich baue auf Gott, daß er mir Licht und Kraft schicke, sie zu erfüllen. Treu dem Eid, den ich soeben geleistet, und im Geiste unserer durch fast ein halbes Jahrhundert bewährten Verfassung will ich regieren. Meines geliebten Bayernvolkes Wohlfahrt und Deutschlands Größe seien die Zielpunkte meines Strebens. Unterstützen Sie mich alle in meinen inhaltschweren Pflichten!“

Dem Lande dankte er für dessen Teilnahme in einem Handschreiben an die Minister: „In Demut mich beugend unter Gottes Hand bei dem herben Verlust, welcher durch den Tod meines guten, teuren

Vaters mir und dem ganzen lieben Bayerlande bereitet wurde, finde ich den schönsten irdischen Trost in den zahllosen Beweisen rührender Theilnahme, womit die Bewohner Münchens und mit ihnen wetteifernd die Bevölkerung des ganzen Landes vom ersten Augenblick der Erkrankung des höchstseligen Königs ihre treue Anhänglichkeit an den Verewigten bekundet haben. Ich erblicke darin einen neuen Beweis der alten bayrischen Treue zu dem angestammten Regentenhause, wovon unsere Geschichte auf jedem ihrer Blätter uns erzählt. Ich erkenne darin zugleich die sprechendste Mahnung, dem Höchstseligen nachzustreben in allen jenen Regententugenden, deren verfassungsmäßige Übung Ihm die ungeheuchelte und ungeteilte Liebe des Landes gewonnen und bei seinem Tode ein ganzes treues Volk in gleicher Anhänglichkeit und Trauer um seinen Sarg vereinigt hat. Vor allem aber drängt es mich, allen in Stadt und Land, die so liebevoll mir tragen helfen, was Gottes Hand beschieden, meinen Dank aus vollem Herzen auszusprechen. Ich beauftrage zc.“

Noch ist fast keine Spur, sagt Herr Pastor und Abgeordneter Friedrich Lampert bei Mittheilung dieser ersten königlichen Äußerungen, noch ist fast

keine Spur jenes autokratischen Selbstbewußtseins, in welchem er später sein französisches Vorbild noch zu überbieten schien, an dem jungen König zu finden. Mit Verlaub, Herr Abgeordneter und Pastor Lampert, ich finde nicht nur fast, sondern überhaupt keine Spur „autokratischen Selbstbewußtseins“ in den beiden Rundgebungen. Ein Bürgersohn wird seine Dankbarkeit für Kranzspenden und Trauergeleit beim Begräbniß des Vaters kürzer, nicht bescheidener ausdrücken und seine Geschäftsübernahme entschieden zuversichtlicher anzeigen. Große Wärme, keine Persönlichkeit! Man vergleiche damit, was Friedrich II beim Tode seines Vaters sowohl amtlich, wie nicht öffentlich geschrieben hat! „Die Vermehrung meiner Truppen, welche während Ihres Aufenthaltes in Versailles ins Leben treten soll, schreibt er an den Obersten von Camas, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meinem lebhaften und hitzigen Charakter zu sprechen. Sie können dabei äußern, es sei zu besorgen, daß diese Maßregel eine Flamme anfache, die ganz Europa in Brand setze, daß Unternehmungsgeist in der Sinnesart der Jugend liege und daß Träume von Heldentum die Ruhe unzähliger Völker getrübt hätten und noch trübten. Sie

die Anerkennung des Erbprinzen Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein beantragen. Bekanntlich hatte der Augustenburger im Februar die preußischen Bedingungen seiner Anerkennung zurückgewiesen. Nachdem die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April die Vernünftigkeit der preußischen Forderungen schlagend dargethan, konnte der bayrische Antrag den Gang der Ereignisse so wenig aufhalten wie Zwischenrufe eine Rede. Es ist nicht glaublich, daß sich Ludwig einen Erfolg versprochen habe. Leider jedoch verlegt uns ein erwarteter Korb ebenso sehr wie eine getäuschte Erwartung. Um so feuriger förderte Ludwig, was seiner Anlage und Entwicklungsstufe wie seinem Vermögen mehr angemessen war: künstlerische Unternehmungen. Er berief Richard Wagner nach München Begründet wird diese Berufung in der Regel mit dem Entzücken Ludwigs über die Musikdramen Tannhäuser und Lohengrin. Doch eine Bemerkung Leopolds v. Ranke ist bedeutsam. Er hält 1868 dafür, daß König Ludwig noch immer ein Mensch der Zukunft sei, „mehr als die Musik, die er pflegt, das ist. Ich erfahre, daß gerade dieses Wort Zukunft ihn für die Wagner'sche Musik gewonnen hat.“ Bei Ranks Verbindung

mit allen europäischen Höfen, bei seiner genauen Bekanntschaft mit den thätigen Persönlichkeiten, Fürsten und Staatsmännern, hatte er jedenfalls auch diese Nachricht aus erster Hand. Das Kunstwerk der Zukunft! Wenn man den neunzehnjährigen Ludwig gefragt hätte, wie er sich die Zukunft vorstelle, würde er mit einem Augenaufschlag die Worte Posas erwidert haben:

Sanftere

Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

Nicht als ob diese Verse auch nur annähernd für das Bild gereicht hätten, das sich der junge König von der Zukunft malte. Wer kann die wünschenswerte Welt eines phantasievollen Jünglings in Worte fassen! Dieser mehr gefühlten als geschauten oder begrifflich geordneten Zukunft vermochte nur die Musik zu entsprechen und am besten Wagnersche, d. h. nicht konventionelle Musik.

Wie sich die Klänge mit dem Auf und Ab der Empfindungen, mit dämmernden Gedanken verschlangen, verband Ludwig allmählich sein Loos mit

dem des Tondichters. Und wie denn Musik das Selbstvertrauen erhöht, rief er dann wohl begeistert: Ja, unser ist die Zukunft!

Hören wir Wagner selbst*: „In der Zeit, wo ich in Luzern meinen Tristan beendigte, mich unsäglich mühte, die Möglichkeit einer Niederlassung auf deutschem Boden (Baden) mir zu gewinnen, und endlich verzweiflungsvoll mich nach Paris wandte, um dort in Unternehmungen mich abzumühen, die meiner Natur zuwider waren — damals wohnte der 15jährige Jüngling (Kronprinz Ludwig) zuerst einer Aufführung meines Lohengrin bei, die ihn so tief ergriff, daß er seitdem aus dem Studium meiner Werke und Schriften seine Selbsterziehung in der Weise bildete, daß er seiner Umgebung, wie mir jetzt, offen eingesteht, ich sei sein eigentlicher einziger Erzieher und Lehrer gewesen. Er verfolgt meinen Lebenslauf und meine Rötten, meine Pariser Widerwärtigkeiten, mein Verkommen in Deutschland, und nährt nun den einzigen Wunsch, die Macht zu gewinnen, mir seine höchste Liebe beweisen zu können. Das

15

* Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Deutsche Rundschau. XIII. Jahrg. Heft 5 und 6.

Seigel, König Ludwig II.



einzig wirklich verzehrende Leiden des Jünglings war, nicht zu begreifen, wie er seiner stumpfen Umgebung diese nötige Theilnahme für mich abgewinnen sollte. Im Anfang März dieses Jahres, ich kenne den Tag, ward mir das Mißlingen jedes Versuches, meiner zerrütteten Lage aufzuhelfen, klar; allem dem, was so abscheulich unwürdig eintraf, sah ich offen und hilflos verzweifeln entgegen. Da — ganz unerwartet — stirbt der König von Bayern, und mein mitleidvoller Schutzengel besteigt — gegen alles Schicksal — einen Thron. Vier Wochen nachher ist bereits seine erste Sorge, nach mir auszusenden: während ich den Leidensbecher unter Ihrer Schmerzenshilfe bis auf die untersten Hefen leere, sucht mich der Abgesandte bereits in meiner herrenlosen Wohnung in Penzing auf; er muß dem liebenden König einen Bleistift, eine Feder von mir mitbringen. Wie und wann er mich endlich traf, wissen Sie. — Teure, hier ist kein Zweifel möglich: — Das war es, und das ist es!"

An Wagners Werken und Schriften, sagte der König, habe er sich erzogen. Ob er zwischen seinem fünfzehnten und neunzehnten Jahre das volle Verständniß gehabt habe, ist schwer zu entscheiden. Er

verschrieb sich zur nüchternen Alltagskost ein kräftiges Labfal. Es war mehr eine Kur als Erziehung. Wie dem sei, die Frage Wagners im Vorwort zu dem Ring des Nibelungen, ob ein Fürst auf seine Absichten eingehen und ihm die Bahn ebnen werde, fand schon binnen Jahresfrist die denkbar günstigste Antwort.

Im März 1864 hatte Wagner Penzing verlassen und in Mariafeld bei Zürich, im gastfreien Hause François Willes Aufnahme gefunden. Eheliche Zerwürfnisse, Geldsorgen und

der Widerstand der stumpfen Menge machten ihn elend. „Ich sehe ihn noch in dem Sessel sitzen, der an meinem Fenster steht, wie damals,“ erzählt Frau Wille, „und ungeduldig zuhören, als ich ihm eines Abends von der Herrlichkeit einer Zukunft sprach, die doch ganz gewiß vor ihm liege.... Wagner sagte: Was reden Sie von der Zukunft, wenn meine Manuskripte im Schrein verschlossen liegen! Wer soll das Kunstwerk aufführen, das ich, nur ich unter Mitwirkung glücklicher Dämonen zur Erscheinung bringen kann, daß alle Welt wisse, so ist es, so hat der Meister sein Werk geschaut und gewollt. — — In Erregung ging er in der Stube auf und ab. Plötzlich vor mir stille stehend,

sagte er: Ich bin anders organisiert, habe reizbare Nerven; Schönheit, Glanz und Licht muß ich haben. Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche! Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle wie Ihr Meister Bach! — Ist es denn eine unerhörte Forderung, wenn ich meine, das bißchen Luxus, das ich leiden mag, komme mir zu? Ich, der ich der Welt und Tausenden Genuß bereite!"

/3

Wagner (1813 geb.) war damals schon zu alt, um Enttäuschungen nicht zu zählen, anderseits nicht alt genug, um die Demütigungen des Bedürftigen gelassen zu ertragen. Und täglich brachten ihm Briefe das eine wie das andre. Jählings beschloß er abzureisen. Er wollte versuchen, in Stuttgart oder Karlsruhe oder in Hannover die Aufführung seiner Werke möglich zu machen. „Als Wagner am Abend mich (Frau Wille) allein traf, trat er zu mir und sprach mit feierlichem Ernst: Freundin, Sie kennen den Umfang meiner Leiden nicht, nicht die Tiefe des Elends, das vor mir liegt. — Seine Worte erschreckten mich. Indem ich ihn ansah, ich weiß nicht, was plötzlich über mich kam und mich mit seltsamer Zuversicht erfüllte: Nein, sagte ich, nicht eine Tiefe des Elendes liegt vor Ihnen! Es

wird sich etwas ereignen! was? das weiß ich nicht; aber es wird gut sein, anders als Sie meinen. Haben Sie doch Geduld, es wird zum Glücke führen. — Am folgenden Morgen reiste Wagner weg von Mariafeld Wir sahen dem Dampfschiffe nach, das den Mann, der eine ihm eigne Welt in sich trug, von uns weg in die Ferne führte.“

..... Zwei Tage später erschien der Hofsekretär des Königs von Bayern, Herr von Pfistermeister, in Mariafeld. Der Besuch war nicht auffällig, denn Wille kannte den Herrn von München her. Man trank den Kaffee im Freien, und nun teilte Pfistermeister dem Hausherrn vertraulich mit, daß er einen Auftrag seines Königs an Wagner habe und nach Mariafeld gekommen sei, nachdem er ihn umsonst in Wien gesucht. „Denselben Abend reiste der Abgesandte, der jetzt die richtige Adresse hatte, nach Stuttgart.“

Diese Wende im Leben des merkwürdigen Mannes stimmt mich freudig, so oft ich ihrer gedenke. Ich kann Musik nur genießen, nicht beurteilen; ich lebe seit Jahren unter Anhängern der italienischen Oper; ich bin Wagner nur einmal, 1871 in Berlin, begegnet, und seine Art deuchte mich nicht meine

Art — ich bin also keineswegs Parteigänger, dennoch finde ich unbegreiflich, wie sich ein Deutscher über König Ludwigs Gebahren in dieser Angelegenheit nicht freuen kann. Er verhalf Werken zum Siege, die nach ihrer ungeheuren und dauernden Wirkung eine große künstlerische That sind. Was das Ansehen der Nation steigert, ist doch auch eine nützliche That! Und da rechnet man nach, wieviel die Großmut dem König gekostet hat! Von denjenigen, welche Einsicht in die Verhältnisse hatten, wurde niemals behauptet, daß der König in dieser Sache über seine Mittel gespendet habe. Das sollte den guten Rechnern genügen. Wagner habe sich mit „ein bißchen Luxus“ durchaus nicht begnügt; mag sein; doch daß ihn der königliche Überfluß nicht träge gemacht, sondern zu staunenswerter Thätigkeit gespornt und gekräftigt hat, das ist die Hauptsache!

„Nichts minderes als dieser wundervolle König mußte es sein,“ schreibt Wagner an die Freundin, „sonst — war es fertig, vollständig fertig. So ward ich doch eigentlich auch schon von all meinen alten Freunden entlassen — eigentlich glaubten nur Sie noch an mich.“

Daß König Ludwig der rettende Schutzgeist

war, wird von allen, auch den feurigsten Anhängern Wagners zugegeben: „Daß das deutsche Volk heute die Meistersinger, den Ring des Nibelungen und den Parzival überhaupt besitzt, dies verdanken wir nächst dem Genius Richard Wagners dem Könige Ludwig II.“ (Heinrich Porges. Zum Gedächtnisse König Ludwigs II von Bayern und Franz Liszts*.)

Aber — die Welt behauptet nach wie vor, der Umgang mit Richard Wagner sei für den Romantiker der allerungünstigste gewesen. „Als der Regenschaftsausschuß der Abgeordnetenversammlung im Juni 1886 zusammentrat, stellte eines seiner Mitglieder an einen der zugezogenen wissenschaftlichen Experten die Frage, inwieweit die Einwirkung des seinem Gönner im Tode vorangegangenen Dichter-Komponisten auf jenen als nachteilig angenommen werden dürfe. Der Psychiater antwortete: Bei einer so veranlagten, der Excentricität auf allem geistigen Gebiet zugänglichen Individualität wie die des Königs hätte jede bedeutende Persönlichkeit einen nicht nur sympathischen, sondern möglicherweise auch beherrschenden Einfluß ausüben können. Wäre damals, als Wagner

* Bayreuther Taschen-Kalender 1887, herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Verein.

dem Könige nahe stand, an seiner Stelle z. B. eine einseitig religiös gerichtete Kapazität gewesen und mit ihren das gewöhnliche Maß überschreitenden Anschauungen in den Ideenkreis des Fürsten getreten, so hätte sich wahrscheinlich nach dieser Seite hin eine krankhafte Entartung und Schwärmerei herausgebildet. "

Sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht beweisbar, übrigens doch keine Antwort auf die Frage: Inwiefern hat Wagner nachtheilig auf den König gewirkt? Vor allem ist zu beachten, daß der junge Ludwig für den Dichter und Tonsetzer entbrannte, bevor dieser nach München kam. Wenn er nicht den Mann haben kann, soll ihm der Abgesandte eine Feder, einen Bleistift bringen, die der Teure gebraucht hat. Höher kann man für einen bewunderten Mann nicht schwärmen; man müßte sich denn für ihn die Adern öffnen. Das war nicht nötig. Ludwig öffnete ihm seine Börse.

Indem der König Richard Wagner aber an seinen Hofe lud, griff er zum sichersten Mittel gegen das Übermaß seiner Schwärmerei. Denn Männer können nur das Weib auf die Dauer vergöttern. Wagner hätte wirklich ein Gott sein müssen, um seinen Gönner in solchem Fieber zu erhalten. Wer

die „Fünfzehn Briefe“ u. s. w. aufmerksam liest, fühlt die Umstimmung, den Auf- und Abschwung deutlich heraus. Am 8. Oktober schreibt Wagner noch: „Gestern, wo wir die Vollendung und Aufführung meiner Nibelungen festsetzten, war ich doch vor Erstaunen über das Wunder dieses himmlischen königlichen Jünglings so ergriffen, daß ich nahe daran war, vor ihm hinzusinken und ihn anzubeten.“ — Noch nicht ein halbes Jahr ist vergangen, schreibt er zum Tode betrübt: „Warum da, wo ich Ruhe und ungestörte Arbeitsmuße suchte, in eine Verantwortlichkeit verwickelt werden, in welcher das Heil eines himmlisch begabten Menschen, vielleicht das Wohl eines Landes in meine Hände gelegt ist? — Wie hier mein Herz retten? Wie dann noch Künstler sein sollen? — Ihm fehlt jeder Mann, der ihm nötig wäre! — Dies, dies ist meine wahrhafte Beklemmung. Das äußere Spiel der Intrigue, rein nur darauf berechnet, mich außer mich zu bringen, um mir eine Indiskretion zu entlocken, zerfällt leicht in sich. Aber welcher, gänzlich meiner Ruhe mich für immer entreißenden Energie bedürfte ich, um meinen jungen Freund für immer seiner Umgebung zu entreißen? — Er hält treu, rührend

schön zu mir und schließt sich für jetzt gegen alles ab.“

Dies ahnungsvolle „Für jetzt!“ Wenn Wagner nun auch seine Überzeugung, daß er der nötige Mann sein könnte, nicht verbirgt, so ist doch das Wesentliche, daß er darauf verzichtet, der Mann zu sein, weil er andre Aufgaben hat oder eines glücklichen Ausganges doch nicht ganz sicher ist. Er beschränkt sich darauf, den König für seine künstlerischen Zwecke warm zu halten und findet sich in der allerbesten und in wahrhaft schöner Weise ab, indem er seine Pflicht erfüllt und arbeitet. „So geht es und wird es gehen. Meine Arbeitslust verschlingt mein ganzes Gedenken. Die Nibelungen werden nun vollendet: ein Parzival ist schon entworfen.“* Die Berufungen, die Wagner erwirkte, galten — mit Ausnahme derjenigen Fröbels — der Musikpflege in München, der würdigen Aufführung seiner Werke. Und er hätte für die Aufgaben, die er an Verständnis, Kunst und Charakter stellte, keine besseren Männer finden können. Und wie schlicht und herzerquickend verkündigt er dem Freunde Peter Cornelius sein bescheidenes Glück: „Lieber Peter! Im besonderen Auftrage S. M. des

* 26. September 1865; a. a. D.

Königs Ludwig II von Bayern habe ich Dich aufzufordern, sobald Du kannst, nach München überzusiedeln, dort Deiner Kunst zu leben, der besonderen Aufträge des Königs gewärtig und mir, Deinem Freunde, als Freund behilflich zu sein. Dir ist vom Tage Deiner Ankunft an ein jährlicher Gehalt von 1000 Gulden aus der Kabinetskasse S. M. angewiesen. Von Herzen Dein Freund Richard Wagner, Briennerstraße 21.“ Als „Lehrer für Harmonie und Rhetorik“ an der k. Musikschule zu München lebte und wirkte Peter Cornelius, von wenigen in seinem ganzen Wert erkannt, immerhin vor Stürmen geborgen und in einem freundlichen Daheim. Dieser letzte Sonnenschein auf dem Wege eines echten Künstlers soll König Ludwig und Richard Wagner nicht vergessen werden.

Im Sommer 1864, während der König in Berg weilte, bewohnte Wagner ein Landhaus im nahen Starnberg. Dort begegneten sich die beiden Agitatoren Wagner und Ferdinand Lassalle zum ersten- und letztenmal. Auch Lassalles musikalischem Gehör würde der alte Wanner kein glänzendes Zeugnis ausgestellt haben. Doch man braucht ja kein Musiker zu sein, um die reformatorischen Gedanken Wagners

zu würdigen. Vollends für den Dichter war Lassalle Feuer und Flamme. Der Name Lassalle war berühmt; daß ihn die liberale Presse in Acht und Bann gethan, gereichte ihm bei Wagner nicht zum Nachteil. Wenn dieser also wirklich ein so maßlos eitler Mensch gewesen wäre, wie er von vielen dargestellt wird, würde er mit offenen Armen einen solchen Gast empfangen haben, zumal die beiden Sterne in verschiedenen Sphären kreisten, zumal die Bitte, mit der sich Lassalle einführte, nicht unerfüllbar war. Wagner sollte nämlich den König bestimmen, Lassalle zu empfangen, und allen eigenen Einfluß anbieten, damit Ludwig bei Herrn v. Dönniges ein Machtwort spreche. Bekanntlich war Lassalle von dem seltsamen Verlangen erfüllt, an Fräulein Helene v. Dönniges für immer gebunden zu sein. Richard Wagner schlug ihm — ich verdanke diese Mitteilung Herrn v. Bülow, der bei der Unterredung zugegen war — das Ersuchen sofort und rundweg ab, „weil er es sich zum Grundsatz gemacht hatte, seinen Einfluß bei Seiner Majestät nur für sachliche, für Kunstzwecke geltend zu machen.“ Frau Wille gegenüber giebt R. Wagner allerdings noch andre Gründe seiner schroffen Ablehnung an:

„Sie sehen, bei mir geht nichts glatt ab! Selbst nicht ein Fall wie der von Lassalles Tod: Der Unglückliche war gerade 14 Tage vor seinem Tode bei mir (durch Bülow), um mich zu einer Intervention beim König von Bayern gegen dessen Gesandten in der Schweiz (Dönniges) anzuhalten. (Ich gelte nämlich einfach als allvermögender Günstling: Vekthrin haben sich die Hinterlassenen einer Giftmörderin an mich gewendet!) Was sagen Sie dazu? Ich kannte Lassalle noch gar nicht; bei dieser Gelegenheit mißfiel er mir innigst: es war eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus der bedeutenden Menschen unserer Zukunft, welche ich die germanisch-jüdische nennen muß.“* Wie muß der unsinnige Wunsch Lassalle in kurzem verändert haben, denn auf den Unbefangenen machte er sonst den Eindruck nicht nur eines bedeutenden, son-

* Starnberg, 9. Sept. 1864; a. a. D. Da Lassalle am 14. August in Karlsruhe mit Gräfin Hatzfeld eine Unterredung hatte und nach seiner Ankunft in München sich zunächst an den Minister v. Schrenck wandte, dürfte die Unterredung später, als „genau 14 Tage“ vor dem Ende stattgefunden haben.

dern auch sehr liebenswürdigen, gemütvollen Menschen.*

Das letzte Schreiben Lassalles in den „Briefen an Hans von Bülow von Ferdinand Lassale“ (Dresden und Leipzig, 1885, S. 61), das von seinen Schritten in dieser traurigen Angelegenheit handelt, muß also vor der persönlichen Unterredung verfaßt worden

* Beiträge zur besseren Kenntniß eines Vielverkannten sind immer und überall am Platze. Ich habe die Bekanntschaft Lassalles durch seinen Jugendfreund, Baron Heinrich v. Firkz, einen vielgereisten, welterfahrenen Mann, gemacht, den Lassalle Sindbad den Seefahrer zu nennen pflegte. Als Lassalle aus der Tiergartenstraße in die Bellevuestraße übersiedelte, zeigte er mir seinen Wohnungswechsel an. Ich war damals von einem unsäglichen Drang, mich dem deutschen Vaterlande nützlich zu machen, erfüllt. Künstlerische Arbeit deuchte mich Müßiggang. Unpraktisch, unglücklich, mied ich alle Gesellschaft. Kurz vor seiner verhängnisvollen Reise begegnete mir Lassalle auf der Straße. Nach dem üblichen Hin und Her sagte er herzlich: Daß Sie mich (den damals Bersehmten) nicht öffentlich besuchen wollen, finde ich begreiflich, aber ich kann ja zu Ihnen kommen. Ich komme gern. Er sagte das so warm, anderseits war ich bestürzt, daß der Mann, dessen Geist und Wissen, dessen zielbewußte Thatkraft ich bewunderte, in einem zwar namenlosen, immerhin redlichen Manne diese allerkleinlichste Furcht vor der Gesellschaft voraussetzte . . . ich fand nicht sogleich eine Antwort — am liebsten hätte ich ihn umarmt. Wahrscheinlich hat er mein Schweigen mißdeutet; wir drückten einander die Hand, und ich sah ihn nicht mehr.

sein. Aus ihm erfahren wir die Bemühungen des bayrischen Ministers v. Schrenck um den Sieg der Liebe.

„Ich lief damit (mit den Briefen des Frls. v. Dönniges, wie Lassalle sagt: mit dem „schriftlichen Beweis vollständiger Sequestration und Gewalt“) sofort zum Minister; wie der. entrüstet war! Er hat wirklich ein warmes Herz für einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten!“ Nachdem er berichtet, welche Schritte der Minister zu seinen Gunsten bei Dönniges unternehmen will, fährt er fort: „Dies war die Absprache Was Schrenck gethan hat, ist eigentlich ganz erstaunlich viel; er sprach mir selbst seine Bewunderung aus, daß er so weit gegangen sei. Und dennoch glaube ich durchaus nicht, daß es hilft Und hauptsächlich ist nun dadurch eine durch Ihren mächtigen Freund (Richard Wagner) hervorgerufene Intervention des Königs schon gegen Vorwürfe gedeckt . . . Wagner wird verzeihen und begreifen, daß ich ihm nicht selbst schreibe. Ich bin nicht in der Stimmung, nicht in der Möglichkeit, einen geordneten, anständigen Brief schreiben zu können. Bei einem alten Freunde wie Sie kann ich mich gehen lassen“

Jedenfalls erwarte ich vom Grundgütigen — mein Grundgütiger ist nämlich Wagner selbst — noch gleich von Hohenchwangan aus briefliche und telegraphische Mitteilung, ob und was Wagner für mich gethan Adieu, teurer Freund! Das Leben ist eine lumpige Hunde-Affen-Komödie“

Noch am 20. schrieb Lassalle aus München an Fräulein v. Dönniges, in seinem Protest gegen ihre schnöde Absage: „Helene, treu meinem Wort: je me charge du reste, siége ich hier und thue alle Schritte, den Widerstand deines Vaters zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben Ich betreibe hier weiter die Schritte, dich von hier aus zu erringen, und komme dann nach Genf.“

In der letzten Stunde dann scheint er sich entschlossen zu haben, Wagner persönlich um seine Fürsprache beim König zu bitten

Am Morgen des 28. August fand in Genf der Zweikampf zwischen Lassalle und dem Verlobten der modernen Delila statt . . .

Wir haben noch eine andre völlig unbefangene und ebenso überraschende wie überzeugende Äußerung R. Wagners, welche die Schranken seines Einflusses

zeigt. „Als ich im Frühling 1866 wieder zu Hause war,“ erzählt die Freundin, „erfuhr ich, daß Wagner nach München zurückgekehrt sei, und daß der König sich für die Idee, in der Nähe Münchens ein Theater zur Aufführung seiner Musikdramen zu bauen, interessiere. Semper hatte nach Wagners Plan und Anlage einen Riß entworfen, grazios und im reinen Stil, wie er seine Bauwerke zu schaffen liebte. Es war im Beginn jenes Sommers schwüle Zeit in Deutschland: Der Krieg zwischen Preußen und Österreich lag in der Luft, und noch mehr als vor dem Krieg an sich schreckte man zurück vor dem Gedanken eines Bruderkampfes, der zu Deutschlands Einigung führen sollte. In der Höhe des Sommers war Wille nach Luzern gereist, wo Wagner sich zeitweilig aufhielt und Semper ihm den Grundriß zum projektierten Theaterbau vorlegte. Er traf die Herren beisammen, als er Wagner zu bewegen suchte, durch seinen Einfluß auf den König von Bayern diesen dahin zu bringen, daß er neutral bleibe und seine Vermittlung zwischen Österreich und Preußen anbiete. Wagner, damals voll Widerwillen gegen Bismarck und Preußen, weigerte sich und sagte, er habe in politischen Dingen gar keinen Einfluß auf den König, der,

wenn er (Wagner) von dergleichen anfangen, in die Höhe blicke und pfeife!“ —

.....!!!.....

Die Nähe Wagners hat Ludwig in der Erfüllung seiner Fürstenpflichten nicht gehindert. „Mir versicherte ein vertrauter Freund des Königs, daß ihm dünke, der Jüngling sei so ernst und streng in den Regierungsgeschäften, nur um niemand Einfluß und sich die vollste Freiheit zu verschaffen, seiner Macht sicher und gewiß, in höchster Unabhängigkeit seiner Liebe für mich nachleben zu können.“ Und wenn man Richard Wagner in dieser Angelegenheit als klassischen Zeugen nicht gelten ließe, so bestätigen die übereinstimmenden Aussagen der hohen und höchsten Würdenträger, daß König Ludwig mindestens bis zum Jahre 1880 alle wichtigen Fragen selbst und gewissenhaft geprüft, die täglichen Einläufe pünktlich und mit großem Verständniß erledigt hat.

Wenn wir sodann erwägen, wie vielfältige Anforderungen an den jungen Fürsten gestellt wurden, Anforderungen, denen er gerade in den Jahren 1864 und 65 immer entsprach, wenn wir die Hoffestlichkeiten, Empfänge, Besuche, Reisen in Betracht ziehen, finden wir, daß König Ludwig seinem Liebling

auch beim besten Willen nicht viel Zeit gewidmet haben kann.

Von vielen wird Wagner getadelt, weil er — bewußt oder unbewußt — durch übertriebene Huldigungen in Vers und Prosa den Größenwahn des Königs wenn nicht geweckt, doch genährt habe. Und sie führen u. a. die Widmungsverse zur Walküre an.

Du bist der holde Lenz, der neu mich schmückte,
Der mir verjüngt der Zweig' und Äste Saft —
Es war Dein Ruf, der mich der Nacht entrückte,
Die winterlich erstarrt hielt meine Kraft.
Wie mich Dein hehrer Segensgruß entzückte,
Der Wonne-stürmend mich dem Leid entrafft,
So wandl' ich stolz beglückt nun neue Pfade,
Im sommerlichen Königreich der Gnade.

Allerdings, der Altmünchener, von dem wir eingangs sprachen, würde das anders sagen.* Doch lassen wir uns den Überschwang der Dankbarkeit gefallen! Die Kühle der vielen Undankbaren macht ihn wett. Und dann — der Größenwahn bedarf nicht der Schmeichelei, um in Ähren zu schießen. Er befruchtet sich selbst.

* Herr Friedrich Lampert nennt das Widmungsgedicht „mehr begeistert als poetisch.“ Nach der Probe, die Herr Lampert von der eigenen Dichtkunst giebt, hat er vom Poetischen eigentümliche Vorstellungen.

Im „Rosen“-Ton, in dem Richard Wagners Briefe vom Könige fingen und sagen, werden sich die beiden Männer nicht unterhalten haben. Das war mit der Energie, dem Ehrgeiz, den wohldurchdachten und gereiften Plänen des Tondichters unvereinbar. Wie wir hörten, sprachen sie nicht über den Zukunftsstaat, sondern über die Opern, die demnächst aufgeführt werden sollten. Da hieß es zur Sache sprechen Aber der Briefwechsel, sagt man, habe wunderliche Früchte gezeitigt.

Die bayrische Regierung kam nach dem Tode des Königs mit Wagners Erben überein, daß die Briefe des Königs an Wagner der Regierung, dagegen Wagners Briefe den Erben ausgehändigt werden. Das ist geschehen; die königlichen Handschreiben ruhen mit dem übrigen schriftlichen Nachlaß unter Siegeln, die in absehbarer Zeit kaum erbrochen werden dürften. Übrigens glaube ich nicht, daß sie die Lebensgeschichte des großen Künstlers mit neuen Thatfachen bereichern.

Daß bei Wagners Lebzeiten das eine und andre Schreiben Freunden und Vertrauten bekannt geworden ist, steht fest. „Ich schicke Ihnen einen Brief meines jungen Königs an mich und bitte Sie

mir ihn recht bald wieder zurückzuschicken, als anvertrautes Liebesgut!" (München, 8. Okt. 64. A. a. D.) Niemand wird Wagner deshalb tadeln. Er war ebenso überzeugt, daß die Begeisterung des Königs lauter, wie daß er ihrer würdig sei. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Abschriften von dem einen und anderen Briefe vorhanden sind. So wurde von Marcel Herwegh in einer französischen Zeitschrift, *Écho Artistique*, ein Brief veröffentlicht, den der bayrische König an Richard Wagner am Tage nach der ersten Aufführung von *Tristan und Isolde*, am 12. Juni 1865 geschrieben haben soll. Wagner selbst berichtet über die Vorstellung an die Freundin: „Zum erstenmal in meinem Leben war ich hier mit meiner ganzen vollen Kunst wie auf einen Pfühl der Liebe gebettet. So mußte es einmal sein! Edel, groß, frei und reich die Anlage der ganzen Kunstwerkstatt: ein wunderbar, vom Himmel mir beschiedenes Künstlerpaar (Ludwig Schnorr v. Carolzfeld und Frau), innig vertraut und liebevollst ergeben, begabt zum Erstaunen. Meinen treuen Schutzengel, immer schön und segnend über mir schwebend, voll kindlichem Jubel über meine Zufriedenheit, meine Freude am wachsenden Gelingen: unsichtbar immer anordnend, was mir diente, ent-

fernend, was mir hinderlich war. Wie ein Zaubertraum wuchs das Werk zur ungeahnten Wirklichkeit: die erste Aufführung — ohne Publikum, nur für uns — als Generalprobe ausgegeben, gleich der Erfüllung des Unmöglichen. — Das Gefühl des Traumes verließ mich nie: ich staunte und staunte — wie dies zu erleben möglich sei!“ (München, 26. September 1865 a. a. D.) — Das angebliche königliche Handschreiben lautet:

„Dem Tondichter Richard Wagner; München.

Erhabener, göttlicher Freund!

Raum kann ich den morgenden Tag erwarten, so sehne ich mich nach der zweiten Vorstellung schon jetzt. Sie schrieben an Pfistermeister, Sie hofften, daß meine Liebe zu Ihrem Werke durch die in der That etwas mangelhafte Auffassung der Rolle des Kurnewal von Seiten Mitterwurzers nicht nachlassen möge!

Geliebter! Wie konnten Sie nur diesen Gedanken in sich aufkommen lassen? Ich bin begeistert, ergriffen. Entbrenne in Sehnsucht nach wiederholter Aufführung.

Dies wunderhehre Werk,
Das uns Dein Geist erschuf!

Wer dürft' es sehen, wer erkennen, ohne sich
selig zu preisen? Das so herrlich, hold, erhaben,
mir die Seele mußte laben!

Heil seinem Schöpfer, Anbetung ihm! —

Mein Freund, wollen Sie die Güte haben, dem
trefflichen Künstlerpaare (Schnorr v. Carolsfeld)
zu sagen, daß deren Leistung mich entzückt und
begeistert hat. Meinen herzlichen Dank, werden
Sie ihn den beiden künden?

Ich bitte, erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe!

Nicht wahr, mein teurer Freund, der Mut zu
neuem Schaffen wird Sie nie verlassen; im Namen
jener bitte ich Sie, nicht zu versagen, jener, die Sie
mit Wonne erfüllen, die sonst nur Gott verleiht.

Sie und Gott!

Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reiche
der Weltennacht bleibe ich

Ihr treuer

Ludwig.

Berg, den 12. Juni 1865."

Nach „E. Fr. Glasenapp: Daten aus und zu des
Meisters Leben“ hat die erste öffentliche Aufführung
von Tristan und Isolde am 10. Juni 1865 statt-
gefunden. Auf diese, nicht auf die von Wagner

erwähnte Generalprobe würde der Brief sich beziehen und wahrscheinlich durch die vom Tondichter geäußerten Bedenken veranlaßt worden sein. Ich halte ihn aus mehr als einem Grunde für echt. Nur daß der König den göttlichen Freund standhaft mit Sie anredet, nimmt mich Wunder. Wenigstens in der Folge pflegte er diejenigen, welche seine besondere Gunst genossen, Du zu nennen.

Nenn mich Du.

Ich habe Deines Gleichen stets beneidet
Um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit.
Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr,
Mein Herz mit süßen Ahnungen von Gleichheit.

Übrigens hat auch Friedrich der Große seine Vertrauten zuweilen geduldet*. Beiläufig, in den Briefen, die Kronprinz Friedrich an Voltaire schrieb, fehlt es auch nicht an der „himmelblauen Weihrauch-

* Z. B. Lieber Jordan — morgen schlagen wir uns. Du kennst das Loß der Waffen. Das Leben eines Königs ist nicht sicherer als das eines Privatmannes. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Laufbahn zu Ende, so erinnere Dich an einen Freund, der Dich stets zärtlich liebt. Verlängert der Himmel meine Tage, so schreibe ich Dir morgen, damit Du unsern Sieg erfährst. — Lebwohl, teurer Freund, ich liebe Dich bis zum Tode.

Pogarell, 8. April 1741.

Weiß'." „Ihr Fieber beunruhigt und ängstigt mich sehr, ich bin mit Recht besorgt, solum hominem, meinen Lehrer, der mich unterrichtet und leitet, einen Mann zu verlieren, der allein mehr wert ist als seine ganze Nation . . . Seien Sie versichert, mein Herr, daß Ihr Leben mir so kostbar ist wie mein eignes.

Wenn grausam das Geschick, ach, Deinem Leben droht
Und Dich alsdann von mir auf ewig trennen will,
So folgt auf Deinen Tod gar bald der meinige, u. s. w."

Nur hat man bei Friedrichs Huldigungen stets das Gefühl, daß er wesentlich übertreibt. Ein überlegener, ironischer Geist spendet sie. Von Ironie ist nun in dem Briefe Ludwigs keine Spur. Trotz dem höflichen, ja, höfischen: Sie und Gott, trotz dem Schatten, den das Reich der Weltennacht hereinwirft, ist er wie Wagner sich ausdrückt voll kindlichem Jubel.

Die Jugend des Königs, das Freundschaftsbedürfnis des Jünglings, die klösterliche Erziehung Ludwigs und der jähe Schicksalswechsel, die Musik, das Genie Wagners, der Traum von einem schönen Königtum — alles, alles entschuldigte die grenzenlose Begeisterung.

Das Schlimme ist nur, daß König Ludwig sechzehn Jahre später in dem gleichen überschwenglichen Ton an den Schauspieler J. Rainz schrieb. Eines schickt sich nicht nur nicht für alle, sondern auch nicht für jegliches Alter. Zwischen jener und dieser Schwärmerei ist ein Unterschied wie zwischen jugendlichem Feuer und Fieberhitze.

Die Bücher Wagners können die Romantik Ludwigs nicht gesteigert haben, denn sie wollen mehr mit Verstand als mit Gefühl gelesen sein. Wenn er Wagners philosophische Anschauungen kennen lernte, so schlugen sie ihm nicht an. Wehe, wenn ihm jemand gesagt hätte: Majestät sind ein Symbol! Die Opern Wagners entzückten Ludwig, nicht weil sie ihm eine neue Welt eröffneten, sondern weil sie in derjenigen spielten, welche ihm von Kindheit an vertraut und damals seine Welt war.

Überhaupt — wozu der Lärm? Im Mai 1864 berief Ludwig den Tondichter nach München. Nachdem man jenen überzeugt hatte, daß das Volk, oder sagen wir: die Hälfte des Volkes — nicht die schönere Hälfte, denn die Frauen stimmten sans phrase für den König — den Einfluß Richard Wagners, mit Recht oder Unrecht, als verderblich für den Fürsten,

nachtheilig für das Land erkläre, ließ Ludwig seinen „Lehrer und Leiter“ ziehen. Der Entschluß wird mir schwer, sagte er zum Minister Freiherrn von Schrenck, aber das Vertrauen meines Landes geht mir über alles; auch ich will in Frieden leben mit meinem Volke.

Am 26. Dezember schrieb Wagner aus Genf an die Freundin: . . . „Ich wartete nur die von Ihnen mir angemeldete Zeit Ihrer Rückkehr nach Mariasfeld ab, um Ihrer Aufforderung gemäß Ihnen nochmals zu schreiben, welches mein letzter Entschluß sei. — Ich bleibe, was ich war.“

Ein stolzes Wort, aber nicht am Platze. Denn Ludwig hatte weder den Künstler in seiner Richtung, noch den Menschen in seiner Gesinnung bedrängt. Auch wurde der briefliche Verkehr nicht abgebrochen; die königliche Freigebigkeit versiegte und versagte nicht; auch ging Wagner wieder und wieder nach München. Die Begeisterung, mit der seine Werke dort aufgenommen wurden, die Wärme, mit der man ihm dafür dankte, läßt vermuten, daß nur der redliche und gewandte Vermittler fehlte, sonst würden sich beide Parteien verständigt haben. Ludwig hat auf die Versöhnung, auf die wechselseitigen Zugeständnisse an

die Stammesart jedenfalls gehofft, denn er knüpfte an diese Voraussetzung einen herrlichen Plan. In dichter Nähe der Königsburg, unmittelbar hinter dem Hofgarten begann die Vorstadt. Planlos zogen sich die Straßen dort kreuz und quer, enge Gassen mit hohen Mietkassernen, breite Straßen mit alten, nicht altertümlichen Häuschen; mächtige Bäume standen in Winkeln, auf ansehnlichen Plätzen hing Wäsche zum Trocknen. Geländer von einfachster Zimmerarbeit hegten eilige Gewässer ein, die unter irgend einem wunderlichen Bau hervorschossen und eine Strecke weiter unter einer Mühle oder einem Sägewerk verschwanden. Hier roch es nach Marställen, dort nach dem Kuhstall. Es war weder Dorf noch Stadt, an einzelnen Stellen vielleicht malerisch, im ganzen abscheulich. Durch dieses kleinstädtische Allerlei wollte König Ludwig eine lange und breite Straße bis zur Isar ziehen. Würdige Bauwerke, freundliche Parkanlagen sollten sie einfassen, Bildwerk und Brunnen die gerade Zeile beleben. Ein gewaltiger Brückenbau führte dann über den Fluß zur jenseitigen Höhe, wo der königliche Vater aus einer Bildnis liebliche Anlagen geschaffen hatte, führte zum Abschluß und zur Krönung des Ganzen, zum weithin-

schimmernden Festspielhaus! Nach dem Urtheil Sachverständiger, welche die Pläne oder das Modell gesehen haben, würden Brücke, Terrassenbauten und das Theater das Schönste geworden sein, was Semper geschaffen hat.

Aber — „du hast nun die Apathie,“ kann man zum Münchener Rindl, wie Faust zum Gretchen, sagen. Es blieb beim Plan.

Hundert Einwände, wenige von Gewicht, alle vorgetragen mit patriotischem Eifer, verleiteten dem König das Unternehmen.

Die Münchener behielten recht, aber München — o, nicht nur München, die Welt verlor dabei.

Der sonst wohlwollende Schauffert, in dessen Bändchen wir gerne die bürgerlichen Anschauungen und Empfindungen über das Leben und Leiden Ludwigs suchen, sagt über das Scheitern jener Pläne: „Wäre der Stadt München daraus auch eine neue Zierde und ein großer Gewinn erwachsen, so ist die Berechtigung des Widerstrebens der Einwohnerschaft gegen die Ausführung dieses Planes doch nicht zu verkennen, zumal dieselbe die Stadt auch sehr große Opfer gekostet hätte.“ Die Mehrheit ist bekanntlich immer berechtigt; doch da der Stadt eine „Zierde“ er-

wachsen wäre, hätte sie die „großen Opfer“ nicht scheuen sollen, zumal sie durch „großen Gewinn“ entschädigt worden wäre.

Veraltete Grundsätze über Produktivität mögen zum Widerspruch beigetragen haben, doch die Hauptsache war: die Münchener wollten in ihrer Gemütslichkeit nicht gestört werden. Aber man kann seine Ruhe nicht haben, wenn die Welt unruhig ist.

Sie fielen dem Säemann in den Arm, das Saatkorn flog auf einen andern Boden, und andre ernten heute.

Die Wirkung jener Enttäuschung auf das junge Gemüt wird unterschätzt. Der Plan war schön, ausführbar und der Wohlfahrt wie dem Ansehen der Hauptstadt förderlich. Ein so großartiges Unternehmen beschäftigt den Geist täglich, stündlich; der Bauherr sieht voraus, wie es wird und wächst, sieht es herrlich vollendet — man warf dem jungen Fürsten nicht ein Kartenhaus ein, man zerstörte ihm eine Zukunft. Und er wurde nicht belehrt, nur verbittert. Die Millionen, die man ihm hier ersparte, wo sie Frucht getragen hätten, wurden in einsamen Gebirgsthälern ausgegeben, wo sie vergeudet sind.

Wie wenig Lebenserfahren Ludwig war, geht da=

raus hervor, daß er sich im Streit um Richard Wagner durch die Androhung einer Revolution einschüchtern ließ. Die Revolutionen, die von der Umgebung eines Fürsten vorhergesagt wurden, trafen niemals ein. Denn von den Aufständen, die wirklich stattgefunden haben, sind die Fürsten noch jedesmal überrascht worden.

So lang es braucht, einem gesunden jungen Gemüt Mißtrauen einzuprägen, so bald und unfehlbar wird ein krankes davon gesättigt, und es giebt keine Kraft, welche diese Verbindung je wieder aufhöbe. Im blinden Glauben an das gleichmäßige Vermögen der Jugend griff man zu jenen starken Mitteln. Wenn später der König auf seinen Spaziergängen im englischen Garten wie der Dey von Tunis sich bewachen ließ, so war das nicht Wahnsinn allein, sondern die Folge der Methode, nach der man den jungen König erzogen hatte.

Im Juni 1868 sahen die Münchener König und Künstler zum letztenmale öffentlich zusammen — bei der ersten Aufführung der Meistersinger. Die Freundin Wagners hat ihr beigewohnt und berichtet darüber: „Die Vorstellung fiel glänzend aus; Bülow hatte, obgleich halb krank, nach Sinn und Geist des

Meisters das Orchester mit höchster Energie dirigiert. Der König, der in der großen Mittelloge saß, hatte den Dichter-Komponisten zu sich hinaufbefohlen. Es soll der Dichter mit dem König gehen. — Nach dem ersten Akte wurde Wagner enthusiastisch gerufen, aber er erschien nicht auf der Bühne; er hatte den Weg dahin nicht finden können. Die Vorstellung ging weiter und als sie beendet war und der Enthusiasmus wieder nach dem Schöpfer so großen Genußes stürmisch verlangte, hatte Wagner auf Befehl des Königs, an dessen Seite er gesessen, sich erhoben und von der königlichen Loge aus sich gegen das Publikum verbeugt. Die Formlosigkeit erschreckte mich und that mir weh; indessen der König hatte befohlen, der Dichter gehorcht.“

Als man Ludwig XIV irgend einen Marquis und Gesandten als das Muster eines Hofmannes pries, lud er denselben zu einer Spazierfahrt ein. Am Wagen ließ er ihm mit einer Handbewegung den Vortritt. Der Gesandte stieg ohne eine Sekunde zu zaudern, ohne den leisesten Einwand vor dem König ein. Abends sagte Ludwig zu den Seinen: Was den Marquis betrifft, so habt ihr Recht.... Richard Wagner that wie der Gesandte: er ge-

horchte. Aber der Boden bei Hofe ist nicht nur schlüpfrig, sondern hat auch Fallen. Vielleicht würde sich jener Marquis an Wagners Stelle doch geweigert haben. Was Frau Wille, in der freien Stadt Hamburg aufgewachsen, in einer Republik wohnhaft, peinlich berührte, wird auch die Eingefessenen verstimmt haben. Und auch auf den König wirkte der Vorgang nicht vorteilhaft. Das waren die ersten Anzeichen des Kommenden: er erwartete Gehorsam und zürnte dem Gehorsamen.

Der Spruch, daß der Dichter mit dem Könige gehen soll, hat etwas Verführerisches, im Leben jedoch wird es für beide erspriesslicher sein, wenn sie nur brieflich mit einander verkehren. Dann trifft ein, was Goethe von den Liebenden sagt: die ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne.

Im Jahre 1872 wurde in Bayreuth der Grundstein zum Festspielhause gelegt. Auch bei jenen Kämpfen um die Verwirklichung seines Ideals hatte Wagner den König als treuen Helfer zur Seite. Und auch das wird von seinen Jüngern dankbar anerkannt: „Da war es nun wiederum König Ludwig II, der in einer schweren Krisis des Unterneh-

mens rettend eingriff und die Mittel darbot, den begonnenen Bau zu Ende zu führen . . . Das Jahr 1876 brachte dann die erste Aufführung des Ring der Nibelungen. Kaiser und Könige wohnten derselben bei; es war ein Triumph der deutschen Kunst, wie er vorher noch nie errungen worden war. Damals sprach Richard Wagner in Gegenwart seines erhabenen Wohlthäters die ewig denkwürdigen Worte, daß er in diesem den Mitschöpfer seines Werkes erkenne, jenes Werkes, welches soeben alle Gemüther mit der erhabenen und erlösenden Macht der tragischen Kunst erschüttert hatte.“ (H. Porges, a. a. D.)

Vor und nach seinen italienischen Reisen pflegte Richard Wagner München zu berühren, wo ihn der König dann empfing, ihm sein unverändertes Wohlwollen bewies; nur bei der letzten Anwesenheit des Dondichters in München (1882) ließ sich der König entschuldigen.

Im Februar 1883 war der Verfasser in Aulstein. Wenige Jahre früher hatte ich dort auf den Sarg Anselm Feuerbachs den Kranz gelegt. Auch diesem Kämpfer hat Bayerns König, wie wir zeigen werden, wohlgethan. Feuerbach versprach mir beim Abschiede (1879) in Venedig einen „un-

verhofften Besuch“ in den Tiroler Bergen. Nun erfüllte sich sein Wort in dieser Weise. An einem klaren Wintermorgen wurde ich vom bayrischen Bahnvorstande benachrichtigt, daß die Leiche Feuerbachs angekommen sei und mit dem nächsten Zuge weiterbefördert werde. . . . So prunklos war nun die Ankunft des anderen Toten an der bayrischen Grenze nicht. Ein Sonderzug brachte den Leichnam Richard Wagners mit seinen Hinterbliebenen und einem stattlichen Geleit von Jüngern und Verehrern. Der Abgesandte und Hofsekretär des Königs, Ludwig v. Bürkel, erwartete den Zug auf dem Bahnhof, um die Witwe an der Landesgrenze trauernd zu begrüßen. . . .

. . . . Es berührte mich seltsam, wie bei beiden Ereignissen, von denen ich selbst ergriffen war, Alle ergriffen glaubte, die Welt um mich so gelassen blieb. Das ist die Schule der Kleinstadt. Sie härtet das Herz besser, als die Einsamkeit der Natur, Denn auf die Natur paßt das Wort: Wie man in den Wald ruft, so schallet er wieder.

— — — — —
Der Schleier vor der Zukunft ist heute dichter, denn je. Wer vermag zu sagen, was im neuen Jahr=

hundert von der alten Welt bleiben, was es begraben, was es gebären wird! Wenn Religion, Familie, Eigentum in Frage gestellt sind, darf uns auch für die Künste bangen. Doch so lang es Kunst und Künstler giebt, wird das Andenken Ludwigs II. als ihres königlichen Freundes nicht erlöschen. —

* * *

Zwischen der ersten Ankunft Richard Wagners in München und seinem Ende liegen kaum zwanzig Jahre, eine Spanne Zeit, sie jedoch reich an gewaltigen Ereignissen: im stillen Deutschland plötzlich ein gründlicher Wandel der Personen und Sachen; das Unmögliche, ein einiges Reich, auf dem sonderbarsten Wege, durch einen Bruderkrieg, Thatfache geworden, eine neue, in allen Fasern neue Zeit — nur der alte Maulwurf, der treffliche Minierer, der Verneiner ist geblieben und

wühlt hurtig fort.

Und in dieser Zeit steht Ludwig mit den Schwärmeraugen auf dem schwierigsten Posten, hat die für einen Romantiker aller schwerste Pflicht: nur das Zweckmäßige zu thun.

Das erste Regierungsjahr war freilich ein Freudenrausch! Im Juni begrüßte ihn das österreichische

Kaiserpaar, das nach Rissingen reiste, in seiner Hauptstadt. Da Cousine Elisabeth im Jahre 1854, also als Ludwig noch Knabe war, sich vermählte, trat sie jetzt als eine neue Erscheinung vor ihn. Zwar hatte sie inzwischen wiederholt ihre Vaterstadt besucht, doch der Kronprinz, immer in der Furcht vor Strafe, in seines Nichts durchbohrendem Gefühl als Schüler, kann sich gegenüber der Ruhme-Kaiserin schwerlich frei gefühlt haben. Nun durfte er sie mit Musik und Blumen empfangen, nun reichte er ihr den Arm und führte sie durch die flimmernden schimmernden Gemächer zur Tafel — als Hausherr und Fürst. Die schöne Kaiserin! In einem Reiche mit vielsprachiger Bevölkerung ebenso wie auf einem gefährdeten Thron ist die Schönheit der Fürstin eine politische Tugend. Die damals meistgenannte Fürstin — *la reine du monde* — war Eugenie von Frankreich. Doch zwischen ihr und der österreichischen Kaiserin war der Unterschied wie zwischen einem täuschend nachgemachten und einem echten Diamanten. Die Menge ließ sich, nicht der Kenner durch die lebhaftere Schönheit Eugeniens blenden.

Bei den meisten Menschen, die unter einer überstrengen Erziehung zu leiden hatten, ist das Ver-

wandtschaftsgefühl nicht stark. Doch der Kaiserin und ihrer Tochter Gisela, sowie der Prinzessin Therese, Tochter seines Oheims Luitpold, blieb König Ludwig bis an sein Ende herzlich zugethan.

Als Verwandter und Landesfürst folgte er dem Kaiserpaar kurz nach dessen Abreise in das Bad Kissingen nach, wo damals auch der Zar mit den Seinigen weilte. Ludwig wurde jubelnd empfangen; er bezauberte die Einheimischen und Fremden, die Fürstlichkeiten und das Volk. Und er selbst muß sich wohl dabei gefühlt haben, denn er blieb in Kissingen so viele Wochen, als er Tage hatte bleiben wollen. Die Zarentochter, Großfürstin Maria Alexandrowna, sagt man, weckte seine erste Liebesneigung. Thatsache ist, daß Ludwig schon vierzehn Tage nach seiner Heimkehr wieder nach Schwalbach aufbrach, wo sich die Zarin mit ihrer Tochter zur Nachkur aufhielt. Schwalbach, in einem anmutigen Thal, durch Buchenwälder mit dem glänzenden Wiesbaden verbunden und zugleich von ihm getrennt, wäre wohl der Ort für den Liebesfrühling eines jungen schönen Menschenpaares. Doch bei der Erziehung Ludwigs, bei seinem Gemüt dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß er in der Liebe schüchtern war

und daß es ihm schwer fiel, sich auch in diesem Fall frank und froh der Gegenwart hinzugeben. Alle Erzählungen von einem heimlichen Verhältniß des jungen Königs zu einer Postmeisters- oder Försters- tochter in Schliersee sind erfunden. Wer den königs- treuen Sinn der bayrischen Gebirgsbevölkerung kennt, wird zugeben, daß König Ludwig der Unternehmende hätte sein müssen, um die Scheu vor der Majestät zu überwinden.

Fehlte ihm der Zarentochter gegenüber der Mut oder fehlte überhaupt die Liebe — es blieb beim ritter- lichen Geleit auf den Ausflügen und kleinen Reisen.

Auch Herzog Adolf von Nassau wurde von Ludwig im nahen Biebrich besucht. Auch dort sind Erinnerungen die Fülle. Aus dem prächtigen Schloß dicht am Strom blickt man über den Rhein auf den fernen Wasgau, auf das uralte Ingelheim, wo die Pfalz Karls des Großen gestanden hat.

Damals — im Sommer 1864 — hatte das Kleinod des Herzogs, der Park, noch seine ganze Herrlichkeit, noch den Wintergarten und die Gewächshäuser, deren Inhalt nach dem Jahre 1866 von der Frankfurter Palmengarten-Gesellschaft für 60 000 Gulden gekauft wurde. Mit jener tropischen Pracht

ließ sich der väterliche Wintergarten in der Münchener Residenz freilich nicht vergleichen. Dort mag also der Wunsch Ludwigs entkeimt sein, einen Palmengarten zu besitzen, der nur an Größe, nicht an Stimmung dem herzoglichen nachstünde. Die Ausführung dieses Wunsches, der Wintergarten im Thronsaalbau, in den Ludwig unmittelbar aus seinen hochgelegenen Wohngemächern gelangte, war bei seinen Lebzeiten ein beneidenswerter Traum- und Schmollwinkel. Der gemalte Hintergrund, eine Landschaft aus dem Himalaya, hatte den gleichen Zweck wie die Wandgemälde der römischen Wohnung, die das von Schiffen belebte Meer, Seehäfen und Landhäuser, Wald- und Felsengegenden darstellten. Außer den prachtvollen Pflanzengruppen enthielt der beschränkte Raum wie ein japanischer Garten allerlei Niedlichkeiten, einen kleinen Teich, eine Grotte mit einem Miniatur-Wasserfall u. a. Der Teich war gerade breit und tief genug, daß ihn der König in einem Schiffchen befahren konnte; mit ein paar Ruder schlägen war er am andern Ufer. Einmal lud der König die Hofopernsängerin Fräulein Sch. zu einer Kahnfahrt ein Frä. Sch. theilte sich längere Zeit mit einem bekannten Tenoristen in die

Aufgabe, den König durch den Vortrag von Liedern zu erfreuen und durch mehr oder minder harmlosen Klatsch zu zerstreuen . . . Dem Boote wurde die doppelte Bürde — Fräulein Sch. war mehr Walsüre, als Fee — zu schwer — es schwankte — sank und sank; die Schiffahrer retteten sich mit leichter Mühe, doch patschnaß ans Land. Der König floh und überließ die Sorge für die Leidensgefährtin ihr selbst und der Dienerschaft. So gern er lachte, so peinlich war ihm eine lächerliche Lage.

Der Rachen war vergoldet; das erinnerte an das Fahrzeug Lohengrins in der Oper und lockte den Romantiker unwiderstehlich zur Verkleidung. Und so soll denn der König zuweilen als Schwanenritter auf dem Wasserlein gerudert haben, während bunte Lampen unter Fächer- und Fiederpalmen strahlten und hinter undurchdringlichem Blätterwirrsal Musik erklang

Die Weiße noch einmal — sie starb so hin;
O sie beschlich mein Ohr, dem Weste gleich,
Der auf ein Beilchenbette lieblich haucht
Und Düste stiehlt und giebt.

Ich bin nicht romantisch veranlagt, bin ein Sohn und Lober meiner Zeit, aber ich unterschreibe Wort

für Wort, was der Verfasser der „Königsphantasien“ über diese Wasserschiften sagt: „Und wenn das eine sicher ist, daß uns allen, die wir dem gesunden Staate dienen, dieser Lohengrin wohl als Empfinden, nicht aber als That willkommen sein kann, so ist doch auch das andere gewiß, daß nicht einer jener Fürsten, die sich nach eigener Fassung auslebten, gleich keusche und gleich harmlose Phantasien Leben werden ließ, als dieser arme Ludwig.“*

Das kleine Paradies würde zu ebener Erde bedeutend billiger gekommen sein . . . Ob es wahr ist, was viele Biographen — wahrscheinlich nach Schaufert — behaupten, „daß die Beheizung (des Wintergartens) allein jährlich 2000 Klafter Holz beanspruchte“? Mit Zahlen nimmt man es bei diesem Fürsten nicht genau . . . Der Grund so mancher Verschwendung lag nicht in geistiger Störung, sondern darin, daß König Ludwig, der für das Fertige einen sowohl Künstler wie Handwerker überraschenden sicheren Blick hatte, keine Ahnung besaß, wie ein Bau, eine Werkstattarbeit, ein Gemälde wird. Das ist jedoch bei sehr vielen durchaus vernünftigen Gebildeten der Fall.

Ludwig vergaß bei seinen hundertfältigen Auf=

* Menneß, Königsphantasien, S. 116.

tragen stets, daß dasjenige, was er in seiner lebhaften Phantasie schon als Ganzes, als ein Nebeneinander sah, nur nach einander entstehen könne.

.

Nach dem Besuch in Biebrich fuhr der König den Rhein hinab, auf einem Dampfer, vom goldenen Mainz bis zum heiligen Köln. Die Rückreise geschah über Frankfurt. Sein erster Gang in der freien Stadt war zum Goethehaus. Der König besaß duzende Büsten Richard Wagners und nur eine Büste Goethes. Das hing aber mit seinen persönlichen Beziehungen zu dem Dondichter zusammen. Er hegte gewaltigen Respekt vor Goethe. Respekt. Verehrung würde zu warm klingen. Emanuel Geibel sagt in einem Sinn-
gedicht, daß der Jüngling für Schiller schwärmt, der Mann an Goethe sich erbaut, das Alter wiederum zu Schiller greift. König Ludwig blieb in der ersten Schiller-Epoche stecken.

.

Um angenehme Erinnerungen reicher, kam Ludwig Mitte August auf Burg Hohenschwangau an. Noch in demselben Monat erhielt er den Besuch seines Verwandten, des Königs Wilhelm von Preußen. Es ist um Ludwigs willen zu bedauern, daß Minister-

präsident von Bismarck, der mit seinem König reiste, in München zurückblieb.

Ludwig — ich spreche nicht vom irrsinnigen, vom andern Ludwig — hat seinen Oheim Wilhelm aufrichtig verehrt. Noch in seinen letzten Jahren führte er als einen Hauptgrund seiner Abneigung gegen die Menschen den abscheulichen Mordanschlag auf den greisen Kaiser an. Doch der Gast war dreimal so alt wie Ludwig, war vom Scheitel bis zur Sohle Soldat, hatte kürzlich siegreich Krieg geführt. Wenn er, der soviel mächtigere, seines Weges sichere Fürst deutsche und europäische Fragen besprach, war er der Meister, Ludwig der Jünger. Als Verwandte hatten sie einander viel zu sagen, schlechthin als Menschen wenig. Wäre Bismarck als dritter zugegen gewesen, würde er wahrscheinlich die Wechselwirkung der beiden verstärkt, selbst sicherlich auf den damals noch empfänglichen Ludwig für alle Zeit wohlthätig gewirkt haben. Prosper Mérimée, ein Schriftsteller von sehr scharfem Verstande und nüchterner Beobachtung, ein Franzose, also den Deutschen abhold, schrieb am 13. Oktober 1865 an seine bekannte Unbekannte* aus Paris:

* Lettres à une inconnue, II, CCLXXXIV.

„J'ai passé le temps le mieux du monde à Biarritz L'empereur m'a présenté au roi (de Portugal) qui m'a donné la main et m'a regardé avec deux gros yeux ronds ébahis, qui ont failli me faire manquer à tous mes devoirs. Un autre personnage, M. de Bismark, m'a plu davantage. C'est un grand Allemand, très-poli, qui n'est point naïf. Il a l'air absolument dépourvu de *gemüth*, mais plein d'esprit. Il a fait ma conquête.

Bismarck war der Mann, der König Ludwig „nötig war“; auch er zwar in Erscheinung und Gesinnung der stramme preußische Soldat, durchaus in der Gegenwart, völlig seinen politischen Pflichten hingegeben, Realist, dabei jedoch genial, sprühend von Lebensmut und wie Morgenluft belebend. Er würde den Gedanken und Wünschen des königlichen Jünglings eine andre Richtung gegeben haben.

Nicht den Ereignissen — Sie erat in fatis!

Inzwischen hatten jedenfalls auch die beiden Staatsmänner in München die schwebenden Fragen mit einander besprochen. Doch bald nachdem der preußische König Hohenschwangau, Bismarck die Residenzstadt verlassen hatte, traf Beust in München

ein. Einem Staatsmann, der Liebeshändeln seinen ministeriellen Einfluß lieh, mußte Herr von Beust entschieden sympathischer als Herr von Bismarck sein.

— — — —

Der junge König zeigte sich öffentlich so oft wie gern. Das Fronleichnamsfest wird in München von jeher mit besonderem Prunk gefeiert. Die Stadt riecht morgens wie ein Birkenwald; denn Birkenbäume und Zweige schmücken alle Gebäude, an denen der Zug vorübergeht. Wie im Süden hängen Teppiche, fromme Gemälde u. s. w. aus den Fenstern; die Straßen sind mit Grün bestreut. Das Militär rückt aus, um die Ehrengasse zu bilden. Da wallen dann in endlosem Zuge die Zünfte mit ihren Fahnen, die frommen Bruderschaften, die Jungfrauen-Bünde mit dem rosen geschmückten Marienbilde, Mönche und Nonnen, Schüler und Lehrer. Feierliche Musikmärsche wechseln mit Sängerkhören ab. Unter einem goldgestickten Traghimmel schreitet der Erzbischof mit dem Allerheiligsten, und hinter ihm barhäuptig der König, begleitet von den Prinzen, von allen Würdenträgern des Hofes, des Staates, der Stadt. Und wo der schwankende, gleißende Baldachin, den Trompeten- und Paukenklang verkündigt, den Edelknaben

mit Wachsfackeln, Hatzhiere mit Hellebarden, Priester mit qualmenden Weihrauchfässern umringen, erscheint, kniet das Volk auf der Straße nieder, vor Ihm, dem göttlich einfachen Menschen, dem menschlich erbarmensvollen Gotte, dem König der Könige Auf vier Plätzen sind Altäre errichtet; an jedem wird das Evangelium gelesen, eine Botschaft der höchsten Menschenliebe, des Friedens und der Erlösung. Der Erzbischof hebt die Hostie empor und das Geläute aller Glocken und Kanonendonner künden der Stadt und weithin, daß Christus die Menschheit segnet. Ach, wartet nur, balde, balde werden dieselben Geschütze Tod und Verderben in die Reihen christlicher Brüder speien!

Freilich sind wir alle Brüder — wie Cain und Abel.

Dieser traurigen Erwägung konnte sich auch der friedfertige Ludwig nicht entziehen. Vielleicht auch hatte ihn der preußische Gast gefragt:

Nun sag, wie hast du's mit dem Militär?

Kurz, im September meldete der Donner der Geschütze, daß der junge König auf dem Marsfelde Heerschau hält.

Es giebt zur Erinnerung an jene Truppenschau ein Bild, das König Ludwig und seinen Generalstab

zu Pferde darstellt. Der Maler hat seine Schuldigkeit gethan. Auf einem edlen Tier sitzt ein guter Reiter, schlank, den Kopf kühn gehoben, die Augen nicht gen Himmel rollend, sondern geradeaus gerichtet. Dennoch dürften nur schwärmerische Mädchen behaupten, daß dieser schöne junge Reiter eine soldatische Erscheinung sei. Er trägt das Haar lang —

Du bist für Traum' und Schlummer, Bruder Priester.

.

Wie in Berlin eine Truppenschau, ist in München das Oktoberfest die volkstümlichste Feier. Obwohl dasselbe einen friedlichen, ja, ländlichen Charakter hat, steht es doch nicht außer aller Beziehung zum Heerwesen; und nur der wahrhaft Fremde kann die Schultern zucken, wenn München ein paar Tage lang mehr Dorf als Stadt ist.

Geläut von Herdeglocken, Gebrüll, Gewieher überall. Der stämmige schwarze Stier, durch den Blätter Schmuck im krausen Stirnhaar über seine Fesseln nicht getröstet, folgt widerborstig, schnaubend dem Führer. Die schweren Kühe, bekränzt, mit bunten Glockenbändern behangen, bewegen sich — über die trauten Klänge in der wenig anmutenden Umgebung verwundert — geduldiger vorwärts.

Nur mit seiner Fohlenzucht machte Bayern damals wenig Staat.

Die Menschen, die in ihrem Sonntagsputz mit den Tieren einziehen, der Bauer mit den Seinen, die Senner und Sennerinnen, sind ein kräftiger Schlag; der Einzelne allerdings nicht so „bildschön“ wie der Tyroler südwärts von Schwaz, aber von ebenso gesunder Gesichtsfarbe, mit starken Zähnen und dichtem Haar, und vielleicht mehr als jener noch Naturkind. Die Begeisterung mancher „Kulturhistoriker“ für den jugendfrischen, herrschlustigen Slaven macht den nicht bange, der in den bayrischen Bergen und in Pommern gelebt hat. Wir denken noch lange nicht daran, abzukanken!

Zwischen Ludwig und dem Bauer, namentlich dem Gebirgsbauer, bestand von Anfang bis Ende eine wechselseitige, natürliche Neigung. Im Verkehr mit dem Bergvolk war Ludwig niemals Louis quatorze. Das Gefühl seiner Körperkraft und das Bewußtsein, daß ihn schwerlich einer überrage, war ihm diesen Kraftmenschen gegenüber ein Wohlgefühl. Wir können nur wiederholt bedauern, daß bei seiner Erziehung auf die Göttergabe solcher Knochen, solcher Muskeln so wenig Gewicht gelegt wurde.

Am Hauptfesttage, am ersten Oktobersonntag, war auf der Theresienwiese eine Menschenmenge, wie man sie auf diesem doch erinnerungsreichen weiten Plan noch nie gesehen; und als Ludwig durch die Ehrengasse, die als schmaler Streifen das Gewoge teilte, zum Königszelte fuhr, umtoste ihn unerhörter Jubel. Kein Siegesreis schmückte seine Stirn, noch hatte er nicht einmal einen Erfolg; das Volk jauchzte ihm zu, weil es ihn liebte. Solch ein Gruß mußte ihn tief bewegen, doch der eigentliche Zweck des Festes ließ ihn wahrscheinlich kalt. Er kam auch zu dieser Handlung unvorbereitet. Theoretisch ward es ihm wohl zurecht gelegt, daß landwirtschaftliche Ausstellungen und Schaustellungen zur Hebung der Viehzucht beitragen, „daß sie das Selbstbewußtsein und die soziale Ehre des auf ihnen vertretenen Berufes steigern.“ Ludwig war dem Landvolk herzlich zugezogen, doch das Kind des Bauers war ihm nur als Beiwerk in einer passenden Landschaft schön. Die Ästhetik, in der Ludwig erzogen wurde, hat einen engen Begriff des Schönen und Häßlichen und den verrosteten Grundsatz, daß nur die Kunst auf das Gemüt wirke. Der Abscheu vor der Philosophie Bacons, die „nichts Leeres oder rein Begriffliches

haben und zur Verbesserung des menschlichen Loses führen soll," ging von den Lehrern auf den Schüler über. Und in diesem Vorurteil haben wir die Erklärung, warum sich der König bei seinen Bauunternehmungen auf Lustschlösser beschränkte.

Abends erschien er — seit seinem Regierungsantritt zum erstenmale wieder — im Theater. Das Haus war festlich beleuchtet und überfüllt. Auch da wurde er bei seinem Eintritt mit schmetterndem Tusch, mit Tücherschwenken und Hochrufen empfangen.

Als Festoper wurde *Oberon* gegeben. Es war des Königs eigene Wahl und wir dürfen annehmen, daß ihn die Vorliebe der Romantiker für Gegensätze dabei geleitet habe. Auf den echt bayerischen Lärm des Tages Mirengesänge und Elfenreigen! *Oberon* gehörte zu den Kunstwerken, die Ludwig dauernd anzogen. Gerade in die Zeit, als er angeblich nur noch am Gräßlichen auf der Bühne sich ergötzte, fällt das königliche Geschenk an das Münchener Theaterpublikum: die wahrhaft künstlerische Ausstattung der Weberschen Oper.

* * *

Der Herbst brachte dem König und der Königin-Mutter den willkommenen Besuch des russischen Großfürsten Nikolaus in Hohenschwangau. Der

König war eben von einem Ritt nach Bartenkirchen dorthin zurückgekehrt. Er liebte es, tagelang im Sattel zu sein. Die Natur wies es ihm. Wenn er aber zu München im engen Bezirk der Reitschule Meile auf Meile zurücklegte und sich dabei irgendwelche angenehme Haltestellen nennen ließ, so war das nicht die schlimmste Jugendtollheit: Kurzweil bei einer anstrengenden Leibesübung

Doch das Jahr sollte nicht ohne Prüfung für den jungen Fürsten schließen. Die beiden Großmächte hatten sich über den vielköpfigen Bund hinweg die Hand gereicht, selbständig gehandelt. Die Hoffnungen auf die Triasidee waren ebenso schwach wie der Glaube an die Eintracht der beiden Starken. An wen schließt man sich an? Freiherr v. Schrenck entschied sich, jedenfalls nicht ohne die Stimmung im Lande, die Gesinnung des Fürsten ausforscht zu haben, für Österreich.

Auch in der Staatskunst sind Wärme und Arbeit äquivalent. Erstere kann für diese gelten; Schrenck spendete im Übereifer beides. Seine Umtriebe gegen den französischen Handelsvertrag nötigten Bismarck zuletzt zu einem unzweideutigen Entweder — oder. Freiherr v. Schrenck mußte nachgeben — sofort hatte er alle Parteien gegen sich.

Es ehrt den Jüngling Ludwig, daß der Ministerpräsident um seine Enthebung wiederholt bitten mußte. Schrenck war ihm ein väterliches Vermächtnis. Erst im Dezember wählte Ludwig unter den Portefeuille-Kandidaten Herrn von der Pfordten. Infolgedessen wechselten beide die Plätze, Pfordten ging nach München, Schrenck anstatt seiner nach Frankfurt. Wie sich später zeigte, war es überhaupt nur ein Wechsel der Tonart, nicht des Themas.

Vorläufig that die schärfere Tonart gut. Es regte sich im Lande. Die Einmütigkeit, womit die Mehrheit der Abgeordnetenversammlung in allen Fragen die Linke bisher überstimmte, nahm ein Ende. Es trennte sich von ihr eine Mittelpartei, die für den eigenen Staat das Gleiche wollte wie die Vereinigte Linke.

Sie hatte ihre stärkste Stütze am König selbst. Pastor Friedrich Lampert legt in seinem wiederholt angeführten Werke nach persönlicher Erfahrung die Stellung der Parteien damals zu einander, ihre Ziele in der inneren und äußeren Politik klar und vorurteilsfrei dar.

„Anlangend die deutsche Frage bestand in der Vereinigten Linken einmütige Anschauung darüber,

daß der Partikularismus, welcher die dem Vaterlande zu bringenden Opfer scheut und dem Ganzen sich unterzuordnen sich weigert, auf das entschiedenste zu bekämpfen und die Herstellung eines aus Volkswahlen hervorgehenden Parlaments zu erstreben sei, daß aber im übrigen die Frage einer deutschen Zentralgewalt als eine offene, ohnehin nur durch die Macht geschichtlicher Thatfachen zu lösende anerkannt würde und daß also in letzterer Beziehung vollkommene Freiheit der Anschauung und Wirksamkeit statthabe. Auch das Programm der neugebildeten, unter der Führung der Abgeordneten Schlör und Hohenadel stehenden Mittelpartei hielt fest an dem Glauben und an der Hoffnung auf eine Einigung Gesamtdeutschlands in einem deutschen Parlamente, wie an der Überzeugung, daß jeder deutsche Volksstamm für ein solches Ziel die nötigen Opfer bringen werde. Aber ebenso forderte es Bekämpfung jeder Art von Hegemonie eines Stammes oder Staates, gleichviel in welcher Form eine derartige Institution geboten würde. Jeder Akt der Vergewaltigung an einem deutschen Staat oder Stamm zu Gunsten eines Einzelstaates würde als ein Rechtsbruch erklärt, den die ganze deutsche Nation als einen Angriff auf ihre

Existenz mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln abzuweisen verpflichtet sei. In Beziehung auf die inneren Fragen deckten sich die Forderungen der Mittelpartei fast vollständig mit denen der Vereinigten Linken. Beide strebten vor allem nach einem raschen Ausbau derjenigen verfassungsmäßigen und sozialen Reformen, welche als eine notwendige Konsequenz der bereits ins Leben getretenen Änderungen in der bayrischen Gesetzgebung sich darstellten. Insbesondere hielt man die Erweiterung der Reichsratskammer durch Wahl von Vertretern des größern Grundbesizes, der Industrie und der Universitäten für geboten, indem erst hiedurch die durch das bestehende Ministerverantwortlichkeitsgesetz bezweckten Garantien als verwirklicht erachtet werden könnten. Auch die Mittelpartei wahrte bei aller Anerkennung der verfassungsmäßig garantierten Freiheit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten entschieden das Recht des Staates in allen Dingen, die auf staatliche Verhältnisse Bezug haben oder zurück wirken, und hielt fest an dem Religionsedikt als dem für die kirchlichen Verhältnisse maßgebenden Grundgesetze des Staates. Jedem Versuch, die in dieser Richtung bestehende Gesetzgebung zu verletzen

oder zu umgehen, stellte sie die ernstlichste Befehdung in Aussicht.“

König Ludwig hat diese Wünsche erfüllt.

Der Rechenfehler in ihrem Verhaltensplan bezüglich der deutschen Frage springt in die Augen. Wenn ein Einzelstaat stark genug sich fühlte, um die Hegemonie oder ein Bruderstaatchen an sich zu reißen, soll ihm die ganze Nation das wehren. Die Nation? Unmöglich. $2 + 2 + 4 = 8$. Aber $8 - 4$ ist nicht mehr 8.

Als die beiden Kammern im April 1865 ihre Beratungen wieder aufnahmen, eröffnete Ludwig nicht selbst den Landtag, da dieser im Jahre 1863 nur vertagt, nicht geschlossen worden war, lud aber bei Annahme der Adresse die 148 Abgeordneten der zweiten Kammer auf den folgenden Tag zur Tafel.

Der bayrische Fürst durfte eher als alle andren glauben, daß er mit seinem Volke tafle, indem er dessen Vertreter um sich versammelte. Auch dieser Vorgang hätte gemalt zu werden verdient. Es würde ein Bild nicht ohne Schalkerei, dennoch ein echtes und rechtes Geschichtsbild geworden sein.

Ludwig trank auf „das teure bayrische Vaterland und seine Abgeordneten“. Als der Präsident der

zweiten Kammer darauf „dem jugendmutigen, hochgesinnten König ein aus der Tiefe des Herzens quellendes Hoch“ ausbrachte, hielt zweifellos keiner der Anwesenden, mochte er der Rechten oder Linken angehören, dies Wort für eine höfische Schmeichelei, stimmte jeder redlich ein.

Ein weiser Thebaner hat nach dem Tode Ludwigs in einer donnernden Epistel dargethan, daß der König gleich zu Anfang durch die überschwenglichen Huldigungen aller verdorben worden sei. Doch wann und wo wäre einem begabten Jüngling, dem seine Geburt Ansehen giebt und Macht verheißt, nicht gehuldigt worden?! Hat man dem jungen Cäsar nicht geschmeichelt? Und doch wurde er ein großer Mann und that für sein Vaterland unendlich mehr als der wahre Brutus. Unser unglücklicher König hatte im Anfang schon Gott oder das Schicksal — sagen wir, das Mysterium gegen sich.

Im Auftrage des Königs brachte die Staatsregierung ein Gesetz ein, durch das allen, die sich an den Aufständen von 1848 und 1849 beteiligt hatten, volle Amnestie gewährt wurde. Gleichzeitig wurde „allen Militärpersonen ohne Unterschied des

Grades oder Ranges, welche im Jahre 1849 aus Festungen oder aus sonstigen Garnisonen der Pfalz oder aus ihren Urlaubsorten fahnenflüchtig wurden,“ ein Generalpardon zu teil. Wie überzeugt die königlichen Räte von der Lauterkeit und Gerechtigkeit Ludwigs gewesen sind, beweist das schneidige Wort von der Pfordtens, das er dem Abgeordneten Dr. Kuland zurief, als dieser allein der Meinung Aller, daß der Gesetzentwurf kurzweg anzunehmen sei, widersprochen hatte. Zur Erklärung sei bemerkt, daß 1861 ein Antrag auf Amnestie von Maximilian II nicht gebilligt worden war. Es ist gesagt worden, entgegnete der Ministerpräsident, es habe sich seit dem Jahre 1861 in dieser Sache ja nichts geändert, und es ist dann die Frage gestellt worden: wo kommen wir dann hin? Es hat sich etwas geändert seit dem Jahre 1861. Zwischen jenem Jahre und heute liegt der 10. März 1864. Sie verstehen mich. Ein großes Herz hat zu schlagen aufgehört. Ein nicht minder großes Herz schlägt an seiner Stelle; das heutige Gesetz giebt Zeugnis davon. Darin liegt aber auch die Antwort auf die Frage, wo wir dann hinkommen werden: dahin, wo unter dem Schutze des allmächtigen Gottes ein gutes, braves, treues

Volk in Liebe vereinigt mit einem Könige des edelsten Herzens immer kommen wird.

Wieder kam im August der preußische König nach München. Er stieg im Rheinischen Hof, sein Begleiter Bismarck im Hause der preußischen Gesandtschaft ab. Während seines zweitägigen Aufenthaltes soll König Wilhelm auch das bayrische Nationalmuseum besucht haben. „Meinem Volke zu Ehr und Vorbild ist die Aufschrift des Nationalmuseums,“ sagt Pastor Fr. Lampert, „des stolzen Gebäudes in der Maximilianstraße in München, das er (König Maximilian!) errichten ließ, um in ihm eine Sammlung zu vereinigen, für die es auf dem Kontinent nichts Gleichartiges giebt. . . . Mit der Erbauung des Nationalmuseums und des diesem gegenüber liegenden Regierungsgebäudes, diesen beiden Hauptzierden der Maximilianstraße . . . trat nun König Maximilian doch gewissermaßen in eine unmittelbare Nachfolge König Ludwigs I ein.“ Das ist ein Irrtum, denn Maximilian hat der Sammlung weder ihre gegenwärtige Ausdehnung und Bestimmung, noch ein Haus gegeben; indem man die Thatfachen richtig stellt, widerlegt man zugleich die Behauptung, daß König Ludwig für seine Haupt-

stadt ganz und gar nichts gethan habe. Auf die Anregung sachverständiger Männer hatte sich König Maximilian zur Gründung eines bayrischen Museums entschlossen. In kurzer Zeit waren Kunstschätze aus königlichen Schlössern, Rathhäusern und Kirchen gesammelt. Diese, sowie die kostbare, 1860 erworbene Reiderische Sammlung fanden als „Wittelsbacher Museum“ vorläufig Unterkunft in der Herzog Maxburg. Nachdem Jahr für Jahr der Reichtum gemehrt worden war, trat, wie J. von Hefner-Alteneck schreibt,* ein Ereignis ein, das den schönen Plan in Frage stellte. „Geheimrat von Klenze wußte den König (Ludwig II) zu dem Beschluß zu bewegen, das Museum in das Schloß Schleißheim zu verlegen. Nach Klenzes ausführlichem Gutachten, das in meinem (Hefner-Altenecks) Besitze ist, hätte der ganze Inhalt des Museums nur Wert als Erinnerung an das bayerische Herrscherhaus und als Anziehungspunkt für Fremde gehabt, um das verödete Schleißheim wieder zu beleben.... Dieser Plan wurde von Münchens Künstlern und Gewerbetreibenden

* „Entstehung, Zweck und Einrichtung des bayrischen Nationalmuseums in München.“ Von J. H. v. Hefner-Alteneck. Bayer. Bibliothek. 11. Bd.

den lebhaft beklagt. Da führten glückliche Umstände in der ersten Stunde eine günstige Wendung herbei. Die Maximilianstraße, eine Schöpfung König Maximilians II, ging der Vollendung entgegen. Das Gebäude für das Taubstummeninstitut war fertig gestellt, erwies sich aber für seinen Zweck als unbrauchbar. Da gelang es durch die besonderen Bemühungen des königlichen Ministerialrates v. Giehl, daß der Vorschlag gemacht wurde, diesen Bau nebst dem anstoßenden Raum zu dem bayerischen Nationalmuseum zu verwenden, worauf der König einging. Man kann sich leicht denken, daß Aretin (Vorstand des Wittelsbacher Museums) nach so vielen Anstrengungen und überstandenen Sorgen das Gebäude wohl schneller übernahm und bezog, als es die Vorsicht gestattet hätte — am 28. Oktober 1867 fand die feierliche Eröffnung statt.“

Freiherr v. Aretin starb schon im folgenden Jahre, und v. Hefner-Alteneck ward vom Könige zu seinem Nachfolger bestimmt. „Im Juli 1868 wurde das Comité des Generalkonservatoriums zu einer Sitzung im königlichen Ministerium berufen, bei welcher ich (Hefner-Alteneck) in meiner neuen Stellung zugegen war; gegen Schluß dieser Sitzung traf ein Kabinetts-

schreiben ein, welches durch Minister von Gresser vorgelesen wurde; es enthielt den allerhöchsten Auftrag, daß das Museum immer mehr eine Bildungsanstalt für Künstler, Gelehrte und insbesondere für Kunsthandwerker werden möge, und zwar in Verbindung mit einer Gipsformatorei, einer photographischen Anstalt, Fachbibliothek, Kopierzimmer — Gedanken, welche mir aus der Seele geschrieben waren und mir neue Kraft verliehen.“

Jedem das Seine!

Also kann König Wilhelm im Jahre 1864 nur das Wittelsbacher Museum in der Herzog Marburg besucht haben. Den 25. August, den Geburtstag König Ludwigs, feierte er mit diesem zusammen in Hohenschwangau.

Warum hat Ludwig Preußens Herrscher nicht in München empfangen? Ich erklär' es mir aus seiner Scheu vor der militärischen Bedeutung des preussischen Königs. Es muß zugegeben werden, daß sich Ludwig schon damals überhaupt lieber in ländlicher Einsamkeit, als in der Hauptstadt aufhielt. Ein angehender Tiberius, sagt einer. Denn mit Tiberius, Nero, Caligula haben ihn einige verglichen. „Als die Kammern des Landes zusammentraten, ein Toten-

gericht über den Geschiedenen zu halten," schreibt Pastor Lampert in seinem Rückblick eines bayrischen Abgeordneten, „und wie es ihnen unter der erdrückenden Last der ihnen vorgelegten Beweise nun war, als würde ihnen ein Kapitel der römischen Cäsarengeschichte aus Tacitus oder Sueton vorgelesen — da blieb nur eine Frage übrig: wenn König Ludwig II nicht geisteskrank, nicht irrsinnig, was war er dann? Und das einmütige Verdikt lautete, mußte lauten: einer der furchtbarsten Fürsten, die je einen Thron eingenommen, ein Verbrecher nach den Maßstäben göttlichen und menschlichen Rechtes, ein Monarch, ursprünglich so genial angelegt wie Nero und so entartet wie dieser.“ Es ist nicht anzunehmen, daß außer dem Verfasser des Rückblickes, die Abgeordneten diese wunderliche Frage gestellt haben, nachdem ja der wichtige Punkt durch die vorgelegten Beweise erledigt war. Ebenso gut könnte man das Mitglied fragen: Wenn es der Vorsehung gefallen hätte, Ihren Geist, dank dem Sie über kriegerische Unternehmungen wie ein Strategie und über erbliche Belastung und dergleichen wie Dr. med. Franz Karl sprechen, zu verdunkeln: was waren Sie dann? Dann würden Sie Dinge denken, sagen, thun, die sich nicht für ein

gewöhnliches Menschenkind, geschweige denn für einen Pastor schicken

Selbst zwischen dem Wahnsinn Ludwigs und dem berüchtigten Cäsarenwahnsinn ist die Ähnlichkeit bei genauer Prüfung nicht groß. Welch ein Unterschied z. B. zwischen der Einsamkeit des Tiberius und der unseres Königs! Das Caprea, wohin sich Tiberius als knurrender Tiger zurückzog, war nicht das Capri wie es heute ist. Tempel und Burgen, Landhäuser und Lusthaine bedeckten Thal und Höhen, Festopfer und Opferfeste nahmen kein Ende. Wie das Eiland Prosperos war

Voll Lärm die Insel,
Voll Tön' und süßer Lieder;

Schwärme von Höflingen im Purpuranzug, Leibwachen in glänzender Rüstung, Priester, zahllose Sklaven, Gaukler und Gladiatoren bevölkerten sie. Schiffe brachten von Hellas Künstler und Hetären, von ferneren Küsten die Gesandten der Serer und Inder. Senatoren und Staatsbeamte, Ritter und Centurionen kamen von Rom. Eine Einsamkeit, jedem besseren Mann als Tiberius zu wünschen! Ludwig dagegen hat die Einsamkeit schlechthin gesucht. Ein kleines Gefolge theilte sie mit ihm.

Wie sehen wir ihn, wenn die Geschäfte erledigt sind? Ein Buch in der Hand daheim oder, nur von seinem Adjutanten oder dem Stallmeister begleitet, zu Pferde auf verlassenen Wegen —

an tacitum silvas inter reptare salubres,
oder in wohlseinspendenden Wäldern einsam spazieren.

Wenn Ludwig die Reichtümer Tibers besessen hätte, würde er ein Duzend Schlösser mehr gebaut, doch sie nicht mehr bevölkert und belebt haben, als Herrenhiemsee und Linderhof.

Ludwig schwärmte für das Theater. Doch wenn der verwaiste, der Lateinschule entwachsene, der Lehre entrissene Jüngling auf der stillen Rosen-Insel des Würmsees mit einem Jugendgenossen oder Schauspieler die Dramen Schillers deklamirt, so ist das ein andres, als wenn Nero die eignen jämmerlichen Verse in den dichtbesetzten Theatern Griechenlands zur Leier singt. Bei Nero war die Eitelkeit sich schauzustellen sogar stärker noch als das Bangen um die Herrschaft; wie abenteuerlich dagegen die Wünsche Ludwigs sein mochten, von einem Gastspiel in Berlin oder Wien hat er sicherlich nie geträumt.

Die Cäsaren waren Schlemmer. Ludwigs Vorliebe für süße und wohlriechende Getränke, für

Beilchenbowlen u. dergl. verrät den Kranken, nicht den Zecher. Er war auch kein Feinschmecker, denn wenn er allein speiste, war er niemals pünktlich; sein Mahl mußte ihm stundenlang warmgehalten werden.

Er war schamhaft — sowohl als Mann von strenger Erziehung und feiner Bildung wie als kranker Mann. Als die ebenso schöne wie berühmte Cora Pearl ihr Porträt, das deutlicher noch als der artige Begleitbrief ihre Wünsche verriet, an den König sandte, würde niemand gewagt haben, den Fürsten von dieser seiner Eroberung zu unterrichten.

Ja, in seinen schwarzen Stunden sah Ludwig Städte in Flammen untergehen, erlauchte Männer aus grauenvollen Wunden bluten, doch wenn die Flüche aller Wahnsinnigen von ihren Wächtern und Ärzten, wenn die heimlichen Wünsche von Millionen nicht wahnsinniger Menschen von einer göttlichen Stimme Tag für Tag bekannt gemacht würden, was würden wir hören!

Und der Haß der Cäsaren, einmal geweckt, war kalt und hart wie Stahl; sie kannten kein Vergessen. Ludwig dagegen ließ denselben Mann, dem er heute in Italien die Banditen bestellte, vierzehn Tage

später freundlichst zur Rückkehr begrüßen und zu sich entbieten.

Wenn der bayrische Fürst die Macht besessen hätte, seine Wünsche zu verwirklichen!? Über dieses altkluge Wenn! Die Gräuel der römischen Kaiser setzen eine Horde Sklaven voraus wie Senat und Volk von Rom nach dem Tode des Augustus. Zwischen den mächtigen Cäsaren und dem ohnmächtigen Ludwig ist die Kluft mindestens so groß wie die Kluft zwischen Entschluß und That.

Wie gesagt, es handelt sich nur darum: Hatte Ludwig bei seinen wunderlichen Launen, fürchterlichen Wünschen den vollen Gebrauch seiner Vernunft und freien Willen? Der Beweis ist geführt: Nein. Sein Wollen war ein wollen Müssen. Was soll also die Frage „Wo und wie weit ist Ludwig II vor Gott und der Geschichte verantwortlich?“* sie ist nicht nur „für uns überaus schwer“, sondern überhaupt nicht zu beantworten. Was aber ist fragen nütze, sagt ein altes Sprichwort, wenn man keine Antwort bekommen kann.

* König Ludwig II. Ein Rückblick 2c.

Wir müssen wiederholt die Begeisterung des Königs für Schiller erwähnen. Bald nach seinem Regierungsantritt kam ein junger Schauspieler, Emil Rohde, an die Münchener Hofbühne. Dieser, ein trefflicher Künstler, dabei ein schlichter und fester Mann, gewann als Don Carlos, Ferdinand, Max Piccolomini und Mortimer den vollen Beifall des Königs. Er wurde im Laufe des Winters oft zum König befohlen, um dies und jenes aus Schillers Werken vorzutragen. Was Rohde nicht auswendig wußte, wußte der König. So sagte dieser einst das Lied von der Glocke von Anfang bis Ende her. Am 18. Oktober 1865 wurde im Hoftheater, unverfälscht, Wilhelm Tell gegeben. Jene Aufführung scheint auf Ludwig einen besonders tiefen Eindruck gemacht zu haben. Nach der Aufführung erhielt Rohde ein königliches Handschreiben, das wir abdrucken, weil es in seiner schlichten Freundlichkeit zu dem überschwenglichen Briefe an Richard Wagner einen Gegensatz bildet:

Lieber Rohde!

Sie haben alle meine Erwartungen übertroffen.
Mit inniger Freude gedenke ich stets der schönen

Stunden, die wir im Winter zusammen verlebten.

— Ja, sie müssen wiederkehren! stets bleibe ich

Ihr

sehr geneigter König

Ludwig.

(Zeitangabe fehlt.)

Jedenfalls durch die Dichtung angeregt, machte er damals einen Ausflug in die Schweiz. Unter angenommenem Namen. Unvermutet reiste er ab, seufzen K. und B., und infognito! Da haben wir wieder ein Symptom!

Aber nicht nur hellenische Götter und muselmännische Kalifen gefielen sich im Infognito. Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, sagt Goethe, gelegentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eigenen inneren menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deswegen hat das Infognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes: es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Falle sind, das Un erfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm ausweichen zu können . . . Allein auch diese Erklärung dünkt mich, trotzdem sie Goethe, den ich bewundere,

den ich liebe, giebt, viel zu feierlich. Verkleidete Gottheiten! Ludwig war ein junger Fürst. Schlimm würde es um uns stehen, wenn die Jugend nie mehr unbedacht handelte, nicht mehr zu Abenteuern geneigt wäre. Aber ein Fürst! Besser, junges Blut, obwohl Fürst — als Fürst, obwohl jung. Der Sprung vom Wege war ein Symptom seiner Jugend, der majestätische Schritt des vierzehnten Ludwig ein Symptom seiner Krankheit. Leider ist die sittliche Entrüstung der A. und B. ein Entoutcas.

Eine Mitteilung, welche die „Schwyzerzeitung“ am 24. Oktober 1865 brachte, zeigt uns den jungen Bayernfürsten so harmlos wie lebenswürdig. Schwyz, über dem Vierwaldstättersee gelegen, ist der Hauptort des gleichnamigen Kantons und hatte damals 6000 Einwohner. Im altertümlichen Rathaus, gegenüber der Pfarrkirche, hängen die Bilder von 43 Landammännern.

„Gestern abend, als die Nacht bereits angebrochen, meldete sich ein fremder Tourist mit einem Begleiter auf dem Rathaus zur Besichtigung der Säle. Er betrachtet mit Interesse die Bilder der alten Landammänner, fragt mit regem Eifer über Land und Leute und verweilt mit sichtlich Vorliebe

bei einem alten Gemälde, das die Tell- und Rütli-geschichte darstellt. Denselben Touristen treffen wir in gleicher Abendstunde in einer hiesigen Buchhandlung. Er läßt sich Bücher und Bilder geben, welche auf die Schweiz und insbesondere auf die Helden und klassischen Stellen der Urschweiz Bezug haben. Was er spricht bekundet warmes Interesse und aufrichtige Zuneigung für dieselben. Die äußere Erscheinung, ein ganz junger Mann von hoher, schlanker und edler Gestalt, das vornehme und dennoch leutselige Benehmen und die Haltung seiner Begleitung lassen einen ungewöhnlichen Touristen erkennen. Heute vernimmt man, es sei der junge König Ludwig von Bayern gewesen, der von seinem Großvater Liebe und Sinn für Kunst und klassische Werke als glückliches Angebinde geerbt hat. Er kam Montags (23.) infognito von Luzern her, nahm in Brunnen im Gasthof zum Rößli Einkehr, besuchte das Rütli, die Tellplatte und die Stauffacher-Kapelle bei Steinen und beabsichtigte auf heute, der hohlen Gasse in Rüßnacht einen Besuch abzustatten. Das Land des Wilhelm Tell sendet dem jungen königlichen Freund einen warmen Gruß.“

Die Redaktion erhielt auf diese Zeilen, die von

der Urbanität der Schwyzer einen hohen Begriff geben, des Königs Antwort aus Hohenschwangau.

Herr Redakteur! Mit inniger Freude las ich heute den herzlichen Gruß des Landes Wilhelm Tell und erwidere denselben aus ganzem Herzen. Ich grüße ebenfalls meine lieben Freunde aus den Urkantonen, für welche ich schon als Kind eine besondere Vorliebe hatte. Die Erinnerung an meinen Besuch der herrlichen Inner-Schweiz und das biedre freie Volk, welches Gott segnen wolle, wird mir immer teuer sein. Mit wohlwollenden Gefinnungen bin ich Ihr wohlgewogener

Ludwig.

Hohenschwangau, den 2. November 1865.

Der Brief, in demselben Monat geschrieben, in dem die bayerische Regierung an die italienische meldete, daß ihr König bereit sei, einen Gesandten König Viktor Emanuels, einen Gesandten des jungen, des neuen Italiens zu empfangen, jener Brief, wie dieser sicherlich wohlerwogene Entschluß zeugen von einem freien Geiste, von einem hellen Gemüt, das ein echtes Vaterlandsgefühl in Jedem ehrt. Niemand aber kann Tugenden nachempfinden, wenn er sie nicht im eigenen Busen trägt. Es ist unmöglich,

daß Ludwig, der, wie man aus obigem ersieht, nicht nur vom Kunstwerk, sondern von der gefeierten That ergriffen wurde, im Geist und Kern der Dichtung nicht sich selbst gefunden habe:

O, lerne fühlen, welchen Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weihet,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angeborenen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, du hast uns lang' nicht mehr geseh'n,
Versuch's mit uns nur einen Tag!

„Das biedre freie Volk, das Gott segnen wolle!“
So war Er, und das der Ton, der ihm vom Herzen kam. Wenn derselbe Mann ein Jahrzehnt später für „die heilige Dreizahl der Lilien Frankreichs“, den vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Louis, schwärmt, dürfen wir ihn nicht anklagen, sondern müssen einfach zugeben, daß wir samt und sonders Wanderer sind in einem fremden Land, in einer

finstren Nacht und daß wir von den höchsten Fragen —

Quel bon tabac! quelle bonne bière! unterbricht Spark in der Komödie Mussets den phantasierenden Fantasio.

Ministerpräsident v. d. Pfordten war im Sommer 1865 vom preußischen Ministerpräsidenten nach Gastein eingeladen worden, damit er den Verhandlungen über die schleswig-holsteinische Frage beiwohne, die seitdem unter dem Namen Gasteiner Konvention bekannt geworden sind. Auf Bismarcks Wunsch wandte sich v. d. Pfordten an den Prinzen v. Augustenburg, um ihn zu einer Verständigung mit Preußen zu bewegen — wie man weiß, ohne Erfolg. Den andren Vorschlag, daß Bayern im Kriegsfall neutral bleibe, wies Pfordten zurück. Er wußte sich eins mit dem Lande. Bayern war, um es kurz zu sagen, bundestreu.

Sympathien sind unergründlich, und Treue ist allzeit schön. Doch was versprach Bismarck für Bayerns Neutralität und was der Bund für Bayerns Treue? Bismarck hat einmal im deutschen Reichstage gesagt — als er am 17. September 1878 von

seinen Beziehungen zu Lassalle sprach: „In allen politischen Verhandlungen ist das do ut des eine Sache, die im Hintergrunde steht, auch wenn man anstandshalber einstweilen nicht davon spricht.“

Der folgende Satz: „Wenn man sich aber sagen muß, was kannst du armer Teufel geben?“ paßt nun freilich nicht auf den deutschen Bund; immerhin liegt die Frage nah: Was konnte der Bund Bayern versprechen? — — —

Als die Rüstungen Österreichs und Sachsens, die Einberufung der preußischen Landwehr kaum noch eine Wendung zum Guten erwarten ließen, wurde auch in Bayern mobil gemacht und der Landtag einberufen.

In jenem gewitterschwangren Mai 1866 reiste König Ludwig abermals in die Schweiz; diesmal, um Richard Wagner in Tribschen bei Luzern zu besuchen. Zwar war er nur wenige Tage von München entfernt; dennoch wurde ihm der Ausflug stark verübelt; mit Recht. Man kann zu seiner Entschuldigung nur annehmen, daß er als echter Romantiker an irgend ein Wunder glaubte, das den Krieg in der ersten Stunde noch vereiteln werde. Jedenfalls bangte ihm mehr um die Semperschen Baupläne als um den alten Bund.

Seine Vertrauensseligkeit geht denn auch aus der Thronrede hervor, mit der Ludwig den Landtag am 27. Mai eröffnete: „Noch will ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Verderben eines Bürgerkriegs von Deutschland abgewendet werde, daß eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage auf dem Wege des Rechts und eine zeitgemäße Reform des deutschen Bundes, unter Mitwirkung einer nationalen Vertretung, unserm großen Vaterlande neuerdings dauernden Frieden gebe.“

In der Kammer der Abgeordneten wurde zunächst wegen der Adresse gekämpft; die Vereinigte Linke verteidigte den eigenen Entwurf gegen den der Adresskommission; wie sich voraussehen ließ, ohne Erfolg.

Die abgelehnten Adressentwürfe sind — ich will nicht sagen, immer die klügeren, doch die offeneren. Deshalb lasse ich hier die von der Linken vorbereitete Ansprache folgen, und zwar das ganze Schriftstück, um zu beweisen, daß Ludwig und seine Räte, wenn sie im Jahre 1866 politische Fehler begingen, die gesamten Volksvertreter zu Mitschuldigen hatten, daß also Ludwig auch in jenem Fall eins mit seinem Volke war:

„Daß sich die Regierungen der mächtigsten Bundes-

staaten, daß sich jene trefflichen Heere, deren Tapferkeit die Schutzwehr Deutschlands sein sollte, kampferüstet gegenüberstehen, ist doppelt zu beklagen, wenn man auf den Anlaß des Zerwürfnisses blickt. Denn die unverantwortlichste Nichtachtung des Rechtes der Schleswig-Holsteiner und das hartnäckige Bestreben der preußischen Regierung, wider den Willen der Bevölkerung die Herrschaft in den Herzogtümern an sich zu reißen, hat aufs neue den Beweis geliefert, daß in Deutschland die Fundamentalsätze der Volksfreiheit und des öffentlichen Rechts noch immer nicht festgewurzelt und vor gewaltsamer Anfechtung sicher gestellt sind. Die eifrigen Bemühungen Ew. Königl. Majestät für Erhaltung des Friedens wird das Land mit Dank anerkennen. Nicht immer ist der Friede das höchste Gut; allein aus dem Kampfe, den jetzt die frivole Politik der preußischen Regierung auf deutschem Boden zu entzünden droht, würde nur unberechenbares Unheil entspringen. Nicht auf neuen Grundlagen geeinigt, sondern im Innersten zerklüftet, zerspalten und geschwächt, würde Deutschland aus demselben hervorgehen. In diesem Augenblick wird der Versuch unternommen, durch eine freie Vereinbarung der europäischen Mächte den Frieden zu

sichern. Wir dürfen die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß der Vertreter des Bundes, der an diesen Beratungen teilnimmt, jedem Vorschlage seine Zustimmung verweigert, durch welchen den Herzogtümern Gewalt angethan oder die Frage der Bundesverfassung, die ganz allein zwischen der deutschen Nation und ihren Regierungen geordnet werden muß, vor das Forum des Auslandes gezogen würde. Mit Ew. Königl. Majestät erblicken wir in der Reform des Bundes die einzig dauernde Friedensbürgschaft. Die Haltlosigkeit der bestehenden Bundesverfassung ist in feierlichen Erklärungen von den deutschen Fürsten anerkannt; die Ereignisse der jüngsten Jahre haben ihren inneren Zerfall vor aller Welt bloßgelegt. Es ist hoch an der Zeit, jene Verheißungen endlich zur Wahrheit zu machen, welche dem deutschen Volke so oft gegeben und noch immer nicht erfüllt sind. Es darf nicht länger gezögert werden, der bestehenden Bundesgewalt eine Nationalvertretung an die Seite zu stellen, deren erste Aufgabe die Neugestaltung der Bundesverfassung auf Grundlage des Repräsentativsystems sein wird. Warm und dringend, wie es unsere Pflicht in einem so entscheidenden Augenblicke gebietet, bitten wir deshalb, Ew. Königl. Majestät wolle mit

aller Kraft auf die ungesäumte, vorbehaltlose Berufung eines auf Grund des Reichsgesetzes vom 12. April 1849 gewählten Parlaments hinwirken. Bayern soll gerüstet und bereit sein, sich mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft zu erheben, wenn irgendwo der Versuch gemacht wird, deutsches Gebiet verrätherisch in fremde Hände zu spielen oder gewaltsam loszureißen. Es soll gerüstet sein, um die Selbstständigkeit der deutschen Staaten, insbesondere der Herzogtümer, im Anschlusse an Österreich gegen einen gewaltsamen Angriff, wie immer dieser erfolge, zu verteidigen, wenn für die Absichten der österreichischen Politik, welche so wenig wie die preußische Vertrauen einflößt, sichere Bürgschaften gegeben sind.

— Dies sind die drohenden Eventualitäten, gegen welche das bayrische Volk ebensowohl in treuer Erfüllung seiner Bundespflichten als zur Wahrung seiner höchsten Interessen die ihm angesonnenen großen Opfer bereitwillig bringen wird. Gestatten jedoch Ew. Königl. Majestät der Landesvertretung, pflichtgetreu und freimütig auch darauf hinzuweisen, daß manche Erwartungen unerfüllt geblieben sind, mit welchen wir der Eröffnung dieses Landtages entgegensehen durften. Wir hatten auf die Zusage

gehofft, daß diejenigen Reformen der Heeresverfassung, für deren Nothwendigkeit der Beschluß der Abgeordnetenkammer vom 14. September 1863 sich ausspricht, nunmehr ohne Verzug ins Leben treten sollen. Das Land ist mit einem Militärbudget belastet, das nahezu ein Drittel der Staatseinnahmen verschlingt, und demungeachtet, sobald der Fall eintritt, wo die Leistungen des Heeres wirklich in Anspruch genommen werden, so enorme Zuschüsse erheischt, wie sie in dem vorliegenden Entwurfe gefordert sind. Nur durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, Abkürzung der Dienstzeit und militärische Vorbildung der Jugend wird es gelingen, die Wehrhaftigkeit des Volkes ohne Zerrüttung seiner ökonomischen Kräfte vollständig zu entwickeln. Ein Augenblick, in welchem die Schäden des bestehenden Systems so klar ins Licht treten, soll nicht vorübergehen, ohne wenigstens zur Grundlegung neuer und besserer Einrichtungen den entscheidenden Anstoß zu geben. Wir hatten endlich der Hoffnung nicht entsagt, daß die erste Thronrede Ew. Königl. Majestät dem bayerischen Volke einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung seiner politischen Einrichtungen gewähren werde. Die Ankündigung freisinniger Reformen

würde vom ganzen Lande freudig begrüßt werden und in so schwerer Zeit von zweifach wohlthuender Wirkung sein. Ew. Königl. Majestät vertrauen aber mit Recht in dieser Zeit auf unsere und des ganzen bayrischen Volkes Vaterlandsliebe und Hingebung, auf die Treue und Tapferkeit der Armee. Unter der Führung Ew. Königl. Majestät wird Bayern, dem Gebote der Ehre und der Pflicht folgend, immer bereit sein, den heiligen Boden des Vaterlandes und die Rechte des Volkes mannhaft zu schützen.“

Selbst die Verfasser des Schriftstückes werden heute zugeben, daß es für die erste Stunde zu lang ist.

Man tadelt die „frivole“ Politik Preußens, aber verspricht sich auch zu den Absichten Österreichs nichts Gutes. Was für „sichere Bürgschaften“ hat man von Österreich erwartet? — Mit dem allergrößten Recht freilich mißtrauen sie auch dem Kongreßgedanken des schlauen Napoleon. Doch wenn er zustande gekommen wäre? wie sollte „der Vertreter des deutschen Bundes“ ungefähr sein? Dreiköpfig und doch ein Gedanke?

„Eine mehr als ernste, fast düster zu nennende Auffassung der Dinge herrschte aller Orten vor, auch in Berlin; denn alle Zukunft lag noch in tiefes Dunkel gehüllt und man zählte sorgsam die Bataillone, welche zur Verfügung standen.“ *

Am 14. Juni wurde in Frankfurt der österreichische Antrag angenommen und somit der Bundeskrieg gegen Preußen erklärt. An demselben Tage schloß zu Olmütz der Adjutant des bayrischen Königs, v. d. Tann, mit Österreich den Militärvertrag ab.

Der Militärfredit von 31 Millionen Gulden wurde von den Kammern einstimmig bewilligt.

Am 25. Juni begab sich Ludwig auf einen Tag in das Hauptquartier der bayrischen Armee nach Bamberg. Vier Tage später erließ er von München einen Tagesbefehl an seine kriegsbereiten Truppen, in dem es hieß: Ich nehme nicht Abschied von euch, denn mein Geist bleibt in eurer Mitte. — In nüchternen Worten: Meine Gedanken werden sich fortan nur mit den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz beschäftigen. Ach, Gedanken wirken in diesem Falle niemals in die Ferne.

* Aus meinem Leben und aus meiner Zeit.
Von Ernst II Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. III.

Hermann Lingg sang: Wir Bayern fürchten uns nit! Wer hat daran gezweifelt? Doch Furchtlosigkeit macht ein Heer noch nicht furchtbar. Wenn Dichter trommeln, sollen sie es nicht zu früh thun; sie setzen ihren Ruf als Seher aufs Spiel.

Am 27. Juni übernahm Prinz Karl von Bayern den Oberbefehl über sämtliche bundestreue Truppen mit Ausnahme der sächsischen und hannoveranischen.

Preußen stellt am 14. Juni in Dresden, Kassel und Hannover das Ultimatum: Bündnis oder Krieg. Am Abend desselben Tages überschreiten preußische Truppen die sächsische Grenze. Der Kurfürst von Hessen, „der sich nicht die Pistole auf die Brust setzen läßt,“ ist am 19. Juni preußischer Staatsgefangener. König Georg von Hannover erklärt sich „als Christ, Monarch und Welf“ gegen Preußen — am 17. Juni wird Hannover von Vogel von Falkenstein besetzt. Und so mächtig wirkt diese „Armee Vorwärts“, daß sich die hannoverischen Truppen trotz ihrem Erfolge bei Langensalza am 29. Juni bedingungslos ergeben. Dadurch wird des Prinzen Karl Vormarsch in nordöstlicher Richtung nutzlos.

Friedrich Lampert, der Pastor, unterzieht in seiner Biographie Ludwigs II die sämtlichen Operationen

der bayrischen Truppen einer scharfen Kritik. Sie vermag am Bilde des Königs nichts zu ändern. Wenn der Fürst eines Verfassungsstaates, ein junger Fürst ohne militärische Erziehung, im zweiten Jahre seiner Regierung, von der Volksstimme gedrängt, ja, gezwungen, mit mehr Wahrscheinlichkeit für einen glücklichen als für einen unglücklichen Ausgang einen Krieg unternimmt, mit der Führung aber in weiser Selbsterkenntnis bewährte Männer betraut, ist er für das, was fern von ihm, in der Strategie, in der großen und kleinen Taktik gesündigt wird, nicht verantwortlich.

Übrigens hat uns ein Forscher und Schriftsteller allerersten Ranges, Heinrich von Sybel, im 5. Bande seiner „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ den Prinzen Karl von Bayern, dem man bisher an allen Versäumnissen, allen Niederlagen Schuld gab, in ein ganz anderes Licht gerückt.

Das bayrische Korps und das achte des Prinzen von Hessen zu vereinigen, war das Notwendige. Trotzdem verlangte der „Militärausschuß“ des Bundestages, durch die Nachricht von Königgrätz niedergeschmettert, das achte Korps zur Deckung der Mainlinie. Prinz Karl war entrüstet; er forderte zornig

Gehorsam vom Prinzen von Hessen, der ihm zu gehorchen hatte. Vergebens! Das achte Korps marschierte gen Frankfurt und deckte den Main — und den „Militärausschuß.“ Prinz Karl war uns um seiner Herzensgüte immer liebenswert; wir lieben ihn heute noch mehr um jenen Zorn.

Den Worten Heinrich von Sybels stimmt heute jeder bei: „Das war der erste und letzte Krieg, welchen der durchlauchtigste deutsche Bundesrat zu führen gehabt. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn es unter Leitung dieser Behörde einen Kampf gegen Frankreich oder Rußland hätte bestehen müssen!“

Bayern kam — wir erlauben uns einen derben Ausdruck — mit blauem Auge davon.

Nachdem sich Österreich mit Preußen zu Nikolsburg über den Präliminarfrieden verständigt hatte, ohne seine Bundesgenossen zu berücksichtigen, war auf sein Mitgefühl auch beim endgültigen Friedensabschluß nicht zu rechnen. Was sollten die Süddeutschen thun? Preußen hatte bewiesen, daß es ihnen in der wahren Politik, d. h. in der rechten und raschen Wahl des Zweckmäßigen, wie in der Strategie, Heeresverfassung und Bewaffnung weit überlegen sei. Von einem solchen Gegner besiegt zu sein, ist

keine Schmach; man war doch auch stolz auf den bösen Bruder.

Kurz nach dem Friedensschluß vom 22. August gingen die bayrischen Truppen auseinander. Karl Stieler, der 1866 als Lieutenant eingereiht worden war, aber nicht mehr ins Feuer kam, erzählt von des Prinzen Karl letzter Truppenschau bei Ingolstadt. In Strömen goß der Regen auf die Tausende herab, die regungslos in Reih und Glied standen. Blaß und gebückt ritt der Prinz den Regimentern entlang, an Leib und Seele müd.*

König Ludwig war unschuldig an der Niederlage, aber dennoch mitgeschlagen. Man rechne zu dieser bittersten Erfahrung eines jungen Fürsten die Pein und Aufregung, die er, unthätig, ohnmächtig, während des Waffenganges der Seinen leiden mußte. Der älteste Sohn seines Oheims, des Prinzen Luitpold, wurde im Felde verwundet. Ludwig ehrte ihn

* Prinz Karl ist 1875 gestorben. Er lebte nach seinem Kriegsunglück still, einsam, doch ohne Groll. Er besaß wahrhaft die Eigenschaft, für welche die alten Athener den Namen μεγαλοπρέπεια, großen Aufwand in großen und anständigen Dingen, hatten; er lebte und spendete fürstlich und hätte gleichwohl seinem Großneffen als gutes Beispiel dienen können, denn er theilte seinen Reichtum mit der Welt, ohne ihn zu vergeuden.

durch Verleihung eines Regiments, dessen Geschichte reich an glorreichen Erinnerungen ist. Diese Ehrung des Thätigen zeigt uns, daß Ludwig jedenfalls feinfühlig genug war, um den Tapferen um seine Wunde zu beneiden.

Zwar fehlte dem König nicht der Trost im Unglück. Am 22. August theilte Bismarck dem bayrischen Minister die Gegenrechnung mit, die Kaiser Napoleon für sein Zuschauen gestellt hatte, und seine — Bismarcks — bündige Abweisung. Und dann fragte er den bestürzten Staatsmann, ob Bayern bereit sein würde, im Kampfe gegen die auswärtigen Gegner fest und treu mit Preußen, der Deutsche mit dem Deutschen, zusammenzustehen? — Die Antwort läßt sich denken: „Die beiden Männer umarmten sich, und so erwarb Bayern durch die Unterzeichnung des Schutz- und Trutzbündnisses Preußens Verzicht auf Oberfranken und Deckung der Rheinpfalz gegen etwa sich wiederholende französische Gelüste.“

König Ludwig, aufgeklärt über das Verhängniß, das Bayern gedroht, tief bewegt von der mannhaften Abwehr, die er dem Gegner zu danken hatte, richtete — am 29. August — an den preußischen König folgende Worte:

„Nachdem der Friede zwischen uns geschlossen und eine feste und dauernde Freundschaft zwischen unseren Häusern und Staaten begründet ist, drängt es mich, dieser auch einen äußeren, symbolischen Ausdruck zu geben, indem ich Ew. Königl. Majestät anbiete, die ehrwürdige Burg Ihrer Ahnen zu Nürnberg gemeinschaftlich mit mir zu besitzen. Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. Königl. Majestät in neue Bahnen gelenkt hat.“

Ein weiterer Trost waren für den König die Beweise für seine unverminderte Volkstümmlichkeit, die er auf einer Reise in die heimgesuchten fränkischen Provinzen erhielt.

Eine Winterreise. Die Landschaft, deren Lieblichkeit den Empfindsamen, deren Fruchtbarkeit den Nüchternen sommers erfreut, zog sich als ödes Schneefeld hin. Der Eisenbahnwagen, in dem der König fuhr, war noch nicht der außen goldflimmernde, innen mit Samt und Seide gefütterte, den Ludwig

„der Andre“ mit lächelnder Miene, lauerndem Gemüt seinem Eintagslieblich zur Verfügung stellte, immerhin prächtiger und bequemer als die Personenwagen, in die wir Nummern gepfercht werden. Durch die breiten Spiegelscheiben sah der hohe Reisende Strecken lang nur fallenden Schnee, doch wenn ein Dorf, ein Weiler in Sicht kam, wehten Fahnen von jedem Dach und Tücher aus jedem Fenster. Wo der Schienenweg die verschneite Dorfstraße kreuzte, standen schwarze Menschenhaufen, und er sah die aufgeworfenen Arme und hörte durch das Rasseln des Zuges Jubelgeschrei und die Klarinetten und Trompeten einer Dorfmusik.

Und in den Städten welch ein Empfang!

Nicht die Fahnenzier aller Straßen, das Geläut aller Glocken, der Lärm der Geschütze und der Paukenklang, nicht die feierlichen Ansprachen der Würdenträger, noch die Verse, womit ihn weißgekleidete Mädchen, vor Kälte und Ehrfurcht zitternd, begrüßten, waren ihm Beweis, wohl aber das Ungestüm, mit dem sich Alt und Jung, Reich und Arm, das ganze Volk an ihn herandrängte, der Glanz aller Augen, die Freude, die sich weder an Polizei noch Etikette kehrte. Der Besiegte hielt einen Siegeszug.

So in Bayreuth, Bamberg, Hof, Schweinfurt, Kissingen, Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg.

Schneeestöber machte wohl den einen und andren Plan zunichte, dann wieder war Ludwig selbst den Festfreunden nicht gewachsen und mußte, leidend, auf Hostafel und Konzert verzichten. Doch waren das nur leichte Trübungen.

Das Frankenvolk, das mit Recht auf seinen Stamm, auf die ruhmvolle Vergangenheit und blühende Gegenwart seiner Städte stolz ist, hatte in schwerer Zeit gezeigt, daß sich Intelligenz und die schlichten, aber ewig schönen Eigenschaften des Gemüths, Treue und Opfermut, wohl vertragen. Nun schwelgte es in der Glückseligkeit, den gegenwärtig zu haben, dem es in Treue gedient, dem es die Opfer gebracht hatte. Es war ein gegenseitiges Geben und Empfangen.

Ich hebe aus den Festberichten zwei Mittheilungen hervor. Die eine bezeugt uns den damaligen Frohmut Ludwigs. Nürnberg gab dem königlichen Gast zu Ehren einen Bürgerball. „Wir zweifeln, ob ein König je in solcher gemischten Gesellschaft als Ballgast aufgetreten ist und im vollsten Sinne diese so zu beleben wußte, wie es unser jugendlicher Monarch

unter wirklicher Aufopferung that. Denn er hüftelte etwas, wohl infolge der nicht geringen Ermüdungen, denen er auf seiner ersten Provinzreise tagtäglich verfallen muß, wenn er überall so wie hier sich allen Anmutungen hingiebt. Volle vier Stunden tanzte der König oder unterhielt sich mit Frauen von allen Lebensaltern und mit Herren, die ihm vorgestellt wurden.“

Wer Ludwig II nur in seinem letzten Jahrzehnt gesehen, wird sich ihn schwerlich als flotten Tänzer und Tausendsaja auf einem Bürgerball vorstellen können.

Wie denn der König Ursache und Zweck der Reise nirgends vergaß, alle Plätze besuchte, wo Gefechte stattgefunden hatten, alle Soldatengräber schmückte, alle Verdienste um die Verwundeten belohnte, ging er auch in Würzburg den traurigen Spuren des Krieges nach. Die noch sichtbaren Zeichen des furchtbaren Ringens, die erneute Erinnerung an die Opfer des Krieges verdüsterten ihn, den schon zu Kissingen und Aschaffenburg die Wahlfelder und ihre Geschichten erschüttert hatten, so sehr, daß ihm ein Theaterbesuch nach solchem Gang ekel und frevelhaft erschien. Er ließ die Festoper absagen.

Also stellte er das Theater doch nicht über alles.

Da that ihm dann der blaue Himmel, der seinem Einzug in Nürnberg leuchtete, doppelt wohl. Nürnberg, Bayerns Kleinod, hielt ihn am längsten. Nicht nur die Denkmäler aus der goldenen Zeit zogen ihn an, auch die Werkstätten unserer Kultur. Er besuchte alle wichtigen Fabriken, gewerblichen und künstlerischen Anstalten, nicht flüchtig, sondern voll Eifer, sich zu unterrichten.

Auch mit den musikalischen Genüssen, die ihm in Nürnberg geboten wurden, war er sehr zufrieden. Verdi's Troubadour entzückte ihn. Er fühlte sich so glücklich, daß er brüderlich den Prinzen Otto aus München kommen ließ, damit dieser seine Freuden theile.

So als ein echter Germanenherzog, der mit seinem Volke eins im Geiste ist, aber auch mit ihm lebt und spricht, hat er jene Gauen nicht mehr besucht. Zu den Bühnenfestspielen in Bayreuth kam er, ein kranker, menschencheuer Mann. Diesen zog der herbstlich gefärbte, stille Hofgarten, der verwitterte, verlassene Sonnentempel der Eremitage mehr an, als das Gewimmel der Straßen, das, mit Fremden aus aller Herren Ländern durchsetzt, auch einem Künstler Augenweide und geistige Anregung gewährte.

Die fröhliche Pfalz hat den Enkel der Pfälzer=Herzoge nie gesehen.

* * *

Bald nach der Heimkehr aus dem Frankenland bewies Ludwig, daß er die Frucht jener Kämpfe nicht unterschätzte. Das Wort, das er von allen Fürsten der Erste ausgesprochen hatte, war keine Redebülume; er betrat die neue Bahn.

Von der Pfordten erhielt den nachgesuchten Abschied, und Ludwig ernannte den Fürsten von Hohenlohe zum Minister des Äußeren und des königlichen Hauses.

Chlodwig Fürst von Hohenlohe ist eine vornehme Erscheinung, die jedoch nicht erkältend wirkt, sondern anzieht. Adelig! Wir brauchen nur Adelsmenschen, sagt der Schüler Ibsens. Richtig, aber vorläufig treten sie noch nicht massenhaft auf. Persönlichkeiten wie Bismarck und Hohenlohe zwingen auch den Widerstrebenden, die Vorzüge des Geburtsadels anzuerkennen. Schlechtes Beispiel ist doch nur Ausnahme. In der Mehrheit sind es reinliche Geister. Ihren hohen Begriff von Standesehre be-thätigen sie durch ein lauterer Leben. Früh gewöhnt, sich zu beherrschen, üben sie Herrschaft aus.

Man studiere die Reden, die Hohenlohe als bayerischer Staatsmann gehalten. Der Klarheit seiner Gedanken entspricht der Ausdruck, der Harmonie seines Gemütes das Maß, das er gegenüber dem Ansturm der Gegner, dem Drängen wenig erfahrener Anhänger bewahrt. Wind und Wellen!

. . . . Doch er stehet männlich an dem Steuer.

Das Amt des Kriegsministers war schon im Hochsommer einer neuen Kraft anvertraut worden, dem Freiherrn von Brandt. Kommandeur und Oberst des Leibregiments, hatte er sich beim Kampf um Kissingen Ruhm erworben. Unschätzbar sind die Verdienste dieses Mannes um die Steigerung der bayerischen Wehrkraft. Der König ließ ihm freie Hand, die königlichen Prinzen gingen ihm zur Hand. Auch am neuen Generalquartiermeister Generalmajor Grafen Bothmer hatte er eine kräftige Stütze.

Mars regierte noch. Die Ahnung davon vollbrachte Wunder. Schon im Februar 1867 konnte der Entwurf der neuen Wehrverfassung vorgelegt werden. Eine Kriegsakademie wurde gegründet; ein neuer Plan für Kriegsbereitschaft eingeführt; größere Truppenübungen waren häufig. Wahrlich,

hart war die Friedensarbeit in den Jahren 1867 bis 1869; doch fand sie im Jahre 1870 ihren Lohn.

Als Johannes Luz, der Sohn eines Schullehrers im unterfränkischen Städtchen Münnerstadt, als ausgezeichneter Jurist früh anerkannt und befördert, im Winter 1866 zum Vorstand des königlichen Kabinetts ernannt wurde, war er reif zum Minister. Noch war kein Jahr um, berief ihn Hohenlohe als Justizminister zu seinem Mitarbeiter. Vom Könige geadelt, schließlich Freiherr, ist dieser Staatsdiener ein wohlthuendes Beispiel, daß bei uns auch der Mann ohne vornehme Geburt — *vir nullis majoribus ortus* — durch Talent und Tüchtigkeit die höchsten Würden erlangen kann. Er war von eiser- nem Fleiß, gewandt, doch streng sachlich, wenn er sprach; er besaß weder die Anlage, noch den Willen schön zu reden. Vielgehaßt, war er selbst ohne kleinliche Rachegelüste, Kompromissen niemals abhold.

Wer den Geist lobt, in dem Bayern während des Ministerpräsidiums des Freiherrn v. Luz regiert wurde, lobt Luz und seine beiden Gebieter. Wer sich über die begünstigte Stellung Bayerns im Reiche freut, muß Luz ein dankbares Andenken bewahren, denn die Verträge von Versailles wurden zwar vom

Grafen Bray unterzeichnet, aber der Justizminister Luz ist in dieser Sache der Rechtsanwalt gewesen.

Das Glück bettete Luz auf stacheligen Rosen. Wie schwierig war seine Stellung! Von den Ultramontanen grimmig befehdet, wurde er vom Könige verteidigt. Aber wer verteidigte ihn gegen den kranken König?! Welche Vorwürfe bekam er beim Tode Ludwigs II zu hören! Die einen gaben schlechthin ihm an der Wende schuld, die andern zürnten ihm, daß er die Wende nicht beschleunigt habe. Nur seine hohe juristische Bildung befähigte ihn, all das gelassen zu ertragen, des Tages sicher, der ihn entlasten wird.

Persönlichkeiten wie Luz, die immer nur für die eben vorhandenen praktischen Bedürfnisse sprechen und wirken, treten uns menschlich mehr in ihren Briefen als Reden nah. Bald nach seinem Hingang wurde in einer bayrischen Zeitung ein Brief von Luz aus seinen schwersten Tagen an einen teilnehmenden Freund veröffentlicht.

„Empfangen Sie auch meinen freudigen Dank für die teilnehmenden Gesinnungen, welche Sie mir aus Anlaß der jüngsten politischen Ereignisse ausgesprochen haben. Ich habe mit

schwerem Herzen eine schwere und unabweisliche Pflicht erfüllt und dafür unendliche Schmähungen und Vorwürfe entgegenzunehmen gehabt, namentlich aus meiner unterfränkischen Heimat; um so willkommener und wohlthätiger sind verständnisvolle Worte, wie Sie solche auszusprechen die Güte hatten, und die mir Beweis dafür sind, daß nicht alle Welt Unrecht wittert, wo die eiserne Nothwendigkeit gebot.

Pöcking bei Pöffenhofen, am 6. August 1886.

Freih. Dr. v. Luz.

Es kommt immer darauf an, wer uns tröstet. Der Brief gewinnt jetzt doppelten Wert, da ich berechtigt bin, den Empfänger zu nennen. Es war der uns kürzlich entriffene, als Mensch wie als Gelehrter ausgezeichnete Professor M. v. Leyer.

Die thatsächliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Veröffentlichung des Schutz- und Truxbündnisses mit Preußen, die durch Gründung des norddeutschen Bundes notwendig gewordenen neuen Zollvereinsverträge, das neue Schulgesetz — jeder einzelne Posten mit Mühe, z. B. das Schulgesetz nur mit königlichem Machtwort errungen — dies waren die Vorarbeiten Bayerns zur Erweite-

rung und Umgestaltung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reiche.

— — — —

Ludwig I von Bayern war nach seiner Thronentsagung ein glücklicher Reisender. Wenn er sich in Italien aufhielt, war ein Besuch Pompejis unausbleiblich. Wie wir schon erwähnt haben, regte ihn dort ein Wandgemälde, Venus und Adonis, zu einem Gedichte an. Weil er zwischen dem schönen Jüngling auf dem Bilde und seinem königlichen Enkel eine Ähnlichkeit entdeckte, und weil er überhaupt in gehobener Stimmung war. Denn sein Enkel Ludwig hatte sich verlobt. Auf der Eisenbahnfahrt nach Rom faßte der greise Fürst seine Gedanken in ein Sonett und gab ihm die Überschrift: Sonett auf ein Gemälde in Pompeji, Venus und Adonis, in Beziehung auf Ludwig II und Sophie, seine Braut:

Adonis sieht mit schwärmerischen Blicken
Die Schönheitsgöttin an; sie muß ihn lieben;
Sie fühlen zu einander sich getrieben,
Es will ihr Wesen wonniglich erquicken.

In beiden Herzen, glühend, ist geschrieben
Das selige, durchdringende Entzücken,
Das süße gegenseitige Beglücken,
Wie es entstanden, ist es auch geblieben.

Mein Enkel, diese Blicke sind die Deinen.
Lichtstrahlen, welche ungeahnt erscheinen,
Die Irdisches mit Himmlischem vereinen.

Des Lebens Höchstes haben sie erworben.
Nie werde durch die Welt Dein Glück verdorben,
Nie heiße es: Die Liebe ist gestorben!

Das Gedicht endigt mit einem Seufzer; dem Sänger bangt für das Glück des Liebenden, aber er fürchtet nur die „Welt“. In Wahrheit lag die größte Gefahr im Bräutigam selbst, denn er war mehr Narziß als Adonis.

Im Januar 1867 verlobte sich Ludwig mit Herzogin Sophie, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern (aus der pfalz-zweibrücken-birkenfeldischen Linie) und der Herzogin Ludovica, Tochter des Königs Maximilian I Josef von Bayern. Die Braut, Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich, war um zwei Jahre jünger als König Ludwig.

Ein herzlicher und häufiger Verkehr zwischen zwei nahen Verwandten fällt nicht auf; alle Welt war von dieser Wendung überrascht. Die Königin-Mutter soll der jungen Herzogin die Wahl des Königs mitgeteilt haben. Dieser Zug würde unserer Vorstellung von ihm durchaus entsprechen. Leidenschaftliches Liebeswerben zog ihn nur in der Dichtung an.

Als man im Theater zum erstenmal das Brautpaar mit der Königin-Mutter in der Königsloge zusammen sah, war die Freude groß. Übrigens nahm auch das Ausland an diesem Ereignis ungewöhnlichen Anteil, man kann ohne Übertreibung sagen, herzlichen Anteil. Es dürfte kaum eine illustrierte Zeitschrift das Bild des Brautpaares nicht gebracht haben.

Die Hochzeit sollte im Herbst stattfinden. Münchens Geschäftsleute rieben vergnügt die Hände, und Heiterkeit steckt an. Der Altmünchener, mit der neuerungssüchtigen Welt verknurrt, wurde wieder vergnügt und trank dem Brautpaar zu Ehren nach dem letzten Krug noch einen Krug.

Briefe und Geschenke wurden gewechselt. Noch im Hochsommer war das Band nicht gelockert. Als das französische Kaiserpaar auf der Durchreise nach Salzburg von Ludwig auf dem Augsburger Bahnhof empfangen und nach München begleitet wurde, stellte er hier Eugénien seine Sophie vor Dieser kurze Aufenthalt Napoleons im Münchener Bahnhof kann kaum als Erwiderung des Besuches gelten, den ihm Ludwig sommers in den Tuileries abgestattet hatte. Denn auch Ludwig war von der Weltausstellung 1867 nach Paris gelockt worden,

wo er als Graf so und so in einem Gasthof abstieg. Die Kaiserin war nicht in Paris, doch ihr Gemahl empfing den hohen Reisenden mit größter Liebenswürdigkeit. Er lud ihn zu einer Fahrt nach dem Walde von Compiègne ein und zeigte ihm Pierrefonds; in Compiègne fand Parade, fand Hof-
tafel statt, an der auch der König von Portugal — s. v. Mérimée — und Fürst Anton von Hohen-
zollern-Sigmaringen mit dem Erbprinzen Leopold teilnahmen. Daß über Politik gesprochen wurde, ist nicht wahrscheinlich. Der Besuch aller Kronen-
träger, der Erfolg der Ausstellung, für die der Staat 23 Millionen verlangt hatte, trösteten Napoleon vor-
läufig über die Schlappen seiner Staatskunst im Jahre 1866. Und so saß er und schielte unter den schweren
Augenlidern nach dem „romantischen“ Baiern-
fürsten und lächelte den harmlosen Leopold an. Und eben dieser junge Prinz sollte die Lawine ins Rollen
bringen, die Napoleon und das Kaisertum nebst den
Tuilerien begrub.

Das alte Pierrefonds, obzwar dessen herrliche
Restauration damals — wie ich glaube — noch
nicht vollendet war, gefiel König Ludwig jedenfalls
besser als das schlichte Compiègne. Für Versailles

schwärmte er noch nicht. Der Plan einer neuen Schwanburg erfüllte seine Seele. Kurz vor seiner Pariserreise hatte er einen Ausflug nach der Wartburg gemacht. Der Thüringer Landgraf im Kreise seiner Sänger bezauberte ihn damals entschieden mehr, als Ludwig XIV und seine Hofdamen.

Der Ausstellung in dem kreisförmigen ebenerdigen Bau Leplans widmete er größte Aufmerksamkeit, und zwar galt sie nicht etwa den Prachtstücken, den „Spitzenmanschetten ohne Hemd“, wie die Engländer die Pariser Wunder nannten, sondern den volkswirtschaftlich bedeutenden „Ordinargütern.“

Von Paris rief ihn die Trauernachricht vom Tode König Ottos von Griechenland jählings heim. Auf seiner Frankenreise hatte er die Verwandten in ihrem neuen Heim, in der malerischen erzbischöflichen Residenz zu Bamberg, besucht und den König, der seinem Bruder Maximilian wie in vielem auch in seiner schwanken Gesundheit ähnlich war, schon leidend angetroffen. Der Traum von Hellas hat den Tod König Ottos nicht verursacht, aber jedenfalls beschleunigt

Das Laub färbte sich herbstlich, da hieß es plötzlich,

Die Liebe ist gestorben,

die Verlobung sei in gegenseitigem Einverständnis aufgehoben. Welcher Stoff für Kaffeekränzchen und Biertisch! Die Darstellung Schaufferts dünkt mich, mit kleinen Abstrichen, richtig: „Als der König mehrere Monate nach seiner Verlobung keine Anstalten zur Hochzeit traf, trotzdem der prachtvolle Hochzeitswagen, welcher nahezu eine Million Gulden gekostet haben soll, schon fertig war, und als man bei dem bekannten Wankelmuth des Königs allgemein zu vermuten anfang, daß sich dieser auch bezüglich seiner Vermählung eingestellt habe, mahnte Herzog Maximilian, der Vater der Braut, den König, entweder Ernst zu machen oder das Wort zurückzugeben. Dies sah der König als einen Eingriff in seine persönliche Willensfreiheit an und löste die Verlobung auf.“

Auf den vergoldeten Hochzeitswagen wird in allen Geschichten vom Ende dieses Liebesromans besonderes Gewicht gelegt. Wie wir schon bemerkten, nimmt man es bei Ludwig mit den Ziffern nicht genau. — Eine bare Million kostet der Hochzeitswagen, klagten die Münchener, eine Million! und nun giebt es keine Trauung, keinen Hochzeitszug!

Inwiefern hatte der König damals schon in ernstesten Dingen seinen Wankelmuth gezeigt? „Man

vermutete allgemein“ — „man“ vermutet allezeit das Gemeine.

Der äußere Hergang ist erklärt, nicht die tiefere Ursache. Die Frage, warum der König gezaudert hat, wird niemals, soll niemals beantwortet werden. Ein Verlöbniß ist ein Vertrag, der den künftigen Abschluß einer Ehe zum Inhalt hat. Wenn Herr Dr. med. Franz Karl sagt: „In einem Anfall überschwenglicher platonischer Verliebtheit hatte der junge, in Idealen und Träumen schwelgende Fürst sich mit einer Prinzessin verlobt, ohne sich über die Konsequenzen dieses Entschlusses völlig klar zu sein,“ so heißt das, kürzer und klarer ausgedrückt: König Ludwig hatte von der verpflichtenden Kraft eines Vertrages keine Ahnung. Wieder eine Behauptung ohne Beweis. So leicht hat Ludwig die Lösung denn doch nicht genommen. Als der Bruch unwiderruflich war, hob er seine lebensgroße Marmorbüste, ein Geschenk seiner Braut, vom Sockel und schleuderte sie durchs Fenster in den Hof.

In der Hauptsache stimme ich freilich mit Herrn Dr. Franz Karl überein: Die Ehe würde die Natur des Königs nicht verändert haben, und die Herzogin schwerlich glücklich geworden sein

Es ist wahrscheinlich, daß Ludwig damals schon sich zu mißtrauen begann. Er ertappt sich wiederholt darauf, daß er vorm Spiegel Gesicht schneidet. Anfangs lacht er darüber. En vérité, il y a de certains moments où je ne jurerais pas que tu n'es pas fou, sagt er sich selbst. Aber schlimmere Anzeichen machen ihn allmählich stutzig. Er gerät wegen Kleinigkeiten in grenzenlose Wut, er fühlt, während der Sekretär ihm über hochwichtige, ihn tief berührende Angelegenheiten Vortrag hält, unwiderstehlichen Drang, irgend eine Stelle aus irgend einem Drama Schillers zu deklamieren. Er leidet an Kopfschmerz; es ist ihm, als kröchen Schlangen um sein Haupt! Er fühlt sich noch nicht lebensmüde, aber müde; müde, dennoch ruhelos. Er reitet, als ritt' er um sein Leben; wenn er fährt, fährt er wie der Wind, was nicht nur im Gebirge, sondern auf bayrischen Gemeindeftraßen überhaupt tollkühn ist. Er zog die einsame Natur mehr und mehr der Gesellschaft vor, aber noch liebte er den Tag in seinem bunten Kleide. Und im Licht der gnadenreichen Sonne erwacht die Liebe zu den Menschen, zur Thätigkeit für die Menschen immer wieder.

III.

Alpenkönig und Menschenfeind.

Mit dem neuen Jahr 1868 kehrte Ludwig aus Hohenschwangau, jedenfalls voll guter Vorsätze und festgewillt, in seine Hauptstadt zurück. Das Schloß strahlt in den Winternächten aus allen Fenstern. Eine Wagenburg steht auf dem Max-Joseph-platz. Schwärme von Neugierigen belagern die Schloßeingänge, die Treppen sind Blumenraine, und von oben tönt Musik. Der König hält Hof. Es giebt Tafel, Konzert und Ball. Die Münchener Bürger sind ihm dafür so dankbar, wie wenn sie dazu geladen wären. Der König hält Hof; die Münchener sind mit ihm versöhnt.

Doch, als entzögen ihn finstre Mächte immer wieder den Armen seines Volkes — erst erkrankte er; dann kam die Trauer um den Großvater König Ludwig I, der am 29. Februar in Nizza sanft verschieden war. Ludwig I starb fern von der Heimat,

von den Seinen einen Wandrertod, dennoch schön, angesichts des leuchtenden Meeres, mit den letzten Zügen einatmend südliche Frühlingslüfte.

Da sehen Sie einen Monarchen, sagte Goethe von ihm zu Eckermann, der neben der königlichen Majestät seine angeborene Menschennatur gerettet hat

Vom Schlosse Berg erließ Ludwig II eine Ansprache an sein Volk, als es den 50 jährigen Bestand der Verfassung feierte. Und wieder war es keine Redebloom, wenn er darin versprach, „das Banner der Verfassung hochzuhalten“. Und wenn Fürst Hohenlohe in seinen Dank für dies Wort die Bemerkung einflocht, daß „dem regierenden König eine reiche Fülle geistiger Gaben zu teil geworden, in höherem Maße vielleicht, als irgend einem seiner Vorgänger,“ so war hinwieder das keine höfische Schmeichelei, sondern aus Beobachtung geschöpfte Überzeugung.

Eine eifersüchtige oder neidische, jedenfalls keine edle Regung bewog den König, dem Dichter Emanuel Geibel den ihm von Maximilian II gewährten Ehrengelt zu entziehen „wegen der in Geibels Gedichten neuerlich ausgesprochenen Tendenzen.“

Geibel, ein Sohn der freien Stadt Lübeck, hat seine deutsche Gesinnung, seine Hoffnung auf die Wiedergeburt des Kaiserreiches nie verhehlt. Schon in Escheberg, dem Schlosse seines treuen Gönners, des Freiherrn von der Malsburg, in den vierziger Jahren sang er:

Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.

Dabei war er ein aufrichtiger Freund des bayrischen Volkes und seiner Fürsten. Von der neidlosen, opferwilligen Kameradschaft, mit der Geibel dem bayrischen Dichter Hermann Lingg zur Anerkennung verhalf, wird man in Künstlergeschichten nicht viele Beispiele finden.

Geibel kehrte nach Lübeck zurück. An die Gräfin Henriette Holnstein, eine geb. Freiin von der Malsburg, schrieb er von dort: Die weitere Entwicklung meiner Geschicke und den raschen und über alles Erwarten befriedigenden Ausgang, den das hochherzige Eingreifen des Königs von Preußen herbeigeführt, werden Sie bereits durch die Zeitungen vernommen haben. Ich freue mich jetzt, der geliebten norddeutschen Heimat ganz und für immer

wieder anzugehören und fühle mich in dem endlich wieder errungenen Einklange meiner Verhältnisse und Gesinnungen so überaus glücklich, daß ich in meiner Seele für Groll und Bitterkeit keinen Raum habe und nur in reiner dankbarer Stimmung an die Stadt zurückdenke, in der ich einst so viel Liebes und Ehrendes erfahren und nun zwei teure Gräber zurückgelassen habe: meiner geliebten Frau und unseres unvergeßlichen Königs Max.

.

Die bayrische Bevölkerung scheidet sich heute noch in zwei gleich starke Lager. Das ist gut, solange der Kampf ein Kampf, kein Meucheln, solange der wahrhaftige Mann, der das Beste des Landes will, sein Für und Wider vorträgt, und die Dummheit schweigt. Ich bin überzeugt, König Ludwig hing an seiner Kirche, nicht nur weil er sich bei öffentlichen Umzügen zu ihr bekannte, weil wir in allen seinen Schlössern Altäre und Betstühle finden, weil er sich nach einsam durchwachten Nächten die Messe lesen ließ, sondern weil er zum Grübler und Zweifler nicht veranlagt war. „Ludwig II verlangte oftmals, besonders zur Osterzeit, von Döllinger Aufschlüsse über dogmatische Schriften, oder ließ sich

einzelne Bibelstellen von ihm erläutern; so hatte Döllinger dem Begehr des Königs entsprechend, im März 1873 einen Aufsatz über die Gewißheit der Auferstehung Christi übersandt und sein Buch Christentum und Kirche unterbreitet, wo sich die Erlösung, wie sie in der heiligen Schrift gelehrt und von den christlichen Kirchen geglaubt wird, dargestellt findet.“ Ludwig sagte also nicht wie Byrons Manfred:

Ich nehme keinen Menschen zum Vermittler.

Zwar wird Ludwig oft mit Manfred verglichen. Doch obwohl sich eine Menge Stellen des düsteren Gedichtes auf Ludwig anwenden lassen, war er — abgesehen davon, daß Manfred Dichtung, nicht Wahrheit ist — dieser Gestalt wenig ähnlich.

Von Jugend auf

Ging mein Geist niemals mit den Menschenseelen
Und sah mit Menschaugen nicht die Welt.
Wonach ihr Ehrgeiz lechzt, verlangt' ich nie,
Ihr Lebensziel war nicht das meine.

Das paßt doch auf Ludwig nicht! Ihn lockte der schöne Schein, Oper und Schauspiel; er liebte — eine künstlerische Natur — volltönende Worte, Gold und Purpur. Seine Menschenseu war die Folge seiner Krankheit, nicht ein Grundzug seines Wesens.

Für seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche

spricht auch die Teilnahme, die er zeitlebens dem Hausritterorden vom hl. Georg bewies. Dieser Orden ist von dem Kurfürsten Karl Albrecht (Kaiser Karl VII) gestiftet oder eigentlich — was hier nicht zu erörtern ist — erneuert worden. Zu seinen Satzungen gehört das Gelöbniß „der Verteidigung der unbefleckten Empfängnis Mariens“. Großmeister ist der regierende Landesfürst. Im Jahre 1867 hielt König Ludwig das Ordensfest zum erstenmal persönlich ab. In seiner Predigt zu jener Feier wies Ignaz von Döllinger auf die segensreiche Thätigkeit des Johanniterordens hin. Nicht vergeblich. Ludwig ordnete den Entwurf neuer zeitgemäßer Satzungen an, die von den Ordensrittern außer der Verteidigung des christkatholischen Glaubens die Ausübung der Werke der Barmherzigkeit durch Gründung von Spitälern und ähnlichen Anstalten fordert. Durch freiwillige Spenden der Ordensmitglieder im Betrage von 15 636 Gulden wurde während des Krieges 1870—71 in einem königlichen Gebäude ein Spital eingerichtet, in welchem während der elf Monate anderthalbhundert, meist schwer verwundete Krieger, ohne Unterschied des Stammes und des Glaubensbekenntnisses, verpflegt wurden. Am 27. April

1871 hielt der König wieder persönlich das Ordensfest ab und genehmigte die neuen Satzungen. Dank der weiteren Freigebigkeit des Großmeisters und der Seinen wurde für den frommen Zweck ein eigenes Haus, das Ordensspital, gebaut. In diesem, das 1874 eröffnet wurde, haben vom August 1874 bis Dezember 1888 fünftausend und dreiunddreißig Kranke „liebvolle Pflege und zum größten Teile Genesung gefunden.“* Auch der Freigeist wird gegen die erste Ordensregel, die Verteidigung des christkatholischen Glaubens, nichts einwenden, da Paragraph Zwei die werththätige Nächstenliebe befiehlt.

Ludwig II war ein gläubiger Katholik, allein er wachte, so lang er klar zu denken vermochte, über seine Fürstenrechte mit dem gleichen Eifer, mit dem er seine Fürstenpflichten erfüllte. Er duldete nicht, daß man an ihnen deutle und zerre. Schon bei seinem Regierungsantritt schrieb er an den Münchener Erzbischof Scherr, „daß die Ziele, welche die geistlichen Oberhirten verfolgen, ebenso wie die Mittel und Wege, deren sie sich zu bedienen gedenken, unter vollständiger Wahrung der von meinem Vater sorgfältig gehegten, höchst glücklichen konfessionellen

* v. Destouches, der Hausritterorden vom hl. Georg.

Zustände des Landes auch Endzweck und Wege meiner Regierung sein können.“

Eben weil Ludwig wahrhaft gottgläubig war, verachtete er allen konfessionellen Hader. Der Unparteiische fragte sich, ob der König richtig geahnt habe, daß die Errungenschaften des römischen Konzils in dieser Hinsicht keinen Segen bringen werden? Als es in Sicht war, schrieb er an Döllinger folgenden Brief, zu dem die Geburtstagsfeier des greisen Gelehrten die nächste Veranlassung gab:

Mein lieber Stiftsprobst von Döllinger!

Ich hatte die Absicht, Sie heute zu besuchen, ward aber leider durch Unwohlsein verhindert, mein Vorhaben auszuführen, Ihnen persönlich zu Ihrem heurigen Geburtsteste meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen; ich sende sie daher auf diesem Wege. — Ich hoffe zu Gott, er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und der Gesundheit verleihen, auf daß Sie den zu Ehren der Religion und der Wissenschaft übernommenen Kampf zur wahren Wohlthat der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in

diesem so ernstesten und folgenreicheren Kampfe und mögen Sie stets von dem Bewußtsein getragen werden, daß Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporsehen und der sicheren Hoffnung sich hingeben, es werde Ihnen und Ihren unerschrockenen Mitstreitern gelingen, die jesuitischen Umtriebe zu Schanden zu machen und dadurch den Sieg des Lichtes über die menschliche Bosheit und Finsternis zu erringen. Das walle Gott, und darum will ich ihn bitten aus Grund der Seele. — Unter Erneuerung meiner aufrichtigen und innigen Wünsche für Ihr Heil und Wohlergehen sende ich Ihnen, mein lieber Stiftsprobst v. Döllinger, meine freundlichsten Grüße und bleibe mit den Gefühlen des steten Wohlwollens und unerschütterlichen Vertrauens stets

Ihr sehr geneigter

Den 28. Februar 1870. König Ludwig.

Am 13. Juli 1870 war zu Rom in der Generalkongregation die Unfehlbarkeit von der Mehrheit angenommen worden; am 18. Juli wurde sie von Pius IX als Dogma verkündigt.

Der Mann, den Heinrich Heine in oberflächlicher Kenntniß von Personen und Sachen den Schwärzesten von allen genannt hat, wagte den Bann. Döllinger widersprach.

Am 28. Februar 1871 erhielt der Kühle folgendes Handschreiben seines Fürsten:

Mein lieber Stiftsprobst und Reichsrat

Dr. von Döllinger!

Ich kann Ihr heutiges Geburtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen durch Übersendung meiner besten und innigsten Glückwünsche ein Zeichen meiner besonderen Gewogenheit zu geben. — Gleich dem Lande bin ich stolz, Sie den Unserigen nennen zu können, und hege die frohe Zuversicht, daß Sie wie bisher als Zierde der Wissenschaft und in erprobter Anhänglichkeit des Thrones noch lange Ihr ruhmreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche bethätigen werden. Kaum habe ich nötig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut, sehr peinlich berührt mich dagegen, daß Abt Haneberg seiner innern richtigen Überzeugung zum Trotz sich blindlings unterworfen hat, er

that es, wie ich vermuten darf, aus „Demut“. Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demut, es ist eine niedrige Heuchelei, offiziell sich zu unterwerfen und nach außen eine andre Überzeugung zur Schau zu tragen, als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. — Ich freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe, ich habe es immer gesagt, daß Sie mein Bossuet, er dagegen nur mein Fenelon ist. — Jammervoll und mit-leiderweckend ist die Haltung des Erzbischofs, der so bald schon in seinem élan nachließ: sein Fleisch ist eben stark und sein Geist ist schwach, wie er aus Versehen einst selbst in einem seiner Hirtenbriefe verkündet hat. Sonderbare Ironie des Zufalls! — Stolz bin ich dagegen auf Sie, wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unserer hl. Religion denkenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen mit hoher Verehrung blicken dürfen. Ich versichere Sie, mein lieber Herr Stiftsprobst, der steten Fortdauer meines Wohlwollens und bleibe Ihnen meine freundlichsten Grüße sendend

Ihr sehr geneigter

Am 28. Februar 1871.

König Ludwig.

Als hochangesehene, gut katholische Männer Münchens sich versammelten, um sich gegen das neue Dogma zu verwahren, richtete der Erzbischof an den König die Bitte: „Nur ein Wort aus Allerhöchst Ihrem Munde, und die so hochgehenden Wogen der Bewegung werden sich wieder legen, es wird wieder Ruhe und Friede zurückkehren, die für das Wohl eines Landes so notwendig sind.“ Was für Beruhigungsmittel Scherr für die Wogen der Bewegung, oder Bewegung der Wogen, zur Hand hatte, erraten wir aus der Hast, womit er schon vier Tage später dem Könige Döllingers Exkommunikation mittheilte.

Ludwig ließ durch das Hofsekretariat antworten, daß „er die beiden Eingaben an das Gesamt-Ministerium abgegeben habe.“ Erst im August brach die Regierung den Bischöfen gegenüber ihr Schweigen. Der Kultusminister (Luz) tadelte das Gebaren der Bischöfe auf das schärfste; er erklärte ihre Veröffentlichung des Dogmas ohne das königliche Placet für eine Verletzung der Verfassung. Doch der alt-katholischen Bewegung versagte er seine Hilfe. Jenes war eine Drohung, dies eine That. Ob er als Jurist, ob als Staatsmann den Fall bedenklich fand, kann ich nicht beurtheilen.

König Ludwig verhielt sich zusehend. Männer wie er werden keine Eiferer, aber auch keine Rezer. Ihre „schöne“ Aufwallung bleibt in den Grenzen. Als Professor Dr. Joh. Fr. von Schulte in seinem Werke „Der Altkatholizismus“ 1884 obige zwei Briefe König Ludwigs abdruckte, machte Döllinger bekannt, daß er an der Veröffentlichung schuldlos sei. Professor von Schulte nahm die Briefe, die er ohne Döllingers Wissen abgeschrieben hatte, im Eifer für die Sache in sein Buch auf, ohne Döllingers Zustimmung einzuholen. „Schulte ist etwas rücksichtslos“, äußerte sich der Stiftsprobst seinen Freunden gegenüber*, „aber ich halte viel auf ihn, denn er gehört jedenfalls zu den vier bedeutendsten Theologen, die wir jetzt in Europa besitzen. Er ist sehr gescheit und unterrichtet, sein Buch ist geschichtlich merkwürdig und wird viel zur Klärung in dieser Sache beitragen. Ich schwieg bisher über diese Briefe und über des Königs Ansichten, aber nun, da sie schon veröffentlicht sind, kann ich ja auch sagen, daß ich damals stark durch König Ludwig II in Versuchung geführt wurde, da der Monarch meinte, ich könnte trotz der Exkommunikation fortfahren, die

* L. v. Robell „Ignaz von Döllinger“, S. 103 ff.

Messe zu lesen. Ich sagte dem König, ich dürfe dieses feine halben nicht thun, und auch meine halben nicht, da eine derartige Auflehnung gegen Papst und Kirche zu traurigen und ernstesten Konflikten führen müßte."

Der Bürger eines protestantischen Staates zuckt zu diesen Irrungen und über die plötzliche Laune Ludwigs die Schultern. Er beherzige folgende Stelle aus einem Schreiben Döllingers an den Nuntius Ruffo Scilla: „Als der Erzbischof, nach seiner eigenen Äußerung einem Befehle des Papstes gehorchend, mir den gegen mich erlassenen Urtheilsspruch mittheilte, ließ er mir ankündigen, ich sei allen Strafen verfallen, die das kanonische Recht über die Exkommunizierten verhängt. Die erste und wichtigste dieser Strafen ist enthalten in der berühmten Bulle Urbans II, welche entscheidet, daß es jedermann erlaubt sei, einen Exkommunizierten zu töten, wenn man dieses aus Eifer für die Kirche thue. Gleichzeitig ließ er auf allen Münchener Kanzeln gegen mich predigen, und die Wirkung, welche diese Deklamationen hervorbrachten, war eine solche, daß der Polizeipräsident mich benachrichtigen ließ, es seien Attentate gegen meine Person im Werke, und ich würde wohl thun, nicht ohne Begleitung auszugehen." — — —

Ich habe in meiner Darstellung dem Gange der Ereignisse vorgegriffen, um darzuthun, daß die streitbare Geistlichkeit und ihre Anhänger, die bald nach 1866 wieder die Mehrheit in den Kammern waren, allerdings nicht auf das königliche „Placet“ zu allen ihren Wünschen zu hoffen, aber auch weniger von ihm zu fürchten hatten, als sie fürchteten.

Zunächst sollte Hohenlohe entfernt werden, und der Fürst verlangte doch nur das Notwendige, das heißt: Zeitgemäße. Die „patriotische“ Partei dagegen wollte ihr altes Bayerland, in der Schule, im Recht, in der Volkswirtschaft, im Heer.

Wenn wir die Jugend und die Neigungen Ludwigs bedenken, müssen wir die Beharrlichkeit, womit er seine Räte verteidigte, bewundern. Die Wünsche derselben waren ihm persönlich kaum das Wünschenswerte, doch er sagte sich mit staatsmännischem Geist: Der Widerstand gegen das Neue rettet nicht das Alte. Mag die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, das Symbol der Weltgeschichte sein, aber die Schlange häutet sich.

Als die Mehrheit der zweiten Kammer und beinahe die ganze Kammer der Reichsräte im Februar 1870 in ihren Adressen an den König dem Miß-

trauen gegen das Ministerium Hohenlohe ungeschminkten Ausdruck gaben, lud der König die mißbeliebten Minister und ihre wenigen Freunde unter den Reichsräten zur Tafel und erließ folgende Erklärung: „Die Adresse der Kammer der Reichsräte hat durch prinzipielle Angriffe auf den Gesamtbestand des gegenwärtigen Ministeriums ohne jede thatsächliche oder gesetzlich greifbare Begründung dem Geiste der Versöhnung nicht entsprochen, welchen ich in meiner Thronrede der Landesvertretung entgegengebracht habe, und hiedurch die Möglichkeit ihrer Annahme für mich ausgeschlossen. Übrigens werde ich deshalb nicht vermeiden, dem Lande die durch das Übermaß der Parteibewegung gestörte Ruhe wieder zu geben. Von dieser meiner Entschließung ist der erste Präsident der Kammer der Reichsräte sofort zu verständigen.“

So wurde denn das Entlassungsgesuch des Fürsten Hohenlohe vom König angenommen, doch zum Nachfolger Graf Bray-Steinburg ernannt, der schon in seiner ersten Kammerrede die Mehrheit enttäuschte.

.

Nicht ohne erquicklichere Ereignisse waren die Jahre inzwischen für Ludwig verflossen. Wieder

hatte er die russische Kaiserin auf ihrer Badereise hin und zurück durch sein Reich begleitet. Auf der Roseninsel des Starnbergersees verbrachte die Zarin mit der königlichen Familie einen Abend. In der Vorstellung der Münchener war er eine orientalische Fantasia. Die sämtlichen Kräfte der Hofoper waren aufgeboten. Jede Rosenhecke hatte ihr Geheimniß, Musik oder Gesang; oder es flatterten Leuchtfugeln auf oder sie erglühete plötzlich in bengalischem Licht. Der Sang und Klang, die bunten Lampenreihen und die Fünkengarben der Raketen waren für die Herrin des paradiesischen Livadia in der Krim zwar so wenig neu wie der Mondschein auf dem Gewässer, jedenfalls würdigte sie die ritterliche Aufmerksamkeit. Doch Großfürstin Maria begleitete diesmal die Mutter nicht.

Auch in der alten Herzogstadt Landshut war der König, und in Schweinfurt hielt er Truppen-schau. So dort wie da blieb er kaum einen Tag. Die Burg Trausnitz zu Landshut — 1576 umgebaut — gefiel ihm so sehr, daß er ihre Wiederherstellung plante. Die Lage über der Stadt, der malerische, freilich stark beschädigte Schmuck der inneren Räume waren in seinen Augen die Vorzüge

vor der Residenz in der Stadt, wo die vornehmen Verhältnisse der reifen Hochrenaissance für den Abgang reicherer Ausstattung entschädigen müssen.

Man sagt, der König habe die Münchener wegen ihres Widerstandes gegen seinen Plan gehaßt wie Ludwig XIV die Pariser. Doch die Landshuter hatten ihm ja keinen Traum zerstört! Gleichwohl floh er alsbald aus ihrer Mitte nach Berg, in das Schloß am See. Poeten würden sagen, die See-Nymphe oder der Wassernix zog ihn zurück, oder es woben sich da die Fäden zwischen Anfang und Ende. Andre meinen, nur in freier Gottesnatur habe er sich wohl gefühlt.

Es ist lange her, daß ich Schloß Berg zum ersten- und letztenmal gesehen, doch erinnere ich mich, daß das Haus und seine Umgebung auf mich wie ein schwermütiges Lied oder ein Herbstbild wirkten. Und es war doch wolkenloser Sommertag. Die Fahne hing vom Mast, also war der König anwesend, allein der Vorplatz lag verödet und das Haus still. Wahrscheinlich schliefen Herr und Diener. Man denke ja nicht, daß mich trübe Ahnung beschlichen hätte! Mir fehlten nur die Menschen in diesem Architektur- und Parkbild. Und ein rauschen-

der, weißschäumender, hoher Springbrunnen auf dem Vorplatz machte mir den Mangel doppelt fühlbar. Wie ein natürlicher Wasserfall die Landschaft belebt, verstimmt eine Fontäne, bei deren Schwall und Schaum und Farbenspiel ja Nötigung und Absicht zu Grunde liegt, in menschenöder Stille wie ein Prachtbau mit geschlossenen Läden.

Dem König erging es bei den hundert Wassersträhnen auf Herrenwörth und Linderhof wie mir damals in Berg. Alle die Künste ließen ihn seine Einsamkeit doppelt fühlen. Allein er täuschte sich darüber und hielt sie für seinen Trost in der Einsamkeit. Indem Ludwig mit vergoldeten Möbeln, mit Samt und Seide, mit Bronzen und Bildwerk 5000 Fuß hoch in seinem Siehdichum auf dem Herzogstand und im noch höher gelegenen Schachenhause einzog, indem er Hecken und Blumenteppeiche, Marmortreppen und Springbrunnen im Graßwangthale haben wollte, bewies er, daß ihm nicht die Einsamkeit an sich Bedürfnis war, daß die nie versagenden Brüste der Natur ihm nicht genügten. Er würde also nicht so bald aus der Gesellschaft in die Einsamkeit, die ihn drückte, geflohen sein, wenn er nicht früh sein Verhängnis erkannt hätte.

Die Natur war ihm mehr Versteck, als Heimat. Darum konnte er sich, „so hoch da droben“, Bergseen zu Füßen, Gletscher zu Häupten, an Theaterflatsch erquicken.

Auch Kronprinz Friedrich besuchte den Verbündeten Preußens. Im Frühjahr 1868, als er zur Vermählung seines Freundes Umberto über München reiste. Da der Kronprinz bei allem inneren Ernst heiter und redselig im Umgang war, ist es wohl möglich, daß die beiden Männer damals — wie alle Augenzeugen versichern — überaus herzlich mit einander verkehrt haben

Im Sommer 1870 hatte die Kammer-Mehrheit, die der neue Aufschwung des Papsttums wahrlich nicht gefügiger machte, eben das Militärbudget unter der Schere — da, Blitz und Donner, die Botschaft: Krieg!

König Ludwig entschied sich ohne Zaudern. Ja, er zeigte sich in schwieriger Lage glücklichst als Realpolitiker, indem er sich sofort an den notwendigen Mann, den Kriegsminister, wandte und den Befehl zur Kriegsbereitschaft kurzerhand unterzeichnete.

Das Bild der Stadt war mit einem Schlage

verändert, eine ungeheure Bewegung in den Straßen. Das war der Münchener nicht mehr, den die Witzbolde mit Stift und Feder ewig hinter dem Bierkrug schildern. Ganz München hatte ebenso rasch wie der König geurteilt, gewählt: Krieg ist schrecklich, doch er endigt; ein Makel bleibt; also Krieg!

Am Nachmittag des 17. Juli, eines Sonntages, gab die Bevölkerung Münchens dem Fürsten, der — wie wir nachtragen — sobald er die Nachricht empfangen hatte, mit einem Sonderzug nach München gejagt war, ihre Gesinnung und Dankbarkeit kund. Als der König am Fenster erschien, drängten sich unten unabsehbare Menschenmassen und ein Schrei, ein endloser, unbeschreiblicher, schlug zu ihm auf: Heil!

.

Der erste Sprecher in der Abgeordnetensitzung am 19. Juli (Archivar Jörg) beantragte mit fühler Stimme und bekannter Stirn Bayerns Neutralität. Doch von den Seinen trennte sich bald mancher Brave. Professor Sepp, Dr. Martin Schleich sprachen herzhast für die deutsche Ehre. Spät in der Nacht wurde die Regierungsvorlage mit großer Mehrheit angenommen. Vor dem Ständehause wogte die auf-

gerregte Menge. In der Freude über den Sieg begaben sich abermals Tausende vor die Residenz, wo der König mit beiden Händen hinuntergrüßte.

Die Reichsräte nahmen die Vorlage ohne Debatte, einstimmig an. Noblesse oblige.

Auf die Nachricht der bayrischen Regierung antwortete König Wilhelm dem König Ludwig: „Nach Empfang des Telegramms Ihres Ministeriums übernahm ich sofort das Kommando der bayrischen Armee und überwies die letztere der unter den Oberbefehl des Kronprinzen gestellten dritten Armee. Wir sind durch unerhörten Übermut aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre echt deutsche Haltung elektrisierte auch Ihr Volk. Ganz Deutschland steht zusammen wie nie zuvor. Gott segne unsere Waffen in den Wechselfällen des Kriegs. Ihnen persönlich aber muß ich meinen innigsten Dank aussprechen für die treue Festhaltung an dem Vertrage, worauf Deutschlands Heil beruht. Wilhelm.“

Darauf erwiderte Ludwig: „Ihr Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf

aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns enden!"

Am 19. Juli hatte Kronprinz Friedrich von seinem Vater den Befehl über die süddeutschen Truppen mit dem XI. preussischen Korps erhalten. Moltke widerriet, daß der Kronprinz sogleich nach dem Süden gehe, doch Bismarck kannte das süddeutsche „Gemüt“ besser als der große Feldherr; es ist in hundert Fällen eine Schwäche, aber in großen Augenblicken eine Elementarkraft. Der Kronprinz reiste ab und wurde — am 27. Juli — in München vom König, von der Bevölkerung begeistert empfangen.

Abends war Festvorstellung; jeder ging im Feierkleid, niemand dem Schauspiel oder der Musik zu lieb in das Theater und doch hatten unsere großen Ton- und Wortdichter Beethoven und Schiller nie eine empfänglichere Zuhörerschaft.

Beim Eintritt des Kronprinzen Friedrich mit der Königin-Mutter, des Königs mit den königlichen Prinzen sprangen alle von den Sitzen, und das Haus erzitterte unter dem jauchzenden Zuruf. Und nun traten Ludwig und Friedrich an die Brüstung und drückten einander die Hand — die Bruderhand.

Dies war der Höhepunkt im Leben König Ludwigs!

— — — —

Jubel vor dem Kampfe? Aber Welch ein Unterschied war zwischen dem Geschrei der Pariser „à Berlin! à Berlin!“ und unserem Pöän für den deutschen Herd! In seinem Prolog sprach Ernst Possart vom Feldgeschrei: „Verjagt den Feind!“ Das Lied, das plötzlich das Volks- und Kriegslied war, pries die Wacht am Rhein. Nach der Seine verlangte keiner.

— — — —

Wer heute an jene Zeiten zurückdenkt, wird noch heute erschüttert. Wie erst wurden die Gemüther damals von Schauern und Schaudern heimgesucht! Und Ludwig war ein kranker Mann. Dem Kronprinzen, der sich zwei Jahre früher in seiner Gesellschaft so wohl gefühlt hatte, war die Veränderung in Erscheinung und Wesen des Königs aufgefallen.

Wir kennen die Verse, die Henrik Ibsen auf uns Deutsche damals in Dresden verfaßte:

Schwere deutsche Phrasenhelden,
Die sich prahlend heißer schrein

Seigel, König Ludwig II.

Mit der ew'gen „Wacht am Rhein“,
Eine neue Zeit anmelden,
Bannen als Zernierungsgürtel
Mich verdrießlich in mein Viertel.
In dem erzumschloßnen Kreise
Leb' ich nun auf meine Weise
Ohne Freude, ohne Ruh'.
Bierhaus'schnack und Politik
Wechseln ab mit Schlachtmusik.
Mit betäubendem Geschmetter
Bringen uns die Tagesblätter
Ein poetisches Ragout,
Hergestellt aus Versen, platten,
Ein Gericht Pariser Ratten.

Man dachte sich in die Seele des Norwegers,
dem der Däne doch näher steht als der Deutsche,
und hat ihm verziehen. Warum wollen wir uns
nicht in die Seele eines jungen ehrgeizigen Fürsten
denken? Jener Jubel hatte doch auch einen bitteren
Schmack, jene Siegesfreude doch auch ihren Stachel
für ihn, der sich daheim zur Unthätigkeit verdammt
sah und im Lager, in dem damals Deutschland war,
nur im Wege gewesen wäre. Mußten nicht die
großen Nachrichten wie Berge über ihn stürzen?
mußte er sich nicht verzweifelt fragen: Was bleibt
mir an Ruhm?

Wie die guten und bösen Engel um die Seele

Fausts kämpfen, ist in seiner Brust ein Kampf von Nacht und Licht. Er sendet dem Kronprinzen Friedrich den Max-Josephorden. Er beglückwünscht nach der Übergabe von Metz den preußischen König als Wilhelm den Siegreichen. Mit seinem Willen gehen die bayerischen Minister nach Versailles, doch die Weisungen, die sie aus Hohenschwangau erhalten, widersprechen sich. Endlich kommen die Verträge zustande. Ludwig beschließt, in das Hauptquartier zu reisen. Eine Wohnung wird für ihn, Platz für seinen Marstall in Trianon gesucht. Plötzlich nimmt er den Befehl zurück. Denn inzwischen war die Kaiserfrage an ihn herangetreten.

Schon im November 1870 wandte sich Bismarck in dieser großen Angelegenheit an Ludwig und stellte ihm in einem langen Briefe dar, wie wünschenswert, ja, notwendig es sei, daß dem König von Preußen die Kaiserkrone angeboten werde und daß Bayerns Fürst es anregen müsse. Ludwig antwortete nicht ablehnend, wollte aber um das rechte Wort, die schickliche Fassung verlegen sein. Auf seinen Wunsch sandte ihm Bismarck den Entwurf eines Briefes an König Wilhelm. Nun jedoch konnte sich Ludwig zur Abschrift nicht entschließen.

Nach Kaiser Friedrichs Tagebuch blieb ein bezüglicher Brief des Großherzogs von Baden von Ludwig unbeantwortet. Endlich ließ Bismarck durch den Grafen Holnstein den König in Hohenschwangau an den Entwurf erinnern, zur Entscheidung drängen. Und nun schrieb der König den Brief — wahrscheinlich unter Seufzern, doch Wort für Wort nach Bismarcks Vorlage! Fertig, für Versailles bereit liegt er vor ihm. Da zaudert Ludwig wieder und sendet ihn nicht dorthin, sondern an seinen Kabinettssekretär Eichenhart, mit dem Befehl an diesen, ganz nach eigenem Ermessen in der Sache vorzugehen. Eichenhart setzte sofort den Ministerpräsidenten Luß in Kenntniss, und es wurde beschlossen, daß Graf Holnstein unverzüglich nach Versailles reise, dem König Wilhelm das Handschreiben Ludwigs, den Aufruf zur Annahme der deutschen Kaiserkrone überreiche!

Wir erinnern die Fürsten so gern daran, daß sie nicht Götter sind, und wundern uns hinwieder über ihre Schwächen.

In großen Seelen wohne kein Neid. Ein Gemeinplatz. Voltaire war nicht nur ein großer Schriftsteller, sondern in sehr vielen Prüfungen auch groß als Mensch, und doch war seine stärkste Leidenschaft der Neid.

Und noch eins; der Meid hat keine Grade; den einen läßt der Reichtum, den andern lassen die Orden seines Nachbarn nicht schlafen. Was uns die Galle erregt, zeigt uns Und nicht um Kleines hat Ludwig seinen hohenzollernschen Vetter beneidet! —

Eines Tages war die bayrische Hauptstadt feenhaft geschmückt. Man feiert den Frieden und die Heimkehr! Der deutsche Kronprinz stellt dem bayrischen Kriegsherrn lorbeerbekränzt sein Heer zurück. Hoch zu Rossen halten beide neben einander, während die Braven, die Braven beider vor ihnen vorüberziehen. Friedrich ist für sie der teure Führer, der mit ihnen Noth und Gefahr geteilt hat; Ludwig für sie ihr teurer König. Sie jubelten beiden herzlich zu. Doch König Ludwig hätte vom Scheitel bis zur Sohle ehern sein müssen wie das Reiterbild, vor dem sie hielten, wenn er nicht dieses Ende mit jenem Abend zu Anfang verglichen hätte. Inzwischen hatte Friedrich seinen Ruhm von 1866 nicht nur verteidigt, sondern das Große vergessen gemacht über größeren Thaten; inzwischen war Friedrich der Erbe geworden eines Kaiserthrons.

Man denke sich in des Königs Seele! — und er war ein kranker Mann. — — —

Bei seiner Abreise von München, am 28. Juli 1870, erhielt Kronprinz Friedrich einen Brief König Ludwigs, daß beim künftigen Friedensabschluß die Selbständigkeit Bayerns gewahrt werde. Also waren auch jene Weihestunden nicht ohne Vermut für Ludwig! Er mißtraute dem Gastfreunde, dem Führer seiner Truppen. Und dieses Mißtrauen, einmal in seinem Gemüt, verließ ihn nicht mehr. Aus ihm sind viele Handlungen zu erklären, die man einfach für tolle Launen hielt. Seine Krankheit war die Mutter des Mißtrauens, und dieses schuf die Nachtgespenster.

Seinen Thron und Besitz hielt er für gefährdet. Noch ein Krieg, sagte er sich und gestand er Bertrauten, und um die Selbständigkeit Bayerns ist es geschehen. Retten wir uns also bei Zeiten, hissen wir unsere Königsfahne in einer schöneren Zone auf.

Archivdirektor L. wurde beauftragt, zu solchem Zweck die Inseln im jonischen und ägeischen Meer zu durchforschen. Die Entdeckungsreise wurde dem Gelehrten nachträglich stark verübelt. Weil er einen tollen Einfall unterstützt habe. Je nun, der Wunsch eines Fürsten, sich mit Geld und erprobten Freun-

den auf ein meerumspültes, sonniges Eiland zurückzuziehen, um dort selig zu verschallen, ist nicht wahnsinniger, als die Flucht Kaiser Karls V nach St. Just.

Dergleichen Zukunftsinselfn hätten sich wohl finden lassen, schwieriger die Getreuen. Es kam nicht zur Probe. Sobald ihm sein Pfadfinder die eine und andre Insel nach ihrer Lage, Witterung, Ertragsfähigkeit u. s. w. beschrieb, war's mit dem Inseltraum vorbei, er starb an der Statistik.

* *

Ludwig war ein kranker Mann. Doch wie verstimmt das Instrument sein mochte, es hatte viele Saiten.

Eine Bemerkung König Ludwigs I über sein Enkelchen ist bedeutsam:

„Bei der Christbescheerung 1852,“ schreibt er* an seinen Sohn, König Otto von Griechenland, „bekam der jüngere Ludwig* das Siegesthor aus Baustein-Hölzern, das er errichten soll. Zu bauen liebt er, vorzüglich überraschend sah ich Gebäude von ihm ausgeführt. Ich erkenne auffallende Ähnlichkeit im

* Der ältere Ludwig ist der älteste Sohn des Prinzen Luitpold, geb. in München am 7. Januar 1845.

künftigen Ludwig II mit dem politisch=toten Ludwig I; auch in seiner Anhänglichkeit an seine Erzieherin finde ich mich wieder, der ich sehr an meiner Wehländ hing.“*

Ludwigs' Baulust, die seinen Großvater ergözte, machte seine Minister wehklagen. Kostbar war das Haus, kostbar die Einrichtung. Denn Ludwig baute weniger, um zu wohnen, als um zu schauen. Ein andrer liest, er baute Kulturgeschichte.

Seine rätselreiche Bauthätigkeit, sein wandelbarer Geschmack in der Wahl dramatischer Stoffe für sein „Haustheater“ hingen mit seiner Lektüre zusammen.

Weil er oft allein war, auch den Trieb besaß, sich weiterzubilden, las er zahllose Bücher. Er las ohne Auswahl, vielerlei, doch alles gründlich, am liebsten geschichtliche Werke und unter diesen mit Borkliebe Denkwürdigkeiten und Briefe.

Wenn ihn das Buch eines Schriftstellers anzog, wollte er alsbald alles von dieser Feder kennen lernen. Die königlichen Bibliothekare, Universitätsprofessoren und andre Sachverständige erteilten ihm die gewünschte Auskunft. Wiederholt verlangt er

* L. Trost, König Ludwig von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. S. 16.

eine Liste, mit Nachdruck eine lückenlose Liste von den sämtlichen Werken des Ferdinand Gregorovius (Juli 1881), Karl Gutzkow (Februar 1886), Karl Frenzel (September 1880), St. Beuve u. a. Auch die Persönlichkeit des Gelehrten, der ihn unterrichtete, des Dichters, der ihn rührte oder belustigte, war ihm nicht gleichgültig. War's ein Zeitgenosse, sollte man sich „unter der Hand“ nach seinen Lebensumständen erkundigen. In der Stille hat er dann manchem Talente Gutes erwiesen.

Der Schriftsteller August Becker gebarte sich als der Verfolgte wegen seiner Ausfälle gegen den König in seinem Roman „Bervehmt“; mich behandelte er in Rezensionen als den Königs knecht, er, der stolze Republikaner. Das hielt ihn nicht ab, dem Tyrannen im November 1884 den Roman, des Rabbis Vermächtnis, (dritte Auflage) mit einer überschwenglich huldigenden Widmung zu übersenden. Hierauf Anfrage des Königs: Wer ist August Becker? was hat er für eine Vergangenheit? u. s. w.

Somit ist August Becker kein Opfer gewesen — und kein Republikaner.

Besonders wert war dem König alles und jedes von Leopold von Ranke. Konnte man sich für eine

Behauptung auf Ranke beziehen, erließ er einem den urkundlichen Nachweis.

König Ludwig besaß ein bewunderungswürdiges Gedächtnis. (Nach Dr. Franz Karl war Ludwigs ausgezeichnetes Gedächtnis zwar wieder nichts, als ein Merkmal seines Wahnsinns. Doch da Herr Dr. Franz Karl kein „fachmännischer Spezialist“ ist, und gerade bezüglich des Gedächtnisses die Physiologen — wie Dr. Franz Karl zugeben wird — erst neuestens auf der rechten Fährte sind, so bleibe ich vorläufig bei meiner Bewunderung. Beim Besuch von Versailles und Rheims setzte Ludwig seine Führer durch Orts- und Sachkenntnis, vielleicht auch durch seine Begeisterung für das Überlebte und ihnen selbst Gleichgültige in Verwirrung. (Wie ja auch der Geburtsort der Jungfrau von Orleans erst dank den durchmarschierenden Deutschen — 1814 — zu Ehren gekommen ist.))

Sobald etwas in der Welt- und Menschengeschichte großen Eindruck auf ihn machte, sammelte er alsbald alles, was sich darauf bezog, Bildwerke, Bücher aus der Zeit und über die Zeit. Auf Meidinger durften sich seine „Hofdichter“ nicht berufen. Eines Tages fragte J. v. Döllinger meinen Bruder,

was ich unter der Feder habe. Ich war an einer Arbeit für den König, und der Held war Racine. Sofort nannte der große Gelehrte eine wichtige, dennoch wenig gekannte Quelle. Aber eben die hatte mir bereits der König anempfehlen lassen.

Da Ludwig nur deutsch und französisch las, die Litteratur Frankreichs aber ihm das, was ihn am stärksten anregte, Selbstbiographien, Denkwürdigkeiten, Briefsammlungen, am reichlichsten bot, wurde der romantische Jüngling sachte, sachte zum Schwärmer für den Hof von Versailles. Es ist nicht genau, wenn man sagt, Ludwig XIV sei das Eins und Alles unseres Ludwigs gewesen. Wir suchen unser Ideal unter solchen, denen wir, wenn nicht gleich, doch ähnlich werden können. In welchen Punkten stimmten der Bourbon und der Wittelsbacher überein? Für jenen war Kriegsführen das Salz des Königtums, dieser verabscheute den Krieg. Ludwig XIV war für die Jagd, für das Spiel, für die Frauen. Ludwig II jagte nicht, spielte nicht und blieb beim Anblick schöner Frauen gelassen. Im hohen Begriff von der Königswürde treffen beide zusammen, doch unser Ludwig, auch mit der Machtfülle jener Bourbonen ausgestattet, würde nie die Bahnen des Sonnen-

königs gewandelt sein. Daß er sich umnachteten Geistes für den vierzehnten Ludwig hielt, hat seinen Grund darin, daß er sich Jahre lang und eben in der Zeit, da sich seine Krankheit entwickelte, mit Ludwig XIV beschäftigt hat. „Eine junge Dame erblickt in einem Zustande hochgradiger Erregung die Dekorationen zu der Bloßbergscene im Faust. Von da ab ist sie von der Idee beherrscht, in der Walpurgisnacht auf den Bloßberg zu müssen.“ (Prof Dr. Ludwig Meyer, a. a. O.)

Ein andermal hielt sich der König ja auch für Lohengrin.

Bezaubert hat ihn nicht Louis der Eroberer, nicht Louis, der das Edikt von Nantes widerrief, sondern der Schöpfer und Herr von Versailles, Ludwig XIV in der Spiegelhalle mit dem farbigen, schimmernden Gewühl! — Und welche Ähnlichkeit hätte unser Ludwig zwischen sich und Ludwig XV gefunden, mit diesem Schlemmer und Wüßling, der auf seine Kriegsthaten so eitel, auf seine Würde so wenig bedacht war! — —

Wie gesagt, der König blätterte nicht in seinen Büchern; als wenn ihm der Hofmeister noch über die Schulter sähe, laß er das bändereichste Werk

gewissenhaft zu Ende; die geistreichen Denkwürdigkeiten des Herzogs von St. Simon, wie das schreckliche siebzehnbändige Tagebuch des Herzogs von Lynes.

Doch wie gewissenhaft er studierte, seiner Jugend, Eigenart, Begabung gemäß verlangte er nach Anschauung.

Von der Rindenbank im Schwangau, die, ich weiß nicht, von ihm oder andren „die Jugend“ genannt wurde, sah er auf das väterliche Schloß. Ein trautes Daheim, doch von der Burg, die er träumte, verschieden wie ein zartes Rosa von Scharlachrot. Er sah einen stolzen Bau mit Palas und Bergfried aufleuchten über dem Waldgebirg, die Burg auf dem Felsen über der tobenden Pölla, sah den Thronsaal würdig der Gralsburg, die fröhliche Sängersalle mit den Erkerfenstern ins weite Land.

Auch geschichtliche Erinnerungen gaben den Anstoß. Dort auf dem steilen Tegelfelsen hatten die Ritter von Schwangau gewohnt, sein väterliches Hohenschwangau war der Sitz der Emporkömmlinge Baumgartner gewesen.

Der Bericht der kaiserlichen Sachverständigen aus dem Jahre 1525 ging ihm nicht aus dem Sinn: „Es liegen beide Schlösser Vorder- und Hinter-

Hohenschwangau nur etwa hundert Werkschuhe weit von einander auf einem hohen Burkstatt, dazu von hinten herein, desgleichen zu der rechten Seite niemand kommen mag; aber zu der linken Seite, da der Weg hinaufgeht, hat es ein flaches Gebirge, daß man Geschütze und Volk wohl hinzubringen und die beiden Schlösser benötigen mag. So hat Vorder-Schwangau einen dicken gemauerten Stock und darauf zwei Stuben, drei Kammern, alles von Holz; Hinter-Schwangau ist nichts dann ein viereckiger Turm, zu unterst ein tiefer, guter Keller, zum Teil in Felsen gehauen, im andern Gaden ein Gefängnis und eine zerbrochene Handmühle, im dritten Gaden ist nur eine Kammer und darnach von Holzwerk Zimmer (darin drei Stuben, vier Kammern). — Und sind beide Schlösser zerfallen an Stiegen und allem Inngebäude ganz baufällig, auch Hinter-Schwangau nur mit schlechten Schindeln bedeckt.

Das dritte Schloß Schwanstein liegt herunter zwischen nachgemelteten zween Seen auf einem niedern Schroffen; ist zu keiner Not noch Wehr dienstlich, sondern von ganz dünnem Gemäuer und kann man rings wohl dazu kommen, es ist inwendig auch alles von Holzwerk und übel erbaut, an Dachungen, Stiegen,

Inngebäuden und anderen alles zergangen. Das vierte Schloß Frauenstein liegt demnächst zu Schwanstein, auf einem niedern Schroffen, ist gar zergangen und zerfallen, auch keine Wohnung mehr darin und darum für gar nichts zu rechnen.“

Als die Baumgarten den Schwangau erworben hatten, wählten sie — wahrscheinlich der freundlichen Lage zulieb — Schwanstein zu ihrem Sitz. Das alte Gebäude wurde, 1538, niedergerissen, um einem prächtigeren Platz zu machen. Der Neapolitaner Lucio de Spari war der Baumeister; italienische Steinmeyer und Maler waren seine Helfer. Neun Jahre dauerte der Bau. Als dann im Laufe der Zeiten und Schicksale auch dies Werk zerfallen war, stieg Maximilians Hohenschwangau aus dem Getrümmer. Ludwig II. jedoch wollte seine Schwanenburg dort, wo das altadelige Geschlecht gewohnt hatte, wollte eine Burg eins mit dem Felsen, von dem Konradin in die sinkende Sonne sah.

Wie sein Traum traumhafte Wirklichkeit geworden, weiß heute die Welt. Im Jahre 1869 wurde der Grundstein gelegt. 1873 lugte der Thorbau, eine kleine Burg für sich, aus dem Tannicht

über der Pöllatschlucht. Das erste Stockwerk über dem Thore enthält Dienerzimmer, die Gemächer im zweiten Stock wurden für den König eingerichtet. Hier wohnte er oft Wochen lang, um den Königsbau wachsen zu sehen. Vollendet ist heute nur dieser, ein romanischer Bau mit steilem Kupferdach, Türmen und Türmchen, säulengeschmückten Rundbogenfenstern und Erfern. Die Kemenate und das Ritterhaus sind, wie ich höre, im Ausbau begriffen. Daß das ganze Werk, wie der Verstorbene es geplant hat, zustande komme, wünscht jeder; es würde das Wunder Bayerns, das schönste Denkmal für den Toten sein. Im Lobe Neuschwansteins sind alle Schriftsteller einig, wie verschieden sie über den König urteilen mögen. „Freilich, welche Burg! wo auf dem Erdenrund ist eine gleiche entstanden?“ (Graf v. Westarp.) „Das, was hier fertig ist, hebt diese Burg weit hinaus über alles, was in neuer Zeit geschaffen wurde, und macht sie zu einem Walhall kunstliebender Menschen.“ (Arthur Mennell.) „Und er ist wirklich ein Wunderbau, so einzigartig und seltsam, wie wohl keiner mehr in der Welt, schon um der nirgend so vorkommenden Einigung zwischen dem Menschenwerk und der gewaltigen

Natur willen, der jenes wie durch Zaubergewalt eingefittet scheint.“ (Fr. Lampert.)

Der vierstöckige Königsbau wächst zweihundert Meter über der Thalsohle aus dem Felsen. Im Westen fällt dieser steil gegen die Ebene ab, im Süden und Osten gähnt der Schlund mit dem stürzenden Wildbach. Von welcher Seite man den Palas betrachtet, ist er von herrlicher Wirkung; der Blick aus jedem Fenster schön, über Waldeswipfel auf das Gebirg, oder über den Abgrund in die verdämmernde Ferne.

Freude an satten Farben und Mannigfaltigkeit der Formen, an gediegener Pracht offenbart sich im größten wie im kleinsten Raum; Schönheit ist überall; Schilderungen, selbst Abbildungen lassen sie nur ahnen, beide versagen die Stimmung.

Wandgemälde machen ein Gemach festlich, nicht wohnlich, doch dank den getäfelten Felderdecken, vor allem dank den reichgegliederten Säulen von farbigem Gestein oder mit leichter Bemalung, wirken die weiten Räume warm und traulich. Diese Säulen beleben das Innere, wie die Verkuppelungen der Fenster, die ausladenden Erker und Bogenlauben draußen die Mauerflächen beleben.

Die Königswohnung liegt im dritten Stock. Von der gewundenen Treppe im nördlichen Turm geht es rechts zum Thronsaal, links über den säulengetragenen Vorplatz und durch ein Vorzimmer in das Speisezimmer, an dieses reihen sich Schlafgemach, Betkammer und Ankleidezimmer, sämtliche auf der Südseite gelegen. Nach Osten blickt man aus dem Wohnzimmer; ein kleiner Wintergarten wie ein Altan über der Tiefe schwebend, eine Grotte, Arbeitszimmer und Dienstzimmer liegen nach Norden.

Die Grundfarben für Arbeits-, Eß- und Schlafzimmer sind hier die gleichen wie in den Schlössern Herrenwörth und Linderhof: weinrot im Speisesaal, grün und gold im Arbeitszimmer, ein kräftiges Blau im Schlafgemach. Während die Ornamentik der meisten Gemächer dem Stil des Ganzen sich anpaßt, sind Säulen, Zierrat und Einrichtung des Schlafzimmers gotisch. Man denke aber ja nicht an die „Gotik“ mancher moderner Speisesäle, auch nicht an die krausen Auswüchse der mittelalterlichen Gotik.

Wie ja das Ganze und das Einzelne in Neuschwanstein mehr stilvoll als stilgerecht sein will.

Das Schlafzimmer hat Erker und Söller. Da

sah er auf den Säuling und in die Tiefe der Böllatschlucht, auf den schäumenden Fall.

Die Wandgemälde haben die Lieblingsgestalten der altdutschen Dichter, mittelalterliche Sage und Geschichte zum Inhalt. Daß Ludwig die Künstler beauftragt hat, sich dabei an die alten Überlieferungen, nicht an Richard Wagner zu halten, werden auch die wärmsten Anhänger des Tondichters hier als das Richtige, das Gebotene anerkennen. Im Treppenvorplatz ist die Sigurdsage von Migner, im Speisezimmer das (sagenhafte) Leben auf der Wartburg zur Zeit des (sagenhaften) Sängerkrieges von Ferd. Piloty gemalt. Ein silberner Tafelaufsatz, von Wollenweber, stellt Siegfried und den Drachen dar. Die schwermütige Geschichte von Tristan und Isolde bot die Vorwürfe für das Schlafzimmer (gemalt von Aug. Spieß), auf Walther von der Vogelweide und Hans Sachs beziehen sich die Schildereien des Ankleidezimmers. Die Tannhäusersage im Arbeitszimmer mag denjenigen stören, welcher über ernster Arbeit seine Umgebung nicht vergessen kann. Tannhäuser im Schoße der Liebeskönigin und ein mittelalterlicher Brautzug sind von Migner, Tannhäuser auf der Burg Trausnitz beim Wittelsbacher Otto

dem Erlauchten, und Tannhäuser vom Papst verflucht sind von Aug. Spieß gemalt. Der Hirtenknabe und der Sängerkrieg erinnern an die Oper. Im Arbeitszimmer steht oder stand auf einer Staffelei ein Gemälde in Wasserfarben, eine gotische Burg; vom Balkon des Arbeitszimmers erblickt man den Berg, den sie krönen sollte, den Falkenberg. Doch schon waren die Geldmittel erschöpft, als Ludwig in wachen Träumen die Falkenburg erbaute und ausstattete. Die Vorarbeiten wurden plötzlich eingestellt. Wie diese gotischen Wünsche beweisen, ließ die Krankheit Ludwigs wenigstens gesunde Rückschlüsse in seiner angeblichen „Geschmacksverwilderung“ zu.

.

Das kleine Betzimmer hat die Farbe der Buße: Beilchenblau. Wir sehen am Polster des Betstuhls, daß der verlorene Mann vor dem Bilde seines Schutzheiligen oft gekniet und gebetet hat. Der zerdrückte Samt spricht ebenso beredt für die Frömmigkeit des Königs, wie das Bildwerk im erhabenen Thronsaal. Da blicken die großen Gesetzgeber und Seher, da die christlichen Sendboten auf uns. In der Nische aber, wo der helferne Thronstuhl stehen sollte, erblicken wir die heiliggesprochenen

Könige und über ihnen den Heiland, nicht als Gefreuzigten, sondern als den König der Könige!

Dieser zwei Stockwerke hohe Saal, mit seinem byzantinischen Ernst, seiner sternbesäeten Kuppel, seinen Säulenreihen, ist eine Kirche.

Ernst ist er, nicht finster, denn an der westlichen Längewand ist eine hohe Bogenlaube hinausgebaut über dem Abgrund. Aus ihr sieht man auf das Hohenschwangau Maximilians, auf die Seen, auf Wald und Gebirg und fruchtbares Gelände.

Volle Lebensfreude atmen wir im Sängersaal. Er nimmt beinahe das ganze Stockwerk über den Königszimmern ein, ist 27 Meter lang, 10 Meter hoch und empfängt von drei Seiten — Nord, Süd und West — Licht, also Tages nie versagendes Licht. Nachts erleuchteten ihn 568 Kerzen der großen und kleinen Kronleuchter und vergoldeten Lichterträger.

Die Wandmalereien (von August Spieß) sind eine Huldigung für Bayerns großen Sänger Wolfram von Eschenbach. Den reinen Thoren und seinen Stiefbruder Feirefiz; Parzivals Mutter, Herzelonde von Balois; die liebliche Konduiramur; die Gralbotin Kundrie la Sorzière, Parzivals feindliche Freundin; den roten Ritter; den frommen Trevrezent;

Gawan und Orgeilluse; Klingsor; Amfortas und die Templeisen; Parzivals Sohn, den Schwanritter Lohengrin — alle Hauptgestalten der unvergleichlichen Dichtung sehen wir in bedeutsamen Handlungen.

In der Sängerklaube ist ein nordischer Sagenwald mit der Weltesche Ygdrasil gemalt, auf die Seitenwände die Bildnisse von Minnesängern. Auch allegorische Gestalten finden wir im Saal: Stärke und Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit, Stätigkeit und Treue, Mäßigkeit und „Saelde“; saelde heißt Güte, aber auch Glück und Segen

Die Felderdecke, reichgegliedert, farbig und teilweise vergoldet, erinnert in der Struktur an diejenige im Sängersaal der Wartburg. Beiläufig bemerken wir, daß auf Neuschwanstein das Gold nicht einzig dem eitlen Glanz zulieb, sondern als Farbe verwendet ist. Die Säulen mit ihrem verschiedenartigen Kapitälerschmuck, Ornamentik und Bild an den Wänden, die Bezüge der Sitzbänke — man schwelgt in Farben; ihre Zusammenstellung ist kühn, niemals hart.

Auch im Sängersaal ist der Blick ins Freie nach drei Seiten hin gestattet, wir treten in den Erker

und sehen hier das nackte Gebirg und dort auf Arbeit, sehen die ungezähmte und die mütterliche Natur.

Im Sängersaal, unter dieser heiteren Kunst weilte Ludwig am liebsten, am längsten, auch bei Tage. In jenen Stunden war er sicherlich mehr Raimunds guter Alpenkönig, als Menschenfeind.

Dicht beim Eingang in den Sängersaal, als Treppenabschluß, steht ein Steingebilde, Palme und Drache. Das Ungetüm haucht gegen den Schaft den giftigen Atem. Ob der König das wunderliche Bildwerk als Sinnbild seines Lebens aufstellen hieß, oder ob der Zufall hier dämonisch spielte, kann niemand sagen.

Weiter hinauf gegen das Gebirg ist die Böllatschlucht überbrückt. Ein schmaler Eisensteg schwebt 300 Fuß hoch über dem lebenden Wasser. Auch dort, auf der Marienbrücke, stand Ludwig oft, in wolfiger Sommernacht oder unter dem brennenden Sternenhimmel des Winters. Dann funkelte im dunklen Gemäuer auf dem Tegelfelsen da und dort ein Fenster auf; dann grüßte ihn aus seinem Erker freundliches Licht, dann erstrahlte festlich der Thronsaal. Und er hatte seine Freude. Das war nicht Manfred, der in der Bitterkeit, so zu sein,

so, wenn man anders war,
die Lawinen, ja, die Berge ruft, ihn zu begraben.

* * *

Immer wieder erinnert uns Ludwig daran, daß er von der Schulbank weg — und wär's doch eine richtige Schulbank gewesen! — zur Regierung berufen worden, unentwickelt, ohne Erfahrung, hilflos. Sowohl seine Maßlosigkeit in Liebe und Haß und die schroffen Übergänge von Vertrauensseligkeit zu schnödestem Mißtrauen, wie befremdlicher Ungeschmack neben höchstem Schönheitsinn lassen sich öfter aus jenem Umstand, als aus seiner Krankheit erklären. Auch seine Freude am Schenken und über Geschenke. Einmal als Hofschauspieler Mainz sich verabschiedet hatte und mit einem Fuße schon im Wagen war, nestelte der König hastig die eigenen Manschettenknöpfe los und reichte sie als ein allerletztes Gastgeschenk dem Scheidenden.

Die Cäsaren pflegten Geschenke sich zu nehmen; Ludwig bescherte sich selbst. Die Ankunft des Bestellten erwartete er dann mit der gleichen Ungeduld und Spannung, wie ein Bauernkind der Eltern Heimkehr vom Jahrmarkt. Auf Neuschwanstein wurden im Empfangszimmer neben Ludwigs Arbeits-

gemach die Pakete geöffnet und die Siebensachen von ihm betrachtet.

Lange Zeit hielt ich die Genügsamkeit des Königs an Nachbildungen schöner Kunstwerke, an Nachahmungen edler Stoffe für den Beweis eines ungeläuterten Geschmacks. Doch dann erwog ich, daß mein Widerwille gegen Gips und Alfenide am Ende mit meiner Armut zusammenhängt. Ludwig, der sehr reich, wenn auch nicht so reich, wie er wähnte, war, sah auf die Wirkung, nicht auf den Wert einer Sache; das Feuer, nicht die Härte des Diamants, den Glanz, nicht die Lauterkeit des Goldes zog er in Betracht. Da er Säulen von Lasurstein nicht haben konnte, begnügte er sich mit der feingeschliffenen, ultramarinblaugefärbten Oberfläche einer Säule aus Sandstein. Die köstlichen Marmorbekleidungen der Wände in der Spiegelgalerie auf Herrenwörth sind ein Gemisch von feinem Gips und Frauenglas mit Leimwasser. Von beabsichtigter Täuschung, Schwindel, Sand in die Augen kann nicht die Rede sein, da er ja nur für sich und niemals „an der Straße“ baute.

Doch daß er im Wohngemach auf Neuschwanstein ein Porträt Ludwigs XIV aufstellte, ging gegen jeden Stil. Wie kommt Saul unter die Propheten! — — —

Von Hohenschwangau führen zwei Wege nach Linderhof. Am Jagdhaufe Bleckenau vorbei durch Waldesstille hinauf und hinab bis zur Ettalerstraße; ein andrer über Füßen nach Reutte, dem Plansee entlang. Der See und seine Ufer sind eine Landschaft von stiller Schönheit. In den Wäldern dort hat Kaiser Ludwig der Bayer, hat König Maximilian II gejagt. Auch unser Ludwig besuchte oft den See, doch nur bei Nacht. Dann saß er auf der Steinbank am Brunnen, der dem Andenken seines kaiserlichen Ahns gewidmet ist, bei Laternenlicht. Wenn der Mond schien, fuhr er sich in einem Boot über den See.

Der Wind spielt in den Locken,
Da blüht' es drunten weit,
Und ich erkannt' erschrocken
Die alte Einsamkeit.

Vom See bis zum Graswangthal wandern wir durch Wald. Auch im Thal und um sein öffentliches Geheimnis, Schloß Linderhof, lebt deutscher Wald. Die Geschichte von Linderhof ist bekannt. Nahe einer schönen Linde stand ein schlichtes Jagdhaus König Maximilians. Sein Sohn wollte just an dieser Stelle einen kleinen Barockpalast mit großem

Garten, der Brunfbee und springende Wasser, streng-symmetrische Anlagen von Terrassen, Treppen und Brüstungen enthalten sollte. Das alte Jagdhaus wurde auf einen andern Platz versetzt, die Linde durfte bleiben. Der Grundstein zum Neubau wurde 1869 gelegt; nicht ganz zehn Jahre später stand dieser annähernd vollendet. Das Gebäude ist mäßig groß, einstöckig, doch ragt der Mittelbau durch seine Anlage und Ausstattung vor. Atlanten tragen einen Balkon, Säulen einen mächtigen Giebelauflatz, der sich hoch über das hüben und drüben flache Dach erhebt. Die Mitte des ersten Stockes bildet eine Nische zwischen den zwei Balkonthüren, aus der eine Siegesgöttin den Kranz schwingt; Atlas mit der Weltkugel steht auf der Giebelspitze. Die Straßenseite schaut nach Süden, im Norden steigen die architektonischen Gartenanlagen an der Waldhöhe empor, ein Rundtempelchen mit einer marmornen Venus bildet ihren Abschluß und Gipfel. Ringsum bewaldetes wie nacktes Gebirg, eine ruhvolle, nicht düstere Landschaft, in der das Schloß mit seinem Drum und Dran mehr überrascht, als erfreut. Drei Gitterthore im Mittelbau führen in die säulenge-tragene, marmorbefleidete Vorhalle. Auf schwarzem

Sockel erhebt sich das eiserne Standbild Ludwigs XV, von der Decke strahlt eine Sonne mit Ludwigs XIV Wahlspruch: Nec pluribus impar, auch Mehreren gewachsen! Wie kommen diese Hausgötter ins Grangthor?

Die ganze Gegend hieß im Volksmunde einst der Pfaffenwinkel, weil sie reich mit Klöstern gesegnet war, damals nicht zum Nachteil des Landes. Die Ettalerstraße, von der die Straße nach Linderhof abzweigt, führt zu Kaiser Ludwigs Schöpfung, zum Kloster und Münster Ettal. Dieses Kloster mit seinen weitläufigen Gebäuden sollte nicht nur ein mönchisches Daheim, sondern auch ein Pfaffenhaus für 10 Ritter mit ihren Frauen sein. Ob Ludwig der Bayer bei seiner Stiftung an die Heilsburg Münchsbach und die Tempelherren gedacht hat, läßt sich heute nicht nachweisen, jedenfalls ist das neue Linderhof eine wunderliche Nachbarschaft für das bei aller Pracht große, ernsthafte Münster Ettal. Soll König Ludwig das ganz und gar nicht empfunden, nicht wenigstens dunkel gefühlt haben?

Aus seiner Krankheit läßt sich viel, nicht alles erklären. Weil beim Weichselieber die Milz anschwillt, ist Milzanschwellung noch nicht die Ursache

des Wechselfiebers. Was tolle Laune schien, that er oft aus Erkenntnis seiner Tollheit. Überhaupt, wer weiß denn bei den Handlungen und Unternehmungen eines anderen den ursächlichen Zusammenhang genau, wer bei den eignen den ursächlichen Zusammenhang nach seinem ganzen Umfang?

Balzac bespricht einmal die leidenschaftliche Neigung manches Würdigen für eine Unwürdige und kommt dabei auf die ungeheuren Geldopfer Ludwigs XIV für Versailles.

„Solche Verbindungen, deren Beispiele auch Aristoteles, Sokrates, Plato, Alcibiades, Cethegus, Pompejus gegeben, in den Augen des gemeinen Volkes so unschicklich, gründen sich auf das Gefühl, das einen Ludwig XIV vermochte, Versailles zu bauen, das überhaupt die Menschen in alle für sie verderblichen Unternehmungen stürzt und sie veranlaßt, die Miasmen eines Sumpfes in die Wohlgerüche von Gärten umzuwandeln, Seen auf Hügel zu versetzen, Sandwüsten in eine Schweizerlandschaft zu verwandeln. Es ist die Kunst, welche in die Moral einen Einbruch wagt.“

Auch in diesem Sinne lassen sich manche bedenkliche Unternehmungen Ludwigs teilweise erklären.

Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er rückschreitend beim Sonnenkönig angelangt sei. Mit seiner Verehrung für Maria Antoinette fing der Kultus an. Um ihretwillen wurde ihm Klein-Trianon teuer. Ich erinnere an seine Wünsche während des deutsch-französischen Krieges, als er eine Reise in das Hauptquartier plante. Abbildungen Klein-Trianons in seiner ursprünglichen Gestalt waren ihm jedenfalls bekannt. Auch ist eine Kopie vorhanden: König Gustav III von Schweden ließ in seinem Park zu Haga bei Stockholm Klein-Trianon erbauen. Für Gustav († 1792) war nun freilich Klein-Trianon der allerneueste Geschmack, für unsern Ludwig dagegen der Stil Louis XVI vielleicht noch nicht alt genug. Jedenfalls zog ihn an Klein-Trianon mehr die Mannigfaltigkeit und die Verborgenheit, als die Anmut an.

An der Westseite z. B., wo das Schloß Vinderhof wegen des Treppenaufbaus nur als ein ebenerdiger Bau erscheint, fehlt ihm nicht stiller Reiz, im Ganzen jedoch ist das Gebäude zu anspruchsvoll, um ein trauliches Trösteinsamkeit, a very cosy house zu sein.

Bei der Einrichtung wurde vor allem die Wirkung bei künstlicher Beleuchtung berücksichtigt: das sollte schimmern, schillern, flimmern.

Ludwig blieb sein Leben lang im Bann der Berge; es zog ihn nie ans Meer. So führte er denn auch das, was besser in der Ebene am Platze gewesen wäre, im Gebirge aus, und zwar an abgelegener Stelle. Da eine chinesische Mauer nicht anging, umgab er seine Schöpfungen und Schätze mit Hindernissen und Warnungstafeln. Diese Gatter und Gitter und Schlagbäume, die sich nur dem einen öffneten, bewiesen dem neugierigen Sommerfrischler den Menschenhaß König Ludwigs besser als alle sonstigen Gerüchte. Aber ich glaube, daß ihn nicht sowohl ein Widerwille, Menschen zu sehen, als die Scheu, gesehen zu werden, und ein nagender Wurm der Erkenntnis, daß man mit Ludwig XV und seinen Liebchen doch wohl keinen Staat mache, bewogen hat, seine Welt zu umzäunen.

Unfreiwillige Einsamkeit jedoch ist die fruchtbarste Mutter der Wünsche. Ludwig von Bayern that das Gegentheil von dem, was seine Lieblinge thaten. Versailles wurde Louis XIV zu groß, und er baute Trianon; Maria Antoinetten war auch Trianon zu groß, und sie schuf Klein-Trianon. Ludwig ward es im alten Jagdhause zu eng, da baute er Neu-Vinderhof, dann dachte ihn auch das nicht prächtig genug, und er baute Versailles.

Wer möcht' es loben; doch dürfen wir nicht vergessen, daß Ludwigs tapferer Vorfahre Max Emanuel als Flüchtling einzig bei Ludwig XIV Schutz und Gastfreundschaft gefunden hat, wie Karl Albert einzig vom großen Friedrich verteidigt worden. Und dann, Herr Pastor Lampert, seien wir gerecht! Glauben Sie, daß im katholischen Bayern Gustav Adolf und seine Soldaten eine angenehme Erinnerung sind? Sie waren nicht schüchterner, die alten Schweden, als die Truppen Tillys, wie man dank den neuesten Forschungen an der Einäscherung Magdeburgs beweisen kann. *Feurio! Mordio!* Allerdings dem freien Gewissen zulieb; doch das tröstete den Bauer nicht, wenn er am Baume hing. Und doch nennt sich heute ein hochangesehener, einflußreicher Verein Gustav-Adolf-Verein!

Ludwig schadete mit seiner Geschmacksrichtung niemand anderem als sich. Ich halte eine Kopie von Versailles im 19. Jahrhundert, im Chiemgau für eine „Verwirrung der Gefühle“, doch da er nun einmal Versailles haben wollte, that er recht, es ganz so hinzustellen, wie es in der besten Zeit gewesen ist.

Beschreibungen und Abbildungen der König=

schlösser giebt es heute zum Überdruß. Beschreiben läßt sich außerdem ein Haus, ein Zimmer nur dann anschaulich, annähernd anschaulich, wenn es einen Stil getreu zum Ausdruck bringt. Dies ist in Linderhof nicht der Fall; mit Barock würde man eine zu ungünstige Vorstellung erwecken, mit Rokoko eine ungenaue. Die Farbentöne, die der König liebte, widersprachen allen Grundsätzen des Rokoko, namentlich ein Blau, das viele Königsblau nennen, das ich als Blau der Himmelfahrts-Marien bezeichnen möchte.

Das Einzelne ließe sich wohl einordnen, doch wo fände man das Ende! Denken wir uns in zehn hohen Gemächern von verschiedener Größe und Form: Getäfelte Fußböden mit bunter Marketerie, farbige Marmorkamine, Wandgemälde, Pastellbilder, Gobelinmalerei nach Watteau und den Seinen, all das üppige Schnitzwerk an Wänden, Thüren, Decken, Möbeln vergoldet, Möbel von Rosenholz, Boulemöbel mit ihrer goldig-purpurnen Kruste, Mosaikplatten, Büsten und Statuen von Erz und Marmor auf unzähligen geschnörkelten, vergoldeten Konsolen, Majoliken, chinesisches und japanisches Porzellan und Bronzen; aus buntem Meißener Porzellan

alles Erdenkliche: Hängeleuchter, Vasen, Figuren, Blumensträuße, ja, ein ganzes Zimmer! Silbernes, vergoldetes, mit Edelsteinen besetztes Ziergerät, Möbelstoffe und Vorhänge von Samt und Seide mit schwerster Goldstickerei, oder Gobelins im Geschmack, der für Ludwigs XIV Gobelinweberei unter Audry und Boucher maßgebend war, herrliche Uhren, eine Fülle von Lichtträgern, vergoldete Kronleuchter mit tausendblättrigen Büscheln facettierter Glasstücke, in Arm-, Wand- und Hängeleuchtern farbige Wachskerzen — und nun dies alles widergestrahlt von hundert Spiegeln, die goldenes Schnitzwerk umrahmt, goldenes Geranke überspinnt. Im Schlafgemach natürlich die Nuelle, der durch ein vergoldetes Geländer abgeteilte Raum mit dem Staatsbett. Ein Duzend Enakssöhne hätte bequem in diesem Platz.

Im Garten ein Springbrunnen, der seine Säule 50 Meter hoch schleudert, Brunnen mit wasserspeienden Meergöttern und Pferden, Blumenteppiche, Baum- und Heckengänge, Sommerzelte mit vergoldetem Gitterwerk, das sich über Büsten der erwähnten Hausgötter wölbt, ein halbes Duzend breiter Terrassen an der grünen Höhe, und von Absatz zu Absatz die rauschende Kaskade, eingefasst von Marmortreppen.

Auf den Brüstungen oder auf Säulen überall Büsten, Götterbilder, Amoretten, Blumenvasen. Zuhöchst des Terrassenbaues aber das Rundtempelchen, glücklicherweise nicht mit dem Sonnenkönig, sondern mit der Schwester des Sonnengottes.

Auf der obersten Terrasse ragt eine mächtige Linde. Eine Treppe führt in ihr Geäst und zu einem Lugaus. Dort oben weilte der König oft, nicht als Ludwig XIV, sondern der harmlose Ludwig mit seiner deutschen Romantik.

Und auf dem höchsten Wipfel
Steh' ich und schau' vom Baum,
O Welt, du schöne Welt du,
Man sieht dich vor Blüten kaum!

Die berühmte blaue Grotte, die dem König nie blau genug war, die Hundingshütte, ganz nach Richard Wagners Vorschrift eingerichtet, die Einsiedelei bei Linderhof sind Spielereien, wie ähnliche, freilich kaum so kostspielige, in jedem fürstlichen Park des achtzehnten Jahrhunderts zu sehen sind. Ein maurischer Kiosk enthält ein Marmorbecken, Majolikavasen und drei Pfauen aus Bronze mit Schmelz; sie schlagen ihr Rad, das, aus Glasstücken zusammengesetzt, bei Beleuchtung hundert Farben spielt. Der

frühere Eigentümer des Kiosks, ohne die Pfauen, war Dr. Strousberg. Dieser findigste aller Gründer war auch ein Meteor, doch von kurzem Glanz. Der Mann, „der alles kauft“, starb beinahe verarmt, von der Welt vergessen. Ihn aber hat der Idealismus nicht auf dem Gewissen.

Auf Linderhof waren die Prachtwagen und Schlitten untergebracht, die der König für seine Nachtfahrten benützte. Wagen wie Schlitten sind mit verschwenderischem Schnitzwerk geschmückt und strozen von Gold, Tritonen blasen Muscheln, Genien halten eine Krone hoch empor. Sommers ging es sechsspännig dahin; Vorreiter mit Windlichtern an der Spitze, der Wagen schimmernd im Laternenschein, ein Wagen würdig „Illmahaß, der Feenkönigin“, ein Schlitten, mit dem sich der Alpenkönig zeigen könnte. Man denke an eine Winternacht im Gebirg, Wälder begraben im Schnee, zu Eis erstarrte Gießbäche im Geflüßt, verschneit die sanften Höhen, dem weißen Mantel sich entringend stolze Gipfel.

In schärfster Gangart fuhr man dahin, zwischen den Schneemauern, auf den unter Tags freigemachten Straßen.

Mennell in seinen „Königsphantasien“ läßt vom

„Lärmen der Fahrt den müden Bauer aus dem Schläfe schrecken. Verstohlen öffnet der die Thür und verstohlen blickt er hinaus. Das glänzende Licht, das von dem Wagen ausstrahlt, erfüllt ihn mit unheimlichem Staunen: der Märchenkönig fliegt vorüber. Und auch der einfache, weltfremde Bauer fühlt da so etwas, was ich vorher mit: — interessant bezeichnete. Aber freilich auch noch etwas mehr, denn das erweitert und verklärt sich. Und großäugig blickt er der Erscheinung nach und in allem bethörenden Wahn, den solches Schauen ihm bringt, faltet er unwillkürlich die Hände und murmelt: Gott segne König Ludwig.“

Das liest sich sehr hübsch, aber in Wirklichkeit wird es nicht so gewesen sein. Oder ich müßte unsern Bauer nicht kennen; er denkt sich wohl etwas, aber sagt nichts.

Der einsame Fahrgast aber sah bei der Schnelligkeit der Fahrt von dem erhabenen Nachtbild doch nur ein glitzerndes Weiß und schwarze Streifen, hie und da ein rötliches Licht in Dörfern und Weilern, und über sich das Sternengefunkel. Und wenn mich nicht alles täuscht, war sein Vergnügen auch nicht die Landschaft, sondern der goldene Schlitten! —

*

*

*

Die Insel Herrenwörth im Chiemsee, ein uralter Mönchssitz, war bei der Aufhebung der Klöster in Laienhände übergegangen; sie umfaßte 100 Hektaren wohlbebauten Landes, Kloster und Kirche, Wiesen und Äcker, herrlichen, gemischten Hochwald. Wie geschmacklos die aufgeklärten Beamten Montgelas bei der Veräußerung der Kloster Güter verfahren, ist bekannt. Sie verfahren auf Herrenwörth nicht glimpflicher als anderwärts. Kirche, Kloster, Prälatenhaus wurden gründlich geleert, dann die Insel auf das erste nächste Angebot verkauft. Die Eigentümer wechselten; allen war die Brauerei, die man in das ehemalige Kloster verlegt hatte, näher als der Wald, bis 1868 württembergische Geschäftsmänner die Insel um des Waldes willen kauften. Nun klang von früh bis spät die Art. Welcher brave Mann König Ludwig auf das Schicksal der Insel und ihrer hunderttausende Lebewesen aufmerksam gemacht hat, konnte ich leider nicht erfahren. König Ludwig zauderte keinen Augenblick. Die Insel wurde königliches Eigen.

Sie wurde dann von ihm zum Bauplatz für sein Versailles erkoren. Die Insel! Es ist da wiederum

ein Zug von Verschämtheit. Warum sonst hätte er nicht Schleißheim oder Nymphenburg umgebaut?

Ein Neu-Versailles! ein bedenkliches Unternehmen! Louis XIV gab 1664 noch in dem Schloß von Versailles seine Feste, wie Ludwig XIII es hinterlassen hatte; dann genehmigte er den Plan Le Notres zum Park, dann Mansards Pläne zum Umbau und zur Vergrößerung des Palaſts. Aber obwohl der französische König über ganz andre Mittel verfügte, obwohl ein Heer von Arbeitern am Werke schuf, konnte er doch erst im Jahre 1682 seinen Hof dorthin verlegen. Die Räte des bayrischen Königs, die — das steht fest — nicht nur aus Pflicht, sondern mit herzlicher Ergebenheit sein Bestes im Auge hatten — machten leise Einwände. Sofort erwachte sein Troß, der mehr knabenhaft als krankhaft war, und wie denn der König häufig Raschheit für Festigkeit hielt, schickte er sofort Sachverständige nach Versailles und stürzte sich nach ihrer Rückkehr Hals über Kopf in dieses Unternehmen.

Allein bis die Pläne entworfen, beraten und gebilligt, die Vorarbeiten gethan waren, vergingen acht Jahre. Inzwischen wurde der jugendliche Eigensinn unheimliche Verbissenheit, die Schwärmerei für

Versailles feste Wohnvorstellung. Vom Jahre 1881 an kam der König alljährlich regelmäßig am 29. September nach Herrenwörth und blieb dort bis 8. October. Während der ersten Jahre bewohnte er im ehemaligen Kloster die sogenannten Fürstenzimmer des Prälatenhauses, verwahrloste, kahle Gemächer. Leicht würden sie sich in ein behagliches, wie vornehmes Daheim verwandeln lassen. Er jedoch hatte nur Augen für den Neubau.

Die Westseite des französischen Schlosses ist jedermann, wenigstens aus Abbildungen bekannt. Von der Nachahmung auf der Insel stehen nur der Mittelbau und der — unfertige — nördliche Flügel vor Augen, der südliche Flügel wurde nicht mehr ausgeführt. Der Mittelbau, sowie die zwei rückspringenden Flügel, welche den Marmorhof einfassen, sind nahezu vollendet. Die Spiegelgalerie ist höher, breiter und länger, als die von Versailles. Es ist nicht allgemein bekannt, daß das Versailles Mansards vor Erbauung des nördlichen und südlichen Seitenflügels keine Spiegelgalerie besessen hat. Was heute geschlossener Saal ist, war früher Terrasse. Lebrun verwandelte sie in die Galerie; und diese eingreifende Veränderung der Fassade, ebenso wie

Die wachsenden Ansprüche des Hofes, führten zum Bau der mächtigen Seitenflügel.

Die sechzehn bewohnbaren Gemächer im Schloß Herrenwörth sind nach den entsprechenden in Versailles genannt, die Namen beziehen sich entweder auf den künstlerischen Schmuck oder die Bestimmung des Zimmers. Wand- und Deckengemälde sind — mit wenigen Ausnahmen — nach den Originalen der Vanloo, Lemoyne, Watteau, Boucher u. s. w.

Herrenwörth ist nun freilich sehr viel prächtiger als das heutige Versailles. Ich sage nicht, prächtiger als Versailles von ehemals! Dessen silberne Möbel, mit den Skulpturen Berains und Germains, wanderten noch unter Ludwig XIV (im J. 1689) in die Münze, die meisten Gegenstände von künstlerischem oder geschichtlichem Wert später in den Louvre. So strohend von Gold jedoch wie Herrenwörth wird Versailles nie gewesen sein. Alle Stoffe sind schwer mit Gold gestickt, alles Nuß- und Ziergeräte vergoldet; vergoldete Stuckarbeit rahmt Wand- und Deckengemälde, Spiegel und Marmorfliesen ein, Gold gleißt an den Kaminen und Thüren. In der üppigen Ornamentik kehrt immer wieder die Wappen-Lilie der Bourbonen; auch in den Intarsien der

Fußböden. Der Stil Lebruns (denn Lepautre war ja nur die Hand) ist in Herrenwörth nicht der allein herrschende; Claude Ballin, Thomas Germain, selbst Just-Aurele Meissonier, die Möbel des armen André-Charles Boulle, wie diejenigen Caffieri und Crescents dienten als Muster. Hat doch in Versailles selbst noch bei Lebzeiten Louis XIV nach Lebruns Hingang der Geschmack gewechselt.

Die Parkanlagen sind nicht über die Anfänge gediehen; man läßt mit Recht der Natur das letzte Wort. Die Wasserwerke feiern, die umfangreichen Becken mit den Gruppen Pegasus, Fortuna und Latona sind leer. Und was wird aus dem Schloß?

* * *

Von der Gartenterrasse Versailles sehen wir am Ende des langen, langen Baumganges die Ebene scheinbar endlos verdämmern. Diesen Zauber versagte die räumlich beschränkte Insel. Hohe Hecken zu beiden Seiten des Kanals, der vom Schloß in den See führt, sollten über den Langblick täuschen; ein Biograph sagt, sie sollten dem König den See verbergen, „denn er liebte das Wasser nicht.“ Der König, der auf allen seinen Gründen, wo Mangel an Gewässern war, Brunnen, Sturzbäche, Teiche anlegte, liebte das Wasser nicht!

Der Schloßeingang ist auf der Ostseite. In der Vorhalle steht eine zwei Meter hohe Gruppe: Pfau mit Pfauenhenne, die lange Schleppe des Pfauens ist versilbert, die „Augen“ sind von Schmelz. Natürlich nehmen die Salbungsvollen an der Wahl dieses Wahrzeichens Anstoß. Nun ist aber der Pfau nicht nur das Sinnbild der Eitelkeit, überall und zu allen Zeiten vergaß man die moralischen und leiblichen Gebrechen des Pfauens über dem prachtvollen Gefieder. Er war nicht nur der Vogel der olympischen Königin, sondern auch ein christliches Symbol. Die Ritter schmückten sich mit Pfauenfedern; am Ausgange des Mittelalters wurde einem Gast, der besonders geehrt werden sollte, der Pfauenbraten zuerst gereicht; er mußte dann nicht nur den Vogel kunstreich zerlegen, sondern ein Gelübde thun, irgend eine außerordentliche That versprechen — *le voeu du paon*! Da liegt die Erklärung! einzig um seiner Emaillé-Augen willen hat Ludwig den Pfau gewißlich nicht aufgestellt.

Im Saal der Leibwache stehen vierundzwanzig blanke Hellebarden, aber die Hatzhiere dazu fehlen, und so fehlen denn auch die vierundzwanzig Flaschen Wein, die in Versailles Louis XIV täglich für seine

Leibwächter auf den Tisch stellen ließ. Und im Oeil de boeuf fehlte die Gestalt, die von dem historischen Oeil de boeuf nicht zu trennen ist: Der baumlange Schweizer, der, wie Mercier erzählt, jenes Zimmer nie verließ, vom ganzen Schloß nur jenes Zimmer kannte, hinter einer spanischen Wand aß und schlief und einen Wortschatz von nur zwölf Worten besaß: Passez, messieurs. — Le roi! — Retirez-vous. — On n'entre pas, monseigneur.

In Versailles hieß das Gemach neben dem Oeil de boeuf das Schlafzimmer Louis XIV, chambre à coucher! In jenem Zimmer wohnte der Sonnenkönig, im Bett, das es enthielt, schlief er und ist er auch gestorben. Es war ein lit de repos. Das Bett auf Herrenwörth ist ein lit d'apparat, ein Prunkbett, in dem zwei Duzend Enakssöhne Platz hätten. Bett und Zimmer sind mit einer Goldkruste überzogen. Die Stickereien am Bett Ludwigs XIV waren von den Fräulein von St. Cyr gefertigt. An den Vorhängen, Bezügen und Decken des Prunkbettes auf Herrenwörth haben 30 Münchener Stickerinnen sieben Jahre lang gearbeitet. Wenn Fr. Lampert von diesem Zimmer sagt, daß $2\frac{1}{2}$ Millionen in nutzloses, totes Prunkgerät umge-

prägt seien, ist das Wort doch zu hart. Dem Münchener Kunstgewerbe wurden schwierige Aufgaben gestellt, deren Bewältigung für jenes nicht nur ein Sieg, sondern auch ein Fortschritt, die Gewähr für das Gelingen schönerer Aufgaben war. Und bleibt nicht auch das wahrhaft Schöne für die Mehrheit „totes Prunkgerät“? Und was ist wahrhaft schön, was nützlich, was notwendig? Eigentlich arbeiten sehr wenige Kopf- und Handarbeiter nicht für Überflüssiges. Die einzige Schuld Ludwigs II war und bleibt es, daß er über seine Mittel Luxus trieb.

Im Beratungszimmer steht eine kunstreiche, zwei Meter hohe Spieluhr. Beim Stundenschlag schreitet Ludwig XIV mit einem kleinen Gefolge aus dem Gehäuse, und die Höflinge verbeugen sich vor ihm. Im Beratungszimmer von Versailles stand eine ähnliche Kunstuhr, von J. Adam Merrec 1706 angefertigt. Bei dieser aber erschien stündlich ein Standbild Ludwigs XIV, das eine Siegesgöttin bekränzte. Die Revolutionsmänner ersetzten den Sonnenkönig durch Brutus.

Im Speisesaal kann der Tisch versenkt werden, um dann, mit Speis und Trank besetzt, wieder auf-

zutauchen. Mehr Spielerei als Wahrzeichen; mehr für einen Lebemann als für einen Menschenfeind. Viel bedenklicher ist es, daß König Ludwig an diesem behaglichen Tischlein deck dich nur einmal jemand zu Gaste lud: seinen vielgenannten Hof-fourier Hesselschwert, 1881, in der Freude über die Vollendung des Mittelbaues.

Das Prächtigeste von all der Pracht auf Herrenwörth bleibt die Spiegelgalerie. Sie ist 75 Meter lang, 11 Meter breit und 13 Meter hoch. Siebenundzwanzig hohen Bogenfenster entsprechen gegenüber ebensoviele 10 Meter hohe Spiegel. 52 Lichterträger und 35 Kronleuchter tragen 2500 Kerzen. In zweiundfünfzig Nächten haben diese 2500 Kerzen gebrannt für den König und seine Gesellschaft, eine Gesellschaft, die „kam und ging, wie er wollte,“ eine Gesellschaft, deren jüngster Marquis wenigstens hundert Jahre lang schon tot und begraben war.

Der berühmte Stutzer Mr. Brummel, der 1820 bis 1830 der Londoner Gesellschaft, auch dem Hof nicht nur in Kleiderfragen, sondern in allen Fragen vom guten Ton Vorbild und Orakel war, verlebte, gestürzt, Schulden halber flüchtig, seine letzten Lebensjahre in Boulogne am Meer. Er aß nicht zu Nacht,

um sich für das Geld ein Duzend Kerzen kaufen zu können. Wenn diese dann in seinem dürftigen Mietzimmer brannten, unterhielt er sich mit der geladenen großen Gesellschaft seiner früheren Bekannten, mit Hofmarschällen und Ministern, mit Herzoginnen und Grafen. Der praktische Engländer lud zu seinem Duzend Kerzen Leute ein, die er wirklich gekannt, König Ludwig aber brannte 2500 Kerzen für Leute, die er nie gesehen hatte.

Die Wunderlichkeiten des Königs wurden vom Volke liebevoll entschuldigt, bis auf eine. Als er — nach 1870 — Vorstellungen im Hoftheater anordnete, deren Kosten er allein bestritt und denen er allein zuschaute, schüttelte jedermann den Kopf. Am ungeduldigsten waren die Münchener, weil infolge der „Separatvorstellungen“ im Mai und Oktober mitunter Störungen im Wochenplan des Hoftheaters eintraten, des Hoftheaters, das nur durch die bedeutenden Zuschüsse des königlichen Hauses lebensfähig erhalten wird. Und unter den Münchenern hinwieder am wütigsten waren diejenigen, welche nur ausnahmsweise in ein Theater gehn. Die verschwenderische Ausstattung

nicht allein, sondern die „Unpopularität“ jener Sondervorstellungen nötigten schließlich die Minister zur Einrede.

Die Ausstattung einzelner Stücke soll 300 000 Mark gekostet haben. Die Ziffer wird wieder nicht genau sein, jedenfalls indes gab Ludwig auch für diese Laune mehr Geld aus, als er sollte. Wer über seine Mittel Luxus treibt, ist tadelnswert. Wenn aber ein reicherer Mann als Ludwig, z. B. der Zar sich solch ein Lusttheater hielte, würde ich nicht das geringste dagegen zu sagen wissen. Der Leser lächelt. Allerdings war ich an jenen Vorstellungen in bescheidenem Maße beteiligt, und ich werde davon sprechen. Denn gerade auf jene theatra-
lischen Königsfreuden wird von den Biographen besonderer Nachdruck gelegt, und gerade über diesen Gegenstand erscheinen sie am wenigsten unterrichtet. Obwohl sie sich sagen müssen, daß auch ein Sudler nicht imstande gewesen wäre, jahraus, jahrein den dramatischen Bedarf für das Lusttheater zu liefern, fallen sie doch über Einen her, und zum Sündenbock koren sich die Federhelden weislich einen Stillen im Lande — mich.

Ein Herr Paul von Haufingen, Rittmeister a. D.

schreibt in seinem „Ludwig II König von Bayern. Sein Leben und Ende“: Die alljährlich zweimal wiederkehrenden, sattsam geschilderten Separatvorstellungen brachten alle Opern, welche eine besondere Prachtentfaltung forderten, wie *Aida*, die *Zauberflöte*, *Oberon*, der *Trompeter von Säckingen*, und im Schauspiel neben den auf des Königs Wunsch von Heigel dramatisierten Episoden und Anekdoten aus dem Leben Ludwigs XIV auch Brachvogels *Marzisch*, „der Genius des Ruhms“, „Wer war's“, *Sakuntala* „*Urvasi*“ und zahlreiche andere Werke, deren dichterischer Wert mit ihrer Ausstattung in gar keinem Einklang stand.

Sakuntala „*Urvasi*“! Vielleicht auch Wallensteins „*Braut von Messina*“ und „*Nathan der Weise*“ von Emilia Galotti?

Wer am eigenen Werk mehr geleistet als geschrieben hat, sollte nicht über die Flickarbeit anderer die Nase rümpfen, Herr Rittmeister — a. D.!

Ein Herr von Schum= oder Schimpanse — ich erinnere mich des Namens nicht mehr genau — tadelte in einer Leipziger Zeitschrift eins meiner Bücher. Gut, er erfüllte damit seine Pflicht als deutscher Rezensent. Allein das genügt ihm nicht, sechs Jahre

nach dem Tode Ludwigs macht er sich über den königlichen „Privatdichter“ lustig. Wenn der König Herrn von Schimpanske um sein schriftliches Urtheil über die vergangene, gegenwärtige und künftige Litteratur gebeten hätte, würde ihm Herr von Schimpanske schwerlich seinen Geist verweigert haben. Würde er damit Privatkritiker S. M. des Königs geworden sein? Wenn ein kalifornischer Mr. Brown nach Berlin kommt, mehrere Bilder eines Malers von der Staffelei weg kauft und mit ihnen nach Hause reist, wo sie kein Deutscher sehen wird, ist dieser Maler dann der Privatmaler Mr. Browns?

In holder Übereinstimmung mit Dr. Franz Karl sagt Friedrich Lampert, daß „bei den Separatvorstellungen dem König zuletzt nur noch solche Stücke zusagten, in welchen sich die Tragik und die Grausamkeit in den befohlenen (!) scenischen Darstellungen steigerte; daß je mehr und auf eine je grausamere Art Menschen theatralisch zu Tode gequält wurden oder starben, desto größer der Beifall des Königs für den Dichter und Schauspieler gewesen sei.“ Und doch behauptet derselbe Herr an einer andren Stelle, „daß es auf den Inhalt gar nicht angekommen sei“, „daß es sich immer nur um dieselben Marionetten

in Reifrock und Allongeperücken gehandelt habe.“ „Banal und trivial“ war der Inhalt, und doch wieder von ausgesuchtem „Raffinement“. Der Entoutcas, der bequeme Entoutcas! Einmal ist Schillers Idealismus dem König höchst gefährlich, ein andermal die Abkehr des Königs von Schillers Idealismus höchst beklagenswert.

Und dann die maßlos verschwenderischen Geschenke, die nach jeder Vorstellung die Darsteller „und andre Personen“ bekamen. Wer denkt bei den „andren Personen“ nicht zunächst an den Dichter? Nun denn, ich flimmerte nicht von den Diamanten des Königs; das Landhaus, das mir laut Mitteilung einer bayrischen Zeitung geschenkt worden, liegt im Mond. Ich erhielt wie Hermann Schmid, Ludwig Schneegans u. a. ein Honorar, ich war und konnte damit zufrieden sein, doch Schriftsteller mit namhaften Erfolgen wie Paul Lindau, Oskar Blumenthal u. a. würden vielleicht nicht damit zufrieden gewesen sein.

Wie harmlos und lustig klang dagegen, was der amerikanische Humorist Mark Twain in seinem Buche „a tramp abroad“ (etwa „ein Bummler außer Landes“ zu übersetzen) über die Separatvorstellungen des Königs mitteilte. Der König von

Bayern, erzählt er, liebt die Oper, aber liebt es nicht, mit andren Zuhörern zuzuhören. Deshalb kommt es in München zuweilen vor, daß, wenn die Oper zu Ende ist und die Darsteller sich abgeschminkt und umgekleidet haben, von oben befohlen wird, daß sie sich wieder schminken und verkleiden. Und dann erscheint der König in seiner Loge und ist der einzige Zuhörer in dem leeren feierlichen Hause, während Sänger und Musiker die Oper von Anfang bis Ende wiederholen. Einst hatte er einen wunderlichen Einfall. Über dem ungeheuren Bühnenraum des Münchener Hoftheaters befindet sich eine Maschinerie, die bei Feuergefahr zahllose fadenfeine Wasserstrahlen niederschickt, Strahlen, die man zu einem furchtbaren Platzregen anschwellen lassen, mittelst deren man die ganze Bühne unter Wasser setzen kann. Nun war der König wieder einmal allein das Publikum. Man gab eine Oper, in der ein Gewitter vorkommt. Der Theaterdonner rollte, der Theaterwind pfiff, das regenähnliche Geräusch begann. Der König wurde bei dem Gewitter warm und wärmer; er wurde nachgerade begeistert. Gut, rief er, sehr gut! wahrhaftig, sehr gut! Aber ich will einen wirklichen Regen! Man lasse die Wasser

spielen! Der Direktor wagte leise Einwände, daß die kostbaren Dekorationen, die reichen Gewänder zu Grunde gingen, doch der König entgegnete: Macht nichts, macht nichts! Ich will einen wahren Regen. Dreht die Hähne auf! So ließ man denn den wirklichen Regen auf die Papierblumen und pappenen Laubengänge der Bühne niederströmen. Die prächtig-gekleideten Sänger und Sängerinnen waren bald bis auf die Haut naß, thaten aber, als merkten sie nichts, und sangen tapfer weiter. Der König war entzückt. Bravo! bravo! schrie er, noch mehr Donner! mehr Blitz! laßt es stärker gießen! Alle Schleußen los! Und hängt den, der einen Regenschirm aufspannt!

Wenn der König diese Stelle, die ich in freiester Übertragung und stark gekürzt gebe, zur guten Stunde gelesen hätte, würde er darüber ebenso herzlich gelacht haben wie ich. Die Münchener wußten indes nicht viel Genaueres als der Amerikaner. Einer meiner Freunde flüchtete sich einmal vor einem Unwetter in eine Münchener Bierstube. Kleinbürger unterhielten sich soeben über die bevorstehenden „Separatvorstellungen“. Es wurde von dem Aufwande, der dabei entfaltet würde, von den Menschenmassen, die dabei mitwirkten, hin und her geredet. Und

wer schreibt denn nun die Stücke für den König? fragte mein Freund, in der Erwartung, vielleicht auch meinen Namen zu hören, und in der wohlwollenden Absicht, ungünstige Vorurteile zu zerstören.

Die Stücke? antwortete ein Tischnachbar sofort, die schreibt er alle selber

Wie mir ein Vertrauter des Königs mittheilte, ist Ludwig über den Plan eines dramatischen Erstlingswerkes nicht hinausgekommen. In den Jahren, in denen jeder dichterischen Drang verspürt, entwarf er ein Schauspiel folgenden Inhalts: Ein Königssohn verschwört sich mit dem Volke, bewegt es zur Empörung, entthront den Vater und verkündigt die Republik! — Für einen Kronprinzen ein merkwürdiger Anfang. Allein infolge der strengen Gut blieb es beim Entwurf und später änderte sich die Gesinnung. Nach jenem glorreichen Wallenstein-Abend im Juli 1870 bemerkte König Ludwig zum preussischen Kronprinzen, daß Schiller viele demokratische Tendenzen habe.

Zur Verdunkelung der öffentlichen Meinung über die Separatvorstellungen hat namentlich eine Mittheilung der Frau Charlotte Wolter in der Presse beigetragen. Ich setze den Eingang her: „Ursprüng-

lich war für die Vorstellung Sardous Theodora vorgesehen, aber da ich diese Rolle noch nicht einstudiert hatte, so wurde Marziß gewählt. Die Aufführung war auf Mitternacht angesetzt. Um halb zwölf Uhr versammelten sich die Schauspieler auf der Bühne. Es herrschte absolutes Schweigen. Die Theater-Arbeiter trugen Filzschuhe. Durch das Guckloch sah man nur das erleuchtete Proscaenium, der Zuschauerraum war vollkommen finster. Punkt zwölf Uhr ertönte ein Glockenzeichen: der König verläßt seinen Palast und begiebt sich durch einen Korridor, der in dämmerigem Halbdunkel bleibt, nach seiner großen Loge. Ein zweites Glockenzeichen kündigt des Königs Eintritt in die Loge an, und sofort rollt der Vorhang in die Höhe. Als der Vorhang aufgezogen war, überfiel mich zwischen den Coulissen, wo niemand zu sprechen wagte, ein nervöses Zittern. Wie sollte ich vor diesem leeren und finsternen Saale spielen? Endlich betrat ich die Scene. Ich, die ich gewohnt bin, vor gedrängt vollen Häusern zu spielen, sah mich nun dem Nichts gegenüber. Ich strengte mich vergebens an, durch die Finsternis hindurch selbst nur die Umrisse meines einzigen Zuschauers wahrzunehmen. Nichts. Es

fehlte mir der zwischen dem Publikum und der Künstlerin bestehende elektrische Kontakt. Zum erstenmal befand ich mich in einer so abenteuerlichen Lage, und es bedurfte großen Mutes, um nicht den Kopf zu verlieren“ Zum erstenmal wohl nicht. Ich kenne den Brauch am Wiener Burgtheater nicht, weiß aber aus Erfahrung, daß es im Zuschauerraum des Berliner Viktoriatheaters, an dem Frau Wolter die ersten Lorbeeren pflückte, während der täglichen Theaterproben stets stockfinster war. Und leer ist das Haus bei Proben auch. Gegen den schwarzen Schlund dürfte die Künstlerin also abgehärtet sein. Indessen war es in Wahrheit überhaupt nicht so schaurig. Die Einbildungskraft der Künstlerin war lebendiger, als ihr Gedächtnis.

Ich habe selbst einigen Königsvorstellungen beigewohnt; sie begannen zwischen 9 und 10 Uhr abends, eine davon nachmittags. Im Zuschauerraum war es so hell wie an jedem Theaterabend, und die völlige Leere wirkte nicht trostloser als das halbleere Haus bei einem modernen Trauerspiel. Die auf der Bühne versammelten Schauspieler führten zwar keine Rundtänze auf, unterhielten sich jedoch in aller Gemütsruhe.

Und so war es immer. Immer! Auf meine Anfrage erteilte mir Professor Ernst Bossart die Auskunft, daß bei jeder Königsvorstellung — ohne Ausnahme — der Zuschauerraum, das ganze Haus, wie an gewöhnlichen Theaterabenden beleuchtet wurde. Der große Kronleuchter brannte; in allen Rängen war die Arena hell; beleuchtet waren auch sämtliche Gänge und Treppen.

Der König saß während der Vorstellung in der hohen Mittelloge, in der niedrigen darunter nahmen seine Kabinettsräte und die Geladenen Platz. Der König blieb also für seine Gäste, nicht aber für die Künstler unsichtbar. Wer auf der Bühne just nichts zu reden oder zu thun hatte, konnte den Eindruck, den das Spiel auf den König machte, wohl beobachten.

Auch während der Zwischenakte herrschte auf der Bühne das gewohnte Getriebe, und wenn die Arbeiter an jenem Karziß-Abend wirklich auf so leisen Sohlen schritten, trugen sie die Filzschuhe der großen Künstlerin zu Ehren.

Im Jahre 1876 las der König meinen Roman „Benediktus“, fand dramatische Begabung darin und wünschte mich mit Aufgaben für sein Lusttheater zu betrauen. So wurde mir erzählt. Da jenes

Buch in keiner Zeitung erwähnt worden, darf ich annehmen, daß Friedrich von Ziegler, der damalige Hofsekretär, es gekannt und die Aufmerksamkeit des Königs auf das Landeskind gelenkt hat. Friedrich von Ziegler und nach ihm eine Reihe von Jahren Ludwig von Bürkel waren mit der schönen Herzensgüte gegen einen Mann, der ihnen weder nützen noch schaden konnte, die Vermittler zwischen dem Fürsten und mir. Auch die Nachfolger, v. Müller, Pfister, v. Schneider und v. Klug, blieben mir freundlich gesinnt. Und das Wohlwollen dieser Männer, die alle und jeder ein glänzendes Beispiel der deutschen Rechtschaffenheit sind, ist mir nicht gleichgültig.

König Ludwig war mir ein edelmütiger Arbeitgeber, der den guten Willen anerkannte, wenn die Kraft nicht hinreichte; und ich war ihm ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter. Wie seine Räte wissen, habe ich niemals über dieses Verhältniß hinausgestrebt. Am Tage nach der ersten Aufführung, wenn das übliche Dankschreiben für die königliche Einladung und Anerkennung erledigt war, wenn ich meine Karte bei den beschäftigten Künstlern abgegeben hatte, kehrte ich in mein Daheim zurück und

sah schon abends wieder auf das Kaisergebirge oder fuhr die Nacht hindurch über den Brenner und am folgenden Morgen durch das Festungsthor bei Rago, dieses Thor „Eden“, zum blauen Garda, in mein liebes Riva nieder.

Der Intendant des Hoftheaters, Baron Perfall, unterstützte mich mit seinem besten Rat, die Künstler mich mit ihrer besten Kraft. Und ich bin überzeugt, daß unser vereinigt Wirken dem unglücklichen Fürsten manche lichte Stunde bereitet hat, daß ihm unsere Kunst tröstlich, niemals verderblich ward!

Was zu beweisen ist.

Im Sommer 1876 ließ der König bei mir anfragen, ob ich das Bruchstück „Esther“ nach den Mittheilungen, die Frau v. Littrow in ihren „Erinnerungen an Grillparzer“ macht, ergänzen wolle. Die Gründe, die mich das Wagniß unternehmen hießen, sind hier gleichgültig. Am Gelingen verzweifelte ich, doch dem König lag zunächst daran, Anfang und Ausgang der Schicksale zu sehen; von ihm durfte ich Nachsicht verlangen, für die Öffentlichkeit war das Werk nicht bestimmt.

Der Gang der Handlung ist im erwähnten Buch bis zum fünften Akt ziemlich genau vorgegeschrieben.

Grillparzer wollte, daß Haman zwar gestürzt werde, aber auch Mardochai und Esther zu Grunde gehen, weil sie die Wahrheit, daß sie Jüdin ist, nicht so gleich bekannte. Übrigens wird Haman nicht gehängt, sondern verfällt der allgemeinen Verachtung. Eine Verschwörung des eingeborenen Adels gegen die Fremde wird — nach Grillparzers Plan — mit Blut und Eisen unterdrückt, doch der Zuschauer weiß nur, sieht nicht, was geschieht. Mardochai ließ ich im letzten Aufzug allerdings auf der Bühne sterben, doch nicht gewaltsamen Todes, sondern zusammenbrechend unter der Last der Jahre und unlösbaren Aufgaben. In seinen Todesphantasien kehrt er wieder zu seinen alten Erinnerungen zurück und verwünscht in Gegenwart des Königs die Heiden und Babylon und Susa.

Es ist kein fröhlicher, aber auch kein gräßlicher Schluß. Von der Wirkung des Stückes erfuhr ich nichts, ich lebte damals in Venedig.

Im Jahre 1877 wurde ich beauftragt, Kalidasa's Sakuntala zu bearbeiten. A. v. Wolzogens bühnenwirksame Bearbeitung war dem König zu frei, Rückerts Übertragung hinwieder zu getreu.

Ich hielt mich an den Text und vereinfachte nur

den Ausdruck. Der Inhalt der schönen Dichtung dürfte außer Herrn von Haufingen jedermann bekannt sein. Duschmanta ist ein gütiger, dabei willensstarker, mutiger Fürst. Davon, daß die eine und andre Stelle auf den zuschauenden König bezogen werden könne, hatte ich damals keine Ahnung. Da Duschmanta seine Gemahlin verloren hat, schlägt ihm sein lustiger Rat Mathawia vor, von der berühmten Malerin Tschaturika das Bild Sakuntalas aus der Erinnerung malen zu lassen. Duschmanta ist damit einverstanden und schildert vor sich hinträumend die Landschaft, wo er sie zuerst erblickt. Dann fährt er fort:

Und hier am Mangobaum Sakuntala;
Gesenkt die Arme mit den Lotosspangen,
Sanftblickend, zärtlich lächelnd steht sie da;
Siriſchablüten wehen um die Wangen,
Und ihrer Flechten eine schleicht
Zur Brust, der nichts an Weiße gleicht.

Mathawia (thut, als ob auch er das Bild sähe):
Sieht Sakuntala nicht etwas erschrocken aus?

König: Da — eine Biene schwärmt um ihr Gesicht!

Mathawia: Ei, du unverschämter Brummkopf, wir werden dir diese Schwärmerei verleiden!

König (als ob er zur Biene spräche):

Ich gönne dir die Lippen nicht,
Mein Festtag war es, leise sie zu küssen —
Man wird in einen Blumenkelch dich kerkern müssen.

Mathawia (für sich): Hat man jemals eine Biene mit soviel Höflichkeit behandelt!? noch dazu eine Biene, die erst gemalt werden muß! Wahrhaftig, er hat schon den Verstand verloren, und ich selbst bin durch den Umgang mit ihm auch so weit, daß ich mich demnächst von dieser Biene gestochen glaube. (laut.) Höre, königlicher Freund, das sind ja nur Einbildungen!

König:

Warum zerstörst du sie?
Kann ich im Traum nur glücklich sein,
Was weckst du mich vom Traum zur Pein?!

Der Ausgang des Schauspiels ist, wie man weiß, der denkbar friedlichste. Duschmanta erhält seine Sakuntala wieder.

Das war, o stolzer Purusohn
Für deinen Sieg der Götterlohn,
Wie alles kam, an deinem Ring
Das Schicksal euer beiden hing,
Wird dir die Gattin offenbaren.
Nun wandelt zu den ewig klaren

Wohllautumrauschten freudvollen Höh'n,
Wo die Gedanken edel, die Wünsche schön.
Wo euch des Wiederfindens Opferbrand
Entzündet wird von Götterhand.

Im folgenden Frühling — 1878 — kam die Anfrage: Racines Esther sollte zum erstenmal von den Schülerinnen in St. Cyr vor Ludwig XIV aufgeführt werden; ob sich die Ränke, die „bekanntlich“ dagegen gesponnen wurden, nicht dramatisch verwerten und damit ein anschauliches Zeitbild schaffen ließe, und ob ich diese Aufgabe übernehmen wolle? Ich sagte ohne Zaudern zu. Welche Gründe hat heute ein deutscher Schriftsteller, Ludwig XIV nicht poetisch zu verwerten? Was er den Deutschen genommen, haben sie wieder. Jetzt dünkt mich Pflicht, uns die Vorzüge und Tugenden unserer westlichen Nachbarn so lebhaft wie möglich vor Augen zu führen. Nichts ist thörichter, als im Völkerleben Haß mit Liebe vergelten, Rassenhaß durch kosmopolitische Streufügelchen heilen zu wollen. Aug' um Aug'! Aber verwechseln wir Rassenhaß nicht mit Rassenblindheit! Wenn ein so gescheiter Mann wie Bayle an Balzac schreiben konnte, daß der Deutsche vor einem Ordensbande auf dem Bauche

liege und daß die Deutschen so dumm seien, daß er, Beyle, ihre Sprache aus Verachtung vergessen habe,* lassen wir es uns zur Warnung sein! Mit solchen Drakeln bereiteten die französischen Schriftsteller die débacle vor.

In wenigen anderen Persönlichkeiten aber kommt, so wie in Ludwig XIV, das Weiß und Schwarz der französischen Stammesart zur Geltung. Mir ist der Sonnenkönig in seinem ganzen Leben nur einmal sympathisch; darf ich ihn deshalb unterschätzen? Weil Elisabeth Charlotte, die ein Biograph unseres Königs eine „badische Prinzessin“ sein läßt, Frau v. Maintenon die alte Zott nennt, soll ich blind gegen die vielen vortrefflichen Eigenschaften der Maintenon sein? Nicht aus „deutschem Patriotismus“, sondern aus bodenlosem Hochmut verachtete Elisabeth Charlotte die Frau von kleinadeliger Geburt, die Witwe eines Schriftstellers. In dieser Beziehung war die Wittelsbacherin für unseren Ludwig ein ebenso gefährliches Beispiel wie der Bourbon.

* Mais les Allemands sont tellement à genoux devant un cordon, ils sont si bêtes! J'ai passé plusieurs années chez eux (Beyle war längere Zeit Konsulatsbeamter in — Triest!) et j'ai oublié leur langue par mépris.

Ich hätte der verderblichen Begeisterung Ludwigs Nahrung gegeben! Du lieber Himmel, im Jahre 1878 war an Haß und Liebe Ludwigs nicht mehr zu rütteln. Im Gegenteil, es ist das einzige Verdienst meiner paar Dramen, die am französischen Hofe spielen, ihm den Franzmann, der ihm so viel Geld gekostet, wenigstens von einer wahrhaft würdigen Seite gezeigt zu haben.

Ludwig II kannte die Gesellschaft, die sich 1689 in Paris und Versailles für oder gegen den Dichter Racine ins Zeug legte, sehr genau, dennoch oder vielleicht eben deshalb verlangte er, daß im Entwurf die Wahrheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit der dramatischen Vorgänge quellenmäßig dargethan werde. So hielt er es auch in der Folge. Der Plan war daher oft umfangreicher als das Stück. Ohne die freundliche Unterstützung der königlichen Bibliothekare hätte ich die Arbeit nun und nimmer bewältigt.

Racine wollte lieber als feiner Hofmann, denn als großer Dichter gepriesen sein. Litterarische Unfruchtbarkeit und Verwicklung in den Hader der Parteien waren die Folgen. Auch das Gute, seine Denkschrift, wie das Loß des Volkes zu verbessern

sei, gereicht ihm als Höfling zum Unheil. Louvois, der allmächtige Minister, ist nicht wie der große Colbert ein Beschützer der friedlichen Künste, sondern fördert einzig die kriegerischen Unternehmungen. Er betrachtet die Schrift Racines als eine Anklage seiner Politik und bestärkt den König im Unwillen über den Verfasser. Racine verliert alle Manneswürde, bettelt da und dort um ein Fürwort. Er ist bei der Dauphine. Auch die Herzogin von Orleans, Frau v. Maintenon, die verliebte Montpensier u. a. sind da. Man plaudert, da erscheint Louvois. Er sucht die Maintenon, hat Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die französischen Truppen sind im Besitz der Städte Worms, Speier, Trier, Mannheim, Heidelberg u. s. w. Und was geschieht nun mit den eroberten Landen? fragt Elisabeth Charlotte ahnungsang. Da wir die Plätze nicht behaupten können, sagt Louvois, müssen wir sie für Kriegsunternehmungen untauglich machen. — Und was haben Sie für einen Ausweg? — Das Ei des Columbus. Man verwüßtet alles Land. — Die Herzogin verläßt sofort das Gemach. Die zurückbleibenden Frauen überschütten den Kohen mit Vorwürfen. Louvois sagt, Frankreich darf alles, denn es kann

alles. Da übermannt der Zorn des Künstlers den Höfling Racine. Das ist nicht wahr, sagt er und beruft sich auf den Rechtsinn des Fürsten. Die Dauphine tritt zwischen beide und erinnert Racine an sein Versprechen, etwas vorzulesen. Sie blickt umher — dort liegen die Bücher, aus denen Fenelon den Prinzen unterrichtet hat. Sie ergreift das erste nächste Buch. Es ist „König Oedipus“. Und Racine wählt den erhabenen Chor:

Sei es doch Loß meines Lebens,
Nie zu vergessen der frommen Scheu in Worten und
Werken . . .

Mit wachsendem Feuer trägt er die Verse vor,
bei der Stelle:

Der Übermut zeugt Gewaltherrn,
Doch wenn er trunken Thaten übt
Heillos u. s. w.

sind alle erschüttert — außer dem Einen, auf den sie paßt.

Das stürzt den Dichter nun vollends. Da er in die königlichen Gemächer zum allgemeinen Empfang will, weist ihn der Schweizer zurück. Muß ich durch eine andre Thür? fragt der Dichter. Herr Racine hat keinen Eintritt, lautet die Antwort.

Doch eben da findet Racine seine Würde, wahre Aufgabe und das schöne Wort wieder. In der Verbannung schreibt er das Drama von Ahasverus und Esther und vom ungerechten Haman.

Und er wird zum Seher. Es kommt der Tag, da der Schweizer zu Louvois sagt: Man tritt hier nicht ein. — Die Augen auf, schreit ihn der allmächtige Günstling an, und dann die Thür! —

Thürhüter: Ich habe meinen Befehl: Marquis Louvois tritt nicht ein. — Der Eingangsschor von Racines Esther, gesungen von den Fräulein von St. Cyr, beschließt das Stück, dem ich den Titel „Esther in St. Cyr“ gab.

Im Oktober 1878 fand die hundertjährige Gründungsfeier des Münchener Hoftheaters statt. Von Baron Perfall war ich mit dem Auftrage, das Feststück zu schreiben, betraut, zur Vorstellung eingeladen worden. In meinem Schauspiel ließ ich als Gegenstück zu einer französisch-italienischen Opernszene die Schauspieler des Münchener Theaters vor 100 Jahren Klopstocks „Bardiet“, die Hermannsschlacht, aufführen. Als König Ludwig den Theaterzettel gelesen hatte, sprach er seine Verwunderung aus, wie ein Mann von Geschmack die bombastische

Hermannsschlacht wieder auf die Bühne bringen könne. Es wurde ihm erwidert, daß ich das Bardiet mit großer Freiheit gekürzt habe; in die Festvorstellung ging der König doch nicht.

Da einige Tage später die „Separatvorstellung“ von Esther in St. Cyr stattfand, wohnte ich ihr auf Einladung des Königs bei. Bei jener ersten Aufführung mußte auf allerhöchsten Befehl eine Scene wiederholt werden. Jedermann wird glauben, eine Scene, in der Ludwig XIV eine Rolle spielt. — Ich lasse sie folgen, weil sie eben durch ihre Harmlosigkeit den angeblichen Graus und Gräuel der Königsstücke am besten erläutert.

Boileaus Landhaus in Auteuil. Ein Zimmer im Erdgeschoß mit offenen, mit Blumenstöcken besetzten Fenstern nach einem Garten; mehrere Eingänge. Racine sitzt an einem Schreibtisch; Frau Racine an einem größeren Tisch inmitten der Stube, auf dem neben Wäschestücken ein zweites Tintenfaß, Bücher, Papiere u. s. w. zu sehen sind. Frau Racine zählt geplättete Wäsche in einen Korb; um die Mutter sind die Kinder versammelt; Louis ist mit einem zerbrochenen Ballnetz beschäftigt; Fanchon strickt; Lionval schreibt Buchstaben in ein Heft; Madelon betrachtet, in einem hohen Kinderstühlchen sitzend, den schreibenden Bruder und das Tintenfaß.

Frau Racine (für sich): Die unselige Komödie!

Nur sie hält uns auf dem Lande zurück. Boileaus Gastfreundschaft ist ja sehr edel, aber es geht nichts über die eigne Häuslichkeit. Die Frühmesse in St. Sulpice, der Marktgang, der Plausch mit der Nachbarin — Auch hat man in der Stadt mehr Arbeit und mehr Ärger. Das alles entbehr' ich jetzt. Hier läuft jeder Tag glatt und friedlich ab und ist eben deshalb fein rechter Tag.

Racine (liest in seiner Arbeit, springt auf und geht auf und ab, indem er leise für sich deklamirt):

Ich sah den Frevler hier in hohen Ehren,
Ich sah, der Ceder gleich, erheben ihn
Sein Haupt bis in die Himmelslüfte kühn;
Sogar der Donner schien auf ihn zu hören.
Mit Füßen trat er der Besiegten Heer —
Ich schritt vorbei nur, und er war nicht mehr.

(Er setzt sich wieder und schreibt.)

Louis (folgt dem Vater mit den Augen): Mama!

Frau Racine: Du willst?

Louis: Warum geht Papa nicht mehr zu Hofe?

Frau Racine: Weil er Tag und Nacht arbeitet.

Louis: Wenn er noch zu Hofe ginge, brauchte er nicht zu arbeiten. Aber Papa geht nicht mehr hin, weil er in Ungnade ist.

Frau Racine (fährt auf): Wer sagt das?!

Louis: Der kleine Flipot. Flipots Onkel ist

Thürhüter der königlichen Vorzimmer; der muß das wissen.

Frau Racine: Horchst du Fremde über deine Eltern aus?

Louis: Flipot hat mich ausgehört. Er wollte erfahren, was Papa macht.

Frau Racine: Was hast du geantwortet?

Louis: Natürlich die Wahrheit: Papa macht Verse.

(Frau Racine seufzt.)

Fanchon (hält im Stricken ein): Mama, was sind eigentlich Verse?

Frau Racine: Das braucht ein Mädchen nicht zu wissen. Stricke deinen Strumpf fertig!

Louis: Sonst könnte ich ihr's sagen: Verse sind Sätze mit Reimen. Es giebt männliche und weibliche Reime.

Frau Racine (horcht auf): Wa—wa—was?

Louis (sieht mißtrauisch auf die Mutter, wiederholt dennoch): Es giebt männliche und weibliche Reime.

Frau Racine (wendet sich zu ihm, der sich zurückzieht): Wart', ich werde dich reimen! . . . Ein Junge in deinem Alter — solche Spässe! (Sie verfolgt ihn um den Tisch.)

Racine (vom Schreibtisch): Kinder, hascht euch doch lieber im Garten! (Schreibt wieder weiter.)

Louis (flüchtet sich heulend nach einer Thür): Aber Mama —

Frau Racine (öffnet die Thür und schiebt ihn hinaus): Hinaus!

(Fanchon ist aufgesprungen und drückt ihre Schadenfreude durch einen wilden Tanz aus.)

Frau Racine (wendet sich gegen Fanchon): Und du bist schadenfroh? — Marſch in die Kammer! (Schiebt Fanchon nach einer andren Thür.)

Fanchon (schluchzend, unterwegs): Louis darf zur Strafe in den Garten und ich muß in die Kammer. So geht's uns Mädchen immer. (Ab.)

(Lionval beginnt furchtbar zu weinen.)

Racine (in dichterischer Begeisterung): Die Cedern des Libanon werd' ich wiederſehn! (Schreibt.)

Frau Racine (zu Lionval): Warum weinst denn du?

Lionval: Weil jetzt die Reihe an mich kommt.

Madelon (hat inzwischen das Tintenfaß an ſich gezogen und ſich das Geſicht ſchwarz bemalt): Mama, Spiegel ſehn!

Fanchon (ſtürzt ſchreiend aus der Kammer): Eine Maus! eine Maus!

(Gleichzeitig fällt Louis durch das Fenster mit den Blumentöpfen ins Zimmer.)

Louis: Ich wollte mir nur meinen Ball holen!
(Er entwischt durch die Mittelthür und stößt mit Boileau, der eben eintritt, zusammen.)

Frau Racine (ringt die Hände): Ach, Kinder!
Kinder! (Sie hebt Madelon aus dem Stühlchen.)

Boileau: Guten Morgen, Frau Racine!

Frau Racine (Lionval an sich ziehend, während Fanchon beim Eintritt Boileaus sofort wieder zu stricken anfängt): Ach, Herr Boileau, die Landluft! die Landluft! In Paris waren die Kinder viel artiger.

Racine (springt auf und ruft jubelnd): Fertig!!

— — — — —
Die Aufgabe für 1879 war: Der Herzog von Burgund in seinem Ausgange. Eine Persönlichkeit, welche wegen ihrer Eigenschaften, wie durch ihr Schicksal, die allgemeine Teilnahme verdient.

Dieser Enkel Ludwigs XIV, geb. 1682, hat einen Zug von Hamlet. Ein Mann von bestem Willen, ohne festen Willen. Er und Beauvilliers waren die einzigen in der vornehmen Gesellschaft, die zugestanden, daß im Staate nicht alles in Ordnung sei; seine Schwermut hatte nicht nur in seinen

militärischen Mißerfolgen Grund, sondern war Ahnung von der Nähe und Nothwendigkeit des allgemeinen Umsturzes. Er liebte seine Gemahlin, die vom König, vom Hofe vergötterte Adelaide von Savoyen, mit deutscher Schüchternheit. Die selbstbewußte, thatkräftige Persönlichkeit seines Großvaters erdrückte ihn. Voll Aufmerksamkeit für die Fortschritte der Wissenschaft, Neuerungen im Staatswesen nicht abgeneigt, doch — Fenelons Schüler! — unerschütterlich in seinem katholischen Glauben. Er fühlt das Unrecht der Seinen, allein die göttliche Vorsehung thut für sie Wunder und macht ihn zum Gespött.

Daß König Ludwig von Bayern in seinen klaren Stunden unter der Fülle von Erscheinungen gerade diese Gestalt herausgriff, ist für die Kenntniss seines wahren, unentstellten Ichs bedeutsam. Es handelte sich nicht um alberne Anekdoten; es waren nicht die immer gleichen Puppen „in Steifrock und Allongeperücken“; dem König war der Inhalt nicht gleichgültig. Der Herzog macht (im Stück) beim lebenslustigen Better Orleans die Bekanntschaft des jungen Voltaire. Das Gespräch beginnt im Plauderton, dann, aufgemunter, stellt Voltaire die zeitgemäßen

Forderungen; der Herzog hört wohlwollend zu. Da verlangt Voltaire die Gleichstellung der christlichen Bekenntnisse — aus ist es mit der Eintracht. Irgend ein Anfänger von anderwärts gab den Voltaire. Der König legte gegen ihn Verwahrung ein. Wie ein jugendlicher Bühnenliebhaber habe er gesprochen, nicht wie der junge Voltaire; diese Unterredung aber sei der Schlüssel zum Verständniß des Herzogs und seiner Handlungen. In der nächsten Aufführung mußte Ernst Bossart die Rolle übernehmen.

Das Stück spielt 1711, im Unglücksjahre Ludwigs XIV, in dem er ohne Frage wahre Größe gezeigt hat. Geschlagen, gedemüthigt, hoffnungslos, nimmt er alle Bedingungen der Verbündeten an, da fordern sie als letztes, daß er mit seinen Truppen den Habsburger nach Madrid führen, mit seinen Truppen den eigenen Enkel verjagen helfe.

Im Staatsrat ist der Herzog für den Frieden um jeden Preis, auch da wieder wird der Schüchterne leidenschaftlich beredt, als er die christliche Ergebenheit gegen den Soldaten Villars verteidigt. Doch Ludwig XIV verwirft das Ultimatum. Der nationale Taumel ergreift den Hof, pflanzt sich vom Schloß in die Stadt fort. Niedergeschmettert flüchtet

sich der Herzog in den Park. Vor diesem königlichen Selbstbewußtsein kommt er sich klein und ohnmächtig vor, doch — fragt er — ist's im Recht?!?

Der Erfolg spricht für Ludwig XIV Den raschen, geheimnisvollen Tod des Herzogs und seiner Gemahlin, sowie die politischen Ereignisse des Jahres 1712 verlegte ich um einige Monate früher. Zu dem Unglücklichen, von aller Welt als Schwächling und schlechten Propheten Verurteilten findet sich, bekennt sich Adelaide. Aber beider höchster Augenblick ist auch ihr letzter. Während im Schloß der Sieg bei Denain gefeiert wird, bricht an einsamer Parkstelle Adelaide in den Armen ihres Gemahl ohnmächtig zusammen.

Der Dauphin stirbt in seinem Landhause zu Meudon, doch keinen häßlichen Tod; das Geräusch einer heimkehrenden Truppenabteilung und der Name Villars versehen den schon Phantasierenden auf ein Schlachtfeld, und der Friedfertige stirbt in den letzten Wahnvorstellungen als Held Ludwig hat keine Freude an seinem Sieg. Stammhalter ist der einjährige Urenkel. Vor der Welt nimmt sich Ludwig zusammen, setzt sich mit steifem Rückgrat auf den

Thron, um Villars und die Generäle zu empfangen; der Mensch ist doch gebrochen, er heißt sie die erbeuteten Fahnen seinem Liebling Adelaïde zu Füßen legen, die aufgebahrt unter Blumen ruht.

— — — —

Döllinger empfahl einem Maler folgenden Vorwurf: Der Kardinal Portocarrero beredet den sterbenden Karl II König von Spanien, das Testament zu unterzeichnen, das den Enkel Ludwigs XIV, Herzog Philipp von Anjou, zu seinem Thronerben und Nachfolger einsetzt. Mir, dem Schriftsteller, gab König Ludwig die Aufgabe: die Bekanntmachung und Annahme des Testaments in Versailles. Ich kann nicht malen, dennoch würde ich lieber das Bild gemalt, als das Stück geschrieben haben. Die spanische Erbfolgefrage war mir schon auf der Schulbank fürchterlich. Indeß läßt sich ihre Anziehungskraft für König Ludwig wohl begreifen. Man vergesse nicht, daß Karl II in seinem ersten Testament einen Wittelsbacher, den bayrischen Kurprinzen Joseph Ferdinand, den Sohn Max Emanuels, zu seinem Universalerben und Thronfolger einsetzte. Leider nur starb der Erbe vor dem Erblasser.

Ich kannte die Familie und die Gesellschaft um

den Sonnenkönig jetzt so genau, den Dauphin, der nur seines Vaters Schatten ist, die Enkel, die Herzöge von Burgund und Anjou. Bei Adelaide ist die Schwester Louise von Savoyen zu Gast und bezaubert Philipp von Anjou. Aber zwischen Frankreich und Savoyen drohen Irrungen, und Anjou als ein zweitgeborener Prinz liebt hoffnungslos. Marches de los Rios bringt dem König die überraschende Botschaft, nicht der Dauphin, sondern der zweite Enkel ist der Erbe! Man ist in Fontainebleau, doch auch da treten König und Minister bei Frau von Maintenon zur Beratung der großen Frage zusammen. Und ein paar Zimmer weiter davon härmt sich der ahnungslose Anjou über die bevorstehende Trennung von Louise und spielt endlich, um sich zu zerstreuen, mit seinem Kammerherrn Chamarante Schach.

Die langen Auszüge aus den Berichten des Earl von Manchester, aus den Denkwürdigkeiten der Maintenon u. s. w. waren nicht erfreulich, doch nachdem der Entwurf genehmigt war, ging mir die Arbeit flink von der Hand. Die Aufführung gefiel dem König — und auch mir.

Das Stück war für den König gedruckt worden.

Einige von den Bändchen sandte man mir in die Berge nach. Als ich das Abgethane gelassen, ohne Haß und Liebe für die Gestalten laß, mußte ich bekennen, daß dieses „Testament Karls II“ das langweiligste Drama sei, das geschrieben worden, schlimmer, daß es überhaupt kein Drama sei. Doch woher dann die fröhliche Zuversicht bei der Arbeit, mein Genuß an der Aufführung?

Indem ich mir meine Art und Weise zu schaffen darlegte, kam ich zur späten Einsicht, daß der geborene dramatische Dichter wahrscheinlich ganz anders arbeitet. Eine Persönlichkeit, in der irgend eine allgemeine Wahrheit zum starken Ausdruck gelangt, oder eine Wahrheit, für welche der Träger zu finden ist, zieht mich an; allmählich ründet sich die Fabel. So dürften wohl alle Dichtungen entstehen. Nun aber sehe ich nicht nur die handelnden Gestalten, sondern auch die Örtlichkeit, zum Greifen lebendig, den bevölkerten Schauplatz, Dorf oder Stadt, Gebirg oder Ebene. Ich sehe die Straßen, durch die mein Held gedankenvoll dahinwandelt, sehe die nackten oder belaubten Bäume über Gartenmauern, sehe die Häuser und höre das Geräusch ihrer Werkstätten, sehe das bunte Gewühl, mit einem

Wort, ich sehe die Massen wie den Einen, und diese Welt versinkt erst, wenn die Arbeit vollendet ist. Meinungerei! sagt der Witzbold, und vom Nacheinander und Nebeneinander spricht der gelehrte Kunstrichter. Sie mögen Witz und Weisheit sparen. Aus seiner Haut kann niemand. Mache jeder, was er vermag, so gut er es vermag! Dem König war eben meine Eigenart willkommen. Wenn ich ihn an meinen Helden den magischen Glanz, den der Dichter seinen Gestalten giebt, und die Fülle schöner Worte, die feinen Seelenstimmungen und sachten Übergänge vermissen ließ, waren sie anderseits aus dem gegebenen Boden gewachsen und dachten und thaten im Sinne ihrer Zeit. Die Farben waren hart, doch plastisch wirksam. Er kennt die Zeit, war des Königs gute Meinung von mir. Ich habe mich mit diesem Lob beschieden.

Um nur schnell über das „Testament“ hinwegzukommen, bitte ich den Leser, mir zu glauben, daß die Handlung durchaus unblutig verläuft und die Erbfolgefrage ohne die Aussicht auf den Erbfolgekrieg erledigt wird.

Für 1880 stellte mir König Ludwig eine himmelweit verschiedene Aufgabe: Friedrich II von

Preußen und Voltaire besuchen die Markgräfin Wilhelmine in Bayreuth. Wennmöglich sollte die Aufführung einiger Scenen aus Voltaires Zaire mit der Handlung verflochten werden. Ein Schauspiel im Schauspiel gehört von jeher zu den theatralischen Hochgenüssen der Romantiker.

Ich würde denken, auch Ludwig habe das „Testament 2c.“ nochmals gelesen und gefürchtet, daß ich ihm mit der Zeit seine Lieblinge verleiden werde, wenn nicht die Markgräfin ebenfalls zu den von ihm bevorzugten Gestalten gehört hätte. Als er einst irgendwo las, daß des großen Friedrichs Schwester der Kaiserkrönung Karl Alberts beige-wohnt habe, ließ er ernstliche Nachforschungen darüber anstellen. Er schien jene Reise Wilhelminens nach Frankfurt als eine Höflichkeit gegen sein Haus zu betrachten, für die auch der späte Enkel noch dankbar sein müsse.

Ich stürzte mich in diese Arbeit wie ein Wanderer nach schwülem Sommertage in ein frisches, klares Gewässer. Mit den Werken Friedrichs des Großen hatte ich mich seit langem vertraut gemacht, an den unerschöpflichen Schätzen seiner Briefe seit Jahren erfreut. Die engere Bayreuther Gesellschaft war

mir aus Wilhelminens Denkwürdigkeiten bekannt. Während Voltaires Anwesenheit war auch die lebenslustige Herzogin Ulrike von Württemberg in Bayreuth. Sie soll die Nächte hindurch Voltaires Pucelle, die er in der Handschrift bei sich führte, abgeschrieben haben. Da war einerseits die leichtfertige Gesellschaft, die abends bei verschlossenen Thüren die Pucelle liest, anderseits der preußische Fürst, Pläne wälzend, welche die sämtlichen europäischen Staaten in Mitleidenenschaft ziehen; da die Markgräfin, ihrem Gemahl geistig weit überlegen und doch von Eifersucht gequält, in ihrer Hoffnung auf den Bruder getäuscht, der nicht mehr der lebenswürdige, heitere, warmherzige Friedrich von ehemals war. Auf die leidenschaftliche Neigung des Markgrafen für die Hofdame Fräulein von Marwitz gründete ich die Fabel. Sein Aberglaube, seine felsenfeste Überzeugung, daß das Gespenst der Gräfin von Orlamünde erscheine, wenn seinem Hause Unheil droht, führt die Wende und Sühne herbei. Wilhelmine, von einem dunklen Verdacht geleitet, von der prahlerischen Freigeisterei der Herzogin Ulrike gereizt, beschließt, diese auf die Probe zu stellen. Sie verkleidet sich nachts als Gräfin Orlamünde, benützt einen von ihr entdeckten geheimen

Gang zu den Gemächern der Herzogin, findet jedoch nicht diese, sondern den Markgrafen und die Markwiz. Der Markgraf aber hält die flüchtige Erscheinung für das Hausgespenst, für eine himmlische Drohung. König Friedrich erfährt aus den „Denkwürdigkeiten“, was die Schwester um feinetwillen gelitten, und erneuert mit ihr das alte herzliche Bündnis. Es fließt kein Blut, wie der letzte Austritt beweisen kann: Voltaire, eine Rose in der Hand, kommt zum König in den Park der Eremitage. König. Nun, Herr Diplomat? — Voltaire. Majestät, ich kam, sprach und siegte. — König (launig). Ich will hoffen, daß Sie meine Aufforderung nicht mißverstanden. — Voltaire. Die Frau Herzogin ist eine Fee! — König. O Sie immer selbstsüchtiger Freund! Sie gaben nicht, sondern nahmen; Sie schmeichelten nicht, sondern ließen sich schmeicheln. — Voltaire. Verzeihung, Majestät, wir überboten einander an Grazie und Höflichkeit. Alles in allem: die Frau Herzogin ist in der rosigsten Laune. Sie brennt, ihre durchlauchtigste Freundin, die Markgräfin, zu sehen, um mit ihr über ein kleines Mißverständnis zu lachen. Denn Lachen, meint sie, sei im Leben das Beste. Und hat sie nicht recht? —

König. Die Rose haben Sie wohl von der Herzogin? — Voltaire. Die letzte Rose dieses Götterherbstes. Ich soll sie im Namen der Herzogin unser aller Königin mit einem Impromptu überreichen. Ah, in Eremitage dünkt mich das Leben ein Fest. — König. Das Leben ist eine Pflicht.... Ich reise morgen nach Schlesien. — Voltaire: Zum Besuch — ? — König. Zum Besuch der Festungen, Herr von Voltaire! — —

Glück und Sturz des spanischen Ministers und Kardinals Alberoni war der Inhalt des Schauspiels, das ich 1881 zu schreiben hatte. Eigentlich sollte es Elisabeth Farnese heißen. Denn diese glühend ehrgeizige Frau, Philipps V zweite Gemahlin, ist in die tollkühnen Pläne Alberonis verwickelt. Bis an des Abgrunds Rand geht sie. Doch nicht über die Grenze der Weiblichkeit. Da der zaghafte, träge Philipp, in dem kein Funke mehr des jungen Anjou lebt, in der Atocha-Kirche in Ohnmacht fällt und die Königin, die Arme um ihn geschlungen, Hilfe erwartet, raunt ihr Alberoni zu: Sein Herz steht still. Tot oder ein Sterbender. Nach Madrid! Den Granden zuvorgekommen, des Infanten sich bemächtigt, die Regentschaft verkündigt! Versprechen Sie

den Truppen einen neuen Feldzug unter spanischen Generälen, dem Volk Steuernachlaß und Parlament! Kopf ab dem Adelligen, der nicht huldigt! Fort! Sekunden entscheiden. Jetzt oder nie! — Da stößt sie den Versucher von sich . . . Ohne die Königin ist Alberoni verloren. Im letzten Aufzug begiebt sich der Hof zum Empfang des Herzogs von St. Simon in den Thronsaal. Elisabeth Farnese hat für den Cardinal keinen Blick. Er bleibt allein. Ein Blick von ihr, sagt der gestürzte Günstling, hätte Wunder gethan, die Wüste in mir zum Blumengarten verwandelt. Seine Verbannung wird ihm mitgeteilt. Ich, ruft er in ohnmächtiger Wut, ich für rastloses Mühen, für glühendes Leben belohnt mit einem Sarg!

Obwohl das Stück in Spanien spielte, kam keine Folter, keine Hinrichtung, wie gesagt, nur eine Ohnmacht ohne Folgen vor.

In der Gastloge erschien bei der ersten Aufführung dieses Schauspiels ein junger Mann, zwar im Feierkleid, dennoch offenbar nicht vom Hofe — Herr Joseph Rainz, der, wie ich später erfuhr, einige Abende vorher als Didier in Viktor Hugos *Manon Lescaut* den König entzückt hatte. Noch während des ersten Auftritts erschien ein königlicher Kammerdiener und

überreichte dem Künstler den Theaterzettel, den sonst nur der König erhielt, und ein elfenbeinernes Opernglas. Man hat über dieses Freundschaftsbündnis zwischen Fürst und Schauspieler viel geschrieben und nicht zum Vorteil der beiden. Mit Unrecht. Denn die königlichen Briefe beweisen klar, daß Rainz über seinen Beruf hinaus keine Wünsche hegte, keine Fragen stellte. Wohl aus der Krankheit ist es zu erklären, daß eine wohl lautende Stimme Ludwig in solchem Grade berücken konnte; sie war für ihn, was David's Harfe für König Saul war. Daß ein solches Verhältnis nicht dauern werde, war vorauszu sehen. Temperament kann auf der Bühne alles, im Leben nicht Erfahrung ersetzen. Ubrigens hatte König Ludwig einen ungemein scharfen Blick für Physiognomien. Unmittelbar nach dem ersten Empfang des Künstlers ließ er im Kabinett anfragen, ob Herr Rainz Jude und sein Name angenommen sei. Man konnte ihm über das erstere keine Auskunft geben und bezweifelte das letztere. Der König hatte in beiden Punkten das Richtige geahnt. Nicht als ob er das geringste Vorurteil gegen jüdische Abstammung gehegt hätte. Die kluge Esther war ihm eine Lieblingsgestalt. Das Gemälde an der blauen Sevres-

Base, Kaiser Napoleons Geschenk, in Linderhof stellt Esther dar. Ludwig erkannte die vielen Vorzüge der jüdischen Stammesart freudig an. Er folgte darin der Überlieferung seines Hauses. Schon an Kaiser Ludwig dem Bayer hatten die Juden einen gerechten Herrn und Freund. Und so hielten es alle Nachfolger. Als sich zu München im Jahre 1801 der erste Protestant niederlassen durfte, wohnten dort längst zahlreiche Judenfamilien in den behaglichsten gesellschaftlichen Verhältnissen.

Solange sich Ludwig II über die Veröffentlichung seiner Geldnöte noch grämte, war er namentlich über den Hohn der Wiener und Berliner Börsenzeitungen unglücklich. Von dieser Seite hatte er am allerwenigsten Angriffe erwartet. „Weiß man denn nicht“, rief er, „daß ich der einzige Fürst bin, der seiner Regierung sogleich beim Beginn der antisemitischen Bewegung die strengsten Maßregeln gegen dieselbe anbefohlen?“

.

1882. „Der Genius des Ruhms“, Schauspiel in fünf Aufzügen. Dieser Genius ist eine hübsche Tänzerin, die in einem Festspiel Moritz von Sachsen, dem Sieger von Fontenoy, den Lorbeer reichen soll,

anderseits dem Ruhm des Malers Boucher gefährlich zu werden droht. Boucher gehört zu den Unglücklichen, die für den Geschmack und die Sitten ihrer Zeit verantwortlich gemacht werden. „Der Maler niedrigster Lüste“ — mit dieser Redensart wird er in den deutschen Nachschlagebüchern abgethan. Kunstprofessoren sprechen überhaupt nicht von ihm. Und doch könnte uns schon seine fabelhafte Thätigkeit belehren, daß er auf seine Zeitgenossen bedeutend gewirkt haben muß. Und wenn ein Künstler sein Leben lang, wie Boucher, täglich zehn Stunden arbeitet, thut er's nicht dem Beifall einer Phryne zulieb. Er hat ein paarmal die Pompadour in großem Staat und einige duzendmale ihre olympische Urahne ohne allen Staat gemalt, aber seiner „Latona auf Delos“, seiner „Diana“ und vielen anderen Bildern spricht alle Welt Anmut zu; wie deckt sich Anmut mit niedrer Lust? Und hat Boucher nicht auch heilige Gemälde, Landschaften, harmlose Schäferidyllen gemalt, in hübschen Radierungen Vorgänge des Alltagslebens geschildert, Bücher illustriert, Theaterdekorationen, Muster und Bilder für die königliche Gobelinfabrik entworfen? Wenn er die gerade Linie haßte, alles zu rosig färbte und selbst den Mageren

mehr Fettpolster als Muskeln gab, folgte er wohl oder übel dem Zeitgeschmack; er ist so wenig ein Himmelsstürmer wie ein Lump gewesen. Wie dem sei, das lebhafteste Gefallen an Bouchers Werken spricht gegen den Geschmack unseres Königs, doch für die Selbständigkeit seines Urtheils. Nicht nach seinem Leumund, sondern nach seinen Gemälden schätzte er den Maler.

Ich schilderte die Gesellschaft wie sie gewesen. Die Marquise Pompadour ist schön, gebildet, grenzenlos eitel. Aus ihrer Eitelkeit ergeben sich die andren Laster König Ludwig hatte Götter und Götzen. Zu seinen Götzen gehörte die Pompadour. Alljährlich zweimal ließ er sich Brachvogels Narziß vorspielen. Ich konnte nur soviel erfahren, daß diese Auszeichnung nicht dem Stück, sondern der Pompadour galt. Alle andren Schauspiele zeitgenössischer Schriftsteller wurden nur dreimal gegeben; „der Genius des Ruhms“ ausnahmsweise viermal, jedenfalls auch nur der Frau Pompadour zu Ehren. Woher der Zauber dieser Frau, die doch mehr Hetäre, als Cythere war? Ich vermute, daß sie im Bilde einen starken, unvergänglichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Boucher kehrt wie Racine reuig an seinen Herd

zurück. Die Moral der ganzen Handlung kommt in einer Scene im Park von Marly zur Aussprache. Es ist eine milde Sommernacht, die Sterne glänzen. Noch singt die Nachtigall Ein biederer Münchener Töpfermeister, der allerlei Vogelstimmen täuschend nachahmen konnte, war die Nachtigall Der Dauphin ist vom König gezwungen worden, der Mätresse seine Aufwartung zu machen. Nun kommt er empört, außer sich, in den Park zurück, wo auch seine Mutter, die arme Maria Leszinska, die Pompadour hat empfangen müssen. Dauphin. O meine Mutter! Daß wir uns auf diesem Boden begegnen! Ich vergehe vor Scham. — Königin. Warum? Sie handelten recht. — Dauphin. Recht, wenn ich dem Unrecht huldige? — Königin. Sie brachten der Sohnesliebe Ihren Stolz zum Opfer. Mein Teurer, jeder hat einzig die Wahl: entweder leiden machen oder leiden, entweder die Rosen- oder die Dornenkrone, entweder die Freude oder das Kreuz. — Dauphin. O diese Welt! — Königin. Entweder sie oder den Himmel. Blicken Sie empor! Für die Gelehrten sind jene Sterne berechenbare Größen, für uns sind sie eine göttliche Verheißung.

Im Auftrage des Königs erhielt ich den Roman Gutzkows „Hohenschwangau“ zugesandt, der mich vielleicht zu einer neuen dramatischen Arbeit anregen werde. Da ich glaubte, der König habe die Zeit, in welcher der Roman spielt, das 16. Jahrhundert im Auge, entwarf ich den Plan zu einem Schauspiel: Der Baumgartner. So wenig wußte ich damals noch von dem wahren Stande der Dinge. David Baumgarten (s. o. S. 58) hat sein Vermögen hauptsächlich durch kostbare Bauten vergeudet. Während er im neuen Hohenschwangau Fest auf Fest giebt, zieht sich das Wetter über ihm zusammen. Es kommt die Stunde, da er sich zuruft: Perditus! Ein verlorener Mann . . . Nun bietet ihm das Geschick Rettung, Ruhe, wenn er sich zu einer bescheidenen Lebensführung entschließt. So viel sittliche Kraft bringt er nicht auf. Lieber will er zu Grunde gehen, als freiwillig auf seine hundert Pläne, auf Glanz und Ansehen verzichten. Er schließt sich dem Abenteurer Grumbkow an, und obwohl er den Ausgang ahnt und sich durch bescheidene Kleidung im Notfall die Flucht erleichtern könnte, will er als „Ritter“ enden. In schimmernder Rüstung, mit wallenden Federn auf dem Helm, geht er in den Kampf, ins Verderben.

Der Plan wurde verworfen. Das Stück sollte im Mittelalter spielen. Ich ersann nun eine Fabel, in welcher Freundestreue die härteste Prüfung besteht. Ich erzähle sie nicht ohne Grund ausführlich: Im Jahre 1332 waren Irrungen zwischen dem Bayernherzog und den österreichischen Lehensrittern, den Schwangauern, ausgebrochen. Irmgard, die Enkelin des Burgherrn, hat ein heimliches Liebesverhältniß mit dem bayrischen Ritter Adalland. Sie ist bei einer befreundeten Familie auf Burg Hoheneck zu Gäste. In einem Klosterwalde treffen sich die Liebenden, Irmgard von ihrer Freundin, der Ritter von Reifigen begleitet, denn er ist auf feindlichem Boden, auch der Abt des Klosters liegt mit Bayern in Fehde. Irmgard wird von den Ihrigen heimgerufen. Mit dem letzten Stelldichein begann der Entwurf. Die Mädchen kommen verstimmt. Als sie am Kloster vorübergingen, sahen sie vor den Mauern Volk versammelt und einen Scheiterhaufen errichtet. Der sonst so stille Wald ist heute lebendig. Ein alter Höriger erzählt unseren Dreien, daß ein Mönch, Bruder Cölestin, verbrannt werden soll. Er hat sich zur Sekte der „Reinen“ bekannt, andre zum Abfall verführt. Aus dem Kloster entflohen, wurde er heute

ergriffen. Der Zug müsse hier vorüber. Zuletzt gesteht der Erzähler, daß er den Ritter nicht ohne Grausen betrachte, so ähnlich sähe dieser dem armen Cölestin. Die Liebenden müssen sich trennen, Adalland ruft die Seinen. Bald nahen Mönche und Reisige mit dem Unglücklichen. Adalland und die Seinen aber fallen mit dem bayrischen Schlachtenruf über sie her, befreien Cölestin und schlagen die Klosterleute in die Flucht. Der Gerettete schwört dem Ritter ewige Treue. Als Spielmann Waland begleitet er ihn fortan. Adalland zieht es zur Geliebten. An einem Sommerabend verlangt er in Hohenchwangau Gastfreundschaft für sich und seinen Genossen. Sie wird ihnen widerwillig gewährt. Am zweiten Morgen ruft Gisa, des alten Schwangauers zweite Ehefrau, den Ritter vor die versammelte Familie und sagt ihm auf den Kopf zu, daß sie ihn in später Nacht mit ihrer Stieftochter am See gesehen. Adalland leugnet und verlangt, um die Ehre der Geliebten zu retten, den Zweikampf als Gottesurteil. Trimgards ältester Bruder hebt den Handschuh auf. Nun benützte ich die schöne altdutsche Sage von „Engelhart und Engeltrut“. Sie wurden von Merfern belauscht und verklagt. Engelhart leugnete alles und wollte für die

Wahrheit seiner Behauptung fechten. Er holte seinen Freund Dietrich, der ihm ähnlich sah, und dieser bestand siegreich den Kampf Zur bestimmten Stunde erscheint Waland im Waffenkleide seines Freundes in den Schranken und überwindet den Gegner. Allein die Familie verstößt Irmgard dennoch. Diese Wende ist für Waland furchtbar, denn er ist für das schöne Mädchen in Liebe entbrannt. Da sich Irmgard verzweifelnd an seine Brust werfen will, tritt er zurück. Er weist schweigend auf den Knappen, der beide auf sicheren Wegen durch den Schwangau führen soll. Der Diener hilft ihr in den Sattel. Waland schreitet nebenher

Der Knecht hat an der Mark von seiner jungen Herrin Abschied genommen, und nun ist Gölestin mit dem Weibe allein, das ihn für Adalland hält, das die Wahrheit niemals erfahren soll. Ihr Ziel ist Hohenecf. Da sie am Kloster, seinem Kloster, vorbeikommen, bittet Irmgard den Seltsamen um kurze Rast, bittet, in der Klosterkirche beten zu dürfen. Mit erleichtertem Herzen erscheint sie wieder. Da er noch immer nicht spricht, glaubt sie an ein Gelübde. Sie ist totmüde, legt sich unter einen Baum und droht, ihm nach kurzem Schlaf selbst den Helm zu

lösen und die schweisgamen Lippen zu küssen
Waland erliegt der Versuchung. Doch in dem Augen-
blick, da er sich brünstig über die Schlafende beugt,
ruft eine Stimme „Adalland!“ Irmgards jüngster
Bruder Theodulf, dessen Herz der glänzende Ritter
gewonnen hat, stahl sich vom Hause fort und eilte
der Schwester, dem Freunde nach. Gölestin ist ge-
rettet, dennoch verloren, nicht mehr der Reine, nicht
mehr der Treue. Er schlägt das Visir zurück und läßt
den erschrockenen Knaben schwören, das Geheimniß
dieser Stunde nie zu verraten. Der wahre Adalland
kommt morgen nach Hoheneck, spricht er hastig, leise;
brecht unverzüglich dorthin auf! Wenn du mich am
Kloster läuten hörst, weckst du die Schläferin und sagst
ihr, Adalland löse sein Gelübde. In einer Stunde
seid ihr bei den Freunden. — Waland verschwindet
im Gebüsch, dann tönt die Klostersglocke und Theo-
dulf weckt die Schläferin. — Im Speisesaal des
Klosters sitzen die Mönche beim Abendmahl. Der
Abt ist auswärts, wird aber erwartet. Ein Pater
liest aus dem Evangelium vor. Der Abt tritt ein.
Während seiner Abwesenheit hat ein Ritter nach
ihm gefragt. Jetzt sei dieser in der Kirche. Der
Pater beendigt das Evangelium; einige musikkundige

Väter setzen sich mit ihren Instrumenten zusammen und spielen ein kurzes Stück. Dann meldet der Pförtner den Ritter. Dieser tritt ein, doch ohne Helm und Waffen; er trägt nur das Härjenier, eine Art Kapuze, die man über den Kopf zog. Erwartungsvolle Stille. Der Ritter streift das Härjenier zurück und sagt: Ich bin Cölestin. Die Mönche springen mit einem Wutschrei empor und stürzen sich auf ihn. Der Vorhang fällt.

Dieses Ende war dem König zu hart.

Ich strich also den ersten Aufzug und ließ in einem neuen fünften Cölestin durch einen frommen Vater gerettet, den harten Abt durch einen verfehlten Kriegszug gedemüthigt werden und Adalland und Irmgard Hochzeit feiern.

Nach dem Tode des Königs führte Baron Persall das Schauspiel öffentlich auf. Es wurde ausgezischt, andern Tags von den Zeitungen heruntergerissen und zu guter Letzt — ich weiß heute noch nicht: weshalb? — auf Einrede des Erzbischofs verboten. Schwerlich kann ein Theaterdichter in drei Tagen mehr Unglück haben.

Im nächsten Jahre — 1883 — wünschte der König den Minnesänger Hiltepold in einem Schau-

spiel zu sehen . . . Man braucht nicht Spiritist zu sein, um an unbewußte Wechselwirkungen zwischen zwei Menschen zu glauben. So stoße ich in allen den für Ludwig geschriebenen Stücken auf anzügliche Stellen, die mich Ahnungen dünken würden, wenn ich nicht am besten wüßte, daß ich sie keineswegs als Seher niedergeschrieben. Besonders in dem Schauspiel, mit dem ich der obigen Aufgabe gerecht wurde Auf Hohenschwangau leben im 13. Jahrhundert die Brüder Ulrich und Hiltebold mit der verwitweten Mutter; zwei ungleiche Brüder, Ulrich schwerblütig, streng katholisch, ein leidenschaftliches Gemüt. Hiltebold, der Minnesänger, fröhlich, leutselig, gutmütig. Alle Welt liebt Hiltebold, der andre bleibt allein. Da beide Brüder um Liutgart von Freundsberg werben, ereignet sich das Unglaubliche: Liutgart schlägt Hiltebold aus und begünstigt Ulrich. Ihr Herz neigt sich jenem zu, doch sie ist mehr gefallsüchtig als leidenschaftlich; Hiltebold ist der zweite Sohn, und sie ist ehrgeizig. Kein reiner Charakter, doch die bei Tag und Nacht und auf und ab Edlen, die Menschen aus einem Guß sind weiße Raben. Hiltebold verläßt die Heimat, macht einen Kreuzzug mit und schließt sich dann der

„wilden Jagd“ an, das heißt, dem mißrathenen Sohne Kaiser Friedrichs, dem jungen König Heinrich und seinen Genossen. Die Handlung spielt im Sommer 1227. Ein römischer Cardinal hält auf der Reise nach Deutschland Rast in Hohen Schwangau. Seine Anwesenheit soll das Hochzeitfest Ulrichs und Liutgarts verherrlichen. Brautvater und Braut sind da, die Nachbarn kommen. Indessen meldet Hiltepold auch den König und sich selbst als Hochzeitgäste an. Der Cardinal stußt bei dieser Botschaft. Er versteht es, den verschlossenen Burgherrn beredt zu machen:

Ulrich.

Ihr nanntet vorhin, um den Fraun zu schmeicheln,
Die Lüfte mild, doch rauh ist's in den Bergen,
Rauh ist ihr echter Sohn. — Im Winter, Herr,
Wann schwarz die Wälder stehn und das Gebirg
Sein wahres Antlitz zeigt, wann bleiche Nebel
Von Berg zu Thal, von Thal zu Berge wallen,
Der Sturmwind heulend durch die Tannen bricht,
Dann bin ich froh, dann Herr in meinem Reich!
Auf der Bärenspur im tiefverschneiten Urwald
Stoß' ich auf keinen kaiserlichen Knecht,
Der mir mit Herrenmiene dieß und das,
Nie Gutes ansagt, immer nimmt, nie bringt;
Noch auf ein Fähnlein wahrer Ritter, die
Auf Nimmerwiedersehn gen Süden ziehn,
Um für den Hohenstaufentraum zu fallen.
Was sind mir Friedrichs Schlösser bei Neapel

Oder am Fuß des Ätna! Herr, ich gebe
Euch ganz Apulien für mein altes Recht.
Ich haß' den Staufen. Traun, in jedem Kampf
Mit Widersachern, Menschen oder Tieren
Fühl' ich den Haß. Oft wenn ich am Ramin
Rast halte, wie beim Becher, so im Schlaf,
Stürzt dieser Grimm lawinengleich auf mich
Und ich schüttle die Faust und knirsche: Hohenstaufen!

Immer noch vorsichtig hält der Römer mit seiner
Meinung zurück, aber nicht mehr mit der großen
Nachricht: Papst Gregor hat das Staufenhauß, Vater
und Sohn, den Kaiser wie den König in Acht und
Bann gethan. Der ahnungslose König, Hiltebold
und ein Schwarm lockerer Edlinge halten fröhlichen
Einzug. Wieder gewinnt der Minnesänger alle Herzen,
bezaubert die Mutter, macht Liutgart nachdenklich.
Indes verletzt der junge König den Schloßherrn in
jeder Stunde, weckt seine Eifersucht, indem er seiner
Braut huldigt, verletzt das Gastrecht, indem er sie
bedrängt. Alle Umstände vereinigen sich, um den
Staufen zu verderben. Doch im Unglück bleibt ihm
der Säng'er treu. Der König, der wieder Liutgart
nachstellt, findet im Dämmer Haus und Hof von
Mönchen und Reifigen besetzt; seine Genossen sind
sinnlos trunken, ein Mönch schleudert die Arme wie
zur Verwünschung gegen ihn. Verstört eilt er in

sein Gemach, zum Freund zurück; er ist nicht feige, doch ihn schaudert. Nun teilt ihm Hiltebold mit, daß in der Vesper, während König Heinrich zechte, der Bann über seinen kaiserlichen Vater und ihn verkündigt worden ist. Der Jüngling verzweifelt. Da mahnt ihn Hiltebold an die Gefahr. Und schon wird es laut in der Burg, Feuerzeichen flammen in der Landschaft auf; drohend oder warnend? Hiltebold fürchtet nur Einen.

Die Mutter der Schwangauer rettet den königlichen Gast aus der feindlichen Burg ins Freie. Hiltebold wirft sich auf das Lager des Königs und erwartet den Feind. Und Ulrich kommt. Er weckt den Schläfer, den er für den König hält. Der Bruder springt auf, überwältigt und bindet Ulrich, um ihn zu bewachen, bis er den König in Sicherheit weiß. Wutschäumend ruft der Gefesselte:

So nimm du selbst
Den Handschuh, Stausenknecht, ich fordre dich
Zum Zweikampf heut und morgen, Tag für Tag,
Kampf! Kampf! bis einer von uns beiden fällt!

Und die Freunde und Bettern halten Gericht und entscheiden: Ja, die Brüder sollen sich zum Zweikampf stellen, beim Markstein auf dem weiten Plan

am Lech. Und jeder bringe seine Freunde und Zeugen mit. Doch da wendet sich alle Welt von Ulrich. Die Braut giebt ihm den Ring zurück, das freie Gesinde verläßt die Burg. In tiefer Nacht steigt Ulrich in das Geflipp, zu seinem Lieblingsitz, über der stürzenden Föllat.

Alle verlassen mich und, könnten sie,
Sie nähmen Burg und Hörige mit fort.
Alle verlassen mich und geben so
Der Liebsten mich zurück, der Einsamkeit.
In ihren dunkeln Mantel hüll' ich mich
Immer so gern, nach morgen immerdar!
Dann bin ich Herr in meiner Burg, und wird's
Mir dort zu still und eng, erwähle ich
Die Klippe mir zum Thron und schau dem Sprung
Der Föllat aus den Felsenbanden zu.

Der Burgvogt führt die alte Mutter zu ihm hinauf.
Nach der Unterredung mit ihr ist er noch ebenso
unbeugsam, doch unglücklich.

Und doch
Liebt' ich die Menschen! All mein Rasen war
Der Schmerz, so klein, ohnmächtig, Staub zu sein!
Oft warf ich mich verzweifelnd vor das Kreuz
Und betete mit einer Glut — o nicht
Um Reichthum, Waffenglück — ich hob den Blick
Zu dem Gefreuzigten empor und fühlte:
Du starbst am Kreuz für sie — ich thät' es auch.

Und am andern Tage steht Ulrich von Schwan-
gau in voller Rüstung, beim Steinmal innerhalb der
Schranken. Ein Gewitter ist niedergegangen.

Nun! kommt das feile Volk noch nicht zurück,
Das um die Schranken gassend, staunend, stand
Wie um den Käfig eines wilden Thiers
Von Mittag bis zum ersten Wetterschlag?!
Feig vor dem Blitz und Donner und besorgt
Um seine Lappen dann verkroch es sich
Ins Nest, das nach der Armut riecht und Kuhl.
Ich aber atmete mit der Natur
Im Wetter auf. Wie auf den Habicht der Falk
Stürzte des Himmels Flammenaar auf mich,
Ich aber reckte meinen Arm empor:
Du kannst mich töten, doch ich bin im Recht.

Das Volk füllt alsbald wieder den weiten Plan.
Er lebt noch, trotz noch! heißt es.

Ja, blöder Pöbel, ja, ich lebe noch,
Was dir das Höchste gilt, und werde stets
Solang ich atme, auf dein Wutgeheul
Nur eins erwidern: Ich verachte dich!
Ich weiß, warum ich hier mit nacktem Schwert
Des Bruders harre, du brüllst Wehe oder Heil,
Kommst oder fliehst, bist Tiger oder Hase,
Nur auf Geheiß, je nach dem Losungswort
Der Listigern! O du erbarmtest mich,
Wüßt' ich von deinem Undank nicht im Glück!

Er lästert uns, rufen die einen, Fluch und Tod
über ihn! die andren. Ja, sagt er,

Sicher fällt der Tod dereinst auch mich;
Dann fehlt im Wald ein stolzer hoher Stamm,
Du bleibst am Boden, eins dem andern gleich, Gestrüpp!

Das Volk will sich auf ihn stürzen, da naht die
Sippe, nahen die ritterlichen Nachbarn, Abt und
Mönche; naht die Mutter mit dem edlen Hiltepold.
Die Freunde, die erst den Zweikampf gut geheißten,
schaudern nun doch vor dem Unerhörten zurück. Sie
mahnen Ulrich zur Umkehr, doch er zeigt die Hand,

Der Minnesänger band
Die Bruderhand, die Sühne wollte,
Des Freien Hand!

Der Abt, der den Bann verkündigt, will für
diese Folge nicht verantwortlich sein; die Mutter
bittet noch einmal. Und das Volk, je nachdem die
Sprecher es erregen, heult oder jammert, bittet oder
droht. Der Lehensherr Ulrichs, der Bayernherzog,
der trotz dem Bann auf dem Marsche zu Kaiser
Friedrich ist, eilt auf die unerhörte Kunde herbei
und dringt mit beweglichen Worten in ihn. Und
Liutgart? Sie antwortet auf den fragenden Blick,
daß ihr Herz Hiltepold, ihr Loß Ulrich gehört.

Entweder lebe ich nach diesem Tag
In stillem Glück als deines Bruders Weib
Oder als Gottesbraut in Stille ohne Glück.

Da läßt Ulrich das Haupt zur Brust sinken. Der Herzog ahnt die Wende in seinem Gemüt. Alle werfen sich zum Gebete nieder. Während Ulrich, allein aufrecht, in die wallenden Wolken blickt, hat er ein Gesicht: den Erlöser am Kreuze. Unwillkürlich öffnet er die Arme wie dieser und spricht in die Stille: Bruder! Und während sich die Schwangauer in die Arme stürzen, springen alle empor und frohlocken: Heil!

Die Kunsttrichter werden die Schultern zucken; ich habe nur zu beweisen, daß ich nicht zehn Jahre lang den König von liederlichen Abbés und frommelnden Mätressen unterhalten habe. Und eins noch: Da ich endlich denn doch den König für tief unglücklich halten mußte, leuchtete mir ein, daß ich ihm mit meiner Weltanschauung, die auf ganz andren Voraussetzungen als die seine beruht, das bieten würde, was die Deutschen so manchem Künstler und Dichter reichen: einen Stein für Brot!

In demselben Jahre mußte ich für Ludwig das Schauspiel Viktor Hugos: „Angelo, der Tyrann von Padua“ übertragen. Die vorhandenen Übersetzungen genügten ihm nicht. Wie solche Arbeit gezahlt zu werden pflegt, kann man nicht verlangen, daß die

Übersetzer das Wort auf die Goldwage legen. Die Eigenart des Stils, die Klangfarbe und Stimmung gehen in der Regel verloren.

Die Vorliebe des Königs für das Zeitalter Ludwigs XIV stand zu seiner Neigung für den Romantiker Viktor Hugo in stärkstem Widerspruch. Diese war die natürliche.

Im genannten Drama sind wie in allen Dramen Viktor Hugos die Vorgänge unwahrscheinlich und wie in sehr wenigen seiner Dramen die Gestalten alle wahr und weltmöglich. Es spielt 1549, da Padua unter venezianischer Herrschaft stand. In der Schilderung von der Heimlichkeit des Rates der Zehn ist der Dichter uner schöpflich: „Ich wiederhole: Alles, was mich ansieht, ist eine Auge des Rats der Zehn, was mich hört, ein Ohr des Rats der Zehn, was mich berührt, die Hand des Rats der Zehn — eine furchtbare Hand, die zu Anfang sachte tastet, um später so rauher zuzugreifen. O was für ein herrlicher Herr ich bin! Heut oder morgen, einmal sicherlich erscheint plötzlich ein Häſcher in meinem Zimmer und heißt mich ihm folgen. Nichts mehr und nichts weniger als ein elender Sbirre, und dennoch werd' ich ihm gehorchen und w e r d e ihm folgen.

Wohin? In welche Tiefen? — ich weiß nur, daß er daraus auftauchen wird ohne mich.“ Leidenschaftlich und stark drücken sich die Menschen aus, doch die Handlung geht ja im sechzehnten Jahrhundert vor sich und unter Südländern. Die Schauspielerin Tisbe sagt zur Frau des Statthalters, die denselben jungen Mann liebt wie Tisbe: „O, ihr seid nicht mehr wert als wir, meine Damen. Wir nehmen euch eure Männer, ihr nehmet uns unsere Liebhaber fort. Das ist ein Kampf! Vortrefflich. Kämpfen wir! Ihr seid Heuchelei, Schminke, Verrat, Affentugend und Niedertracht. Beim Allgerechten, ihr wiegt uns nicht auf! Wir täuschen niemand. Ihr täuscht die Welt, täuscht eure Familie, täuscht eure Gatten und würdet Gott täuschen, wenn ihr könntet! O über diese ehrbaren Frauen, die nur tiefverschleiert durch die Straßen gehn! Sie gehen in die Kirche. Machen wir Platz, verbeugen wir uns, werfen wir uns in den Staub! Nein, gehen wir kerzengerade auf sie los und reißen wir ihnen den Schleier vom Gesicht! Hinter dem Schleier ist eine Maske. Herunter damit! Hinter der Maske ist ein verlogenes Maul. Übrigens ist mir alles einerlei, ich bin die Mätresse des Statthalters und Sie sind seine Frau und ich will Sie zu Grunde richten.“

Ein Häfcher wird umgebracht, nicht vor den Zuschauern; Tisbe stirbt auf offener Bühne, aber einen schnellen, einen rührenden Opfertod, und endlich tragen in diesem Drama die Leute weder Reifröcke noch Perücken.

Im J. 1884 verlangte König Ludwig ein drittesmal Hohenschwangau als Schauplatz — „als Schauplatz einer Handlung von Welfen und Waiblingern“. Ich schrieb ein Schauspiel mit der Überschrift: Die Welfen auf Hohenschwangau. Es beginnt mit dem Schlußgetümmel, dem Handgemenge eines Turniers zur Feier der Versöhnung zwischen Staufern und Welfen. Kaiser Lothar und alle vornehmen Sippen sind auf dem Welfischen Lehen im Schwanganau versammelt, denn es gilt einen Römerzug. Da beim Waffenspiel politische Gegner, Freunde der Welfen und Staufern, einander gegenüber standen, ging es zuletzt nicht glimpflich zu, und ein braver Schwabe, der Riesen, wird verwundet fortgetragen. Aber Heinrich der Stolze von Bayern und Konrad von Schwaben sind so aufrichtig versöhnt! Leider sind es die Frauen nicht in gleichem Grade. Die Kaiserin Richenza hat ihre liebe Not, ihre Tochter Gertrut, des Stolzen Weib, zu bändigen, denn diese beleidigt durch

ihren Hochmut alle Frauen — doch da beginnt die fröhliche Krönung der Tapferen! Der alte Lothar kann sich an den beiden Herrlichen, dem Welf und dem Staufen, nicht müde sehen. Wenn die Zwei zusammengehen, gehört die Welt den Deutschen. Und der Staufe spricht so warm vom Römerzug! Der Kaiser betrachtet sie wie seine Söhne, beide als seine Söhne. Doch da tönt wieder das heillose Schlachtgeschrei: Hie Welf! hie Waiblinger! Zwischen den Knappen und Reifigen der beiden Lager ist Streit entbrannt, und wie die Ritter beim Turnier führen sie für die Welfen oder Staufen ihre Streiche. Der Kaiser und die Herzoge dämpfen den Aufruhr, ein friedliches Festspiel soll beginnen, doch da eilen weinende Frauen auf den Schauplatz: Der brave Niesen liegt im Sterben! Herzog Heinrich des Stolzen Gemahlin Gertrut ist die Heldin des Schauspiels. Wie Ulrich von Schwangau in der erfundenen Fabel, so wird auch diese leidenschaftliche Natur zur Umkehr gebracht; doch die Wandlungen ihres Schicksals sind geschichtlich. Der Anfang der Prüfung und Läuterung, der Tod Kaiser Lothars in Breitenwang, geht auf der Bühne vor. Doch Lothar ist betagt, sein Sterben sanft. Die

Bewohner der Hütte sind hörige Leute, Isangrim, Niebelung, Werigand und Friderun. In seiner letzten Stunde sieht der Kaiser zum erstenmal die kleine Not in der Nähe. Der Name des einen, Niebelung, berührt Lothar seltsam; er läßt sich die Hand geben. — O, die Hand ist hart! — Niebelung. Von harter Arbeit. — Lothar. Was ist dein Lohn? — Niebelung. Wir zween Brüder haben eine Hufe Ackerland; die Schwägerin darf am Feierabend für sich spinnen, weben. — O Schicksal! flüstert der Sterbende erschüttert. Dann muß ihm auch Herzog Heinrich die Rechte reichen. Und so, spricht Lothar, beide Hände an seine Brust drückend, indem ich die Hand des Stolzesten der deutschen Fürsten und des ärmsten Mannes halte, fühl' ich den Pulsschlag meines Reichs.

Ich nahm in dieses Schauspiel ein mittelalterliches Weihnachtsspiel auf. Die Kinder der Schwangeren und der kleine Prinz Heinrich, nachmals der Löwe, überraschen damit am Weihnachtsabend die Herzogin, die sich noch immer um den zerstörten Kaisertraum grämt. Trotz dem Wechsel von deutscher und lateinischer Rede, von Rede und Gesang wirkte das Spiel ergreifend. O Einfalt, größte Künstlerin!

Ich wurde bei der Aufführung von dieser Schlichtheit und Innigkeit erdrückt.

Wie es die Geschichte beglaubigt, bieten Friedrich von Hohenstaufen, der künftige Kaiser Friedrich I, und Otto von Wittelsbach, der künftige Bayernfürst, der verlassenen Herzogin-Witwe ihre Dienste gegen die eigenen Häuser, Staufen und Scheiren, an. Da der junge Hohenstaufen von dem Ruhm Heinrichs des Stolzen spricht und sich zum Kampfe für seinen Sohn gewillt erklärt, soll sich Ludwig aufgerichtet haben, als hörte er Fanfaren schmettern. Ich erzähle das natürlich nicht meinethalben, sondern zum Beweis, daß Ludwig doch auch in edlem Sinne Romantiker bis an sein Lebensende geblieben ist.

.

Für das Jahr 1885 wurde mir eine schwierige und undankbare Arbeit zu teil. König Ludwig, mit den vorhandenen Übertragungen von Viktor Hugos Cromwell unzufrieden, anderseits begierig, den Protektor mit seinen Puritanern und die adeligen Freunde der Stuarts verkörpert zu sehen, ließ anfragen, ob ich mir getraue, die Trilogie des französischen Dichters, zwei starke Bände, in gereimten Alexandrinern zu übersetzen. Ich sagte ja;

ich betrachtete die Arbeit als eine Sprachübung und dann hoffte ich darzuthun, daß auch bei wortgetreuer Übertragung des französischen Textes unsere Sprache ebenso donnern, ebenso in allen Farben schillern kann.

Da die Trilogie nicht aufgeführt worden ist, halte ich den Nachweis, daß die Handlung frei von Mordthaten und Greueln ist, für überflüssig. Viktor Hugo, der sich auf seine Gelehrsamkeit so viel einbildete, scheint verwünscht wenig Tüchtiges über den Protektor gewußt zu haben. Sein Oliver ist mehr verdrießlich als ernst, und mehr roh als rauh. Am schlimmsten kommt John Milton weg. Bei Hugo ist er nichts als ein eitler Versemacher, Milton, der ein ebenso großer Staatsmann wie Dichter und Gelehrter war! Doch König Ludwig erlag der Sprache Viktor Hugos. Leuchtende Worte, strahlende Worte mit Rhythmus und Musik! das ist Poesie, hat ein anderer Romantiker, Theophil Gautier, gesagt.

Tyrann, spricht am Ende des Stückes ein halbverrückter Puritaner den Protektor an:

Tyrann, auf deinem Thron voll Pracht
Erzittere; hellem Tag folgt bald die schwarze Nacht.
Des Jägers Nimrod denk: Jehova brach entzwei
Den Bogen ihm von Erz, als ob er Spielzeug sei.
Gedenke Isboseths: der eitle König ließ

Als Erster armes Volk, das Ehren ihm erwies,
An seinem Weg sich reihn. Es ritten hundert Mann,
Die Tapfern Jiachars, dem Wagen stets voran.
Doch Gott erzeugte stets zur Warnung unserm Stamme
Das Unglück aus dem Glück, die Asche aus der Flamme;
So fiel, wie eine Frucht verkümmert, Isboseth,
Wie ohne Widerhall ein Schall im Wind verweht.
An Salmanassar denk! Auf seinen schnellen Rossen,
Von silberschimmernden Schwertträgern stets umschlossen,
Entschwand er, wie ein Blitz nach schwülem Sommertag
Die Wolken hucht entlang, doch folgt kein Donner Schlag.
Denk an Sennacherib, der aus Assyrien kam
Und ein gewaffnet Heer sich zum Gefolge nahm.
Neunhunderttausend Mann, so über alle Maßen
Wildwütig, daß ihr Hauch die Wolken weggeblasen;
Unreine Zauberer, sogar Onocentauren,
Und mit tiefdröhnenden, rastlosen Cymbeln, Mauren,
Man sah Kamele, sah die Panter Bäume tragen,
Sah chern blinkende, furchtbare Sichelwagen;
Und Renner, welche Blut aus Tigermilch gesogen;
Sechshundert Elefanten — wandelnde Besten! — zogen
Schwerfällig schwanfend hin, daß sich die Türme bogen
Auf ihrem Riesenbug! und Büffel, Zebras, Hunde,
Mammut und andre Greul der Welt, die ging zu Grunde;
Es knirschte ins Geheul der Bestien und Truppen
Das stahlgezähnte Rad an Wagen mit goldenen Schuppen!
Das Lager schien bei Nacht ein großer Steppenbrand,
Und brach es morgens auf, dann glaubte tief im Land
Der Fischer, der sein Boot zog aus des Röhrichts Gut,
Er höre das Gebrüll der fernen Meeresflut.
Um diesen König war die Welt ein Strahlenbogen;
Da, seine Stuten sehn, wann sie wie Pfeile flogen;
Ihn selbst mit dem Gespann von weißen Elefanten,
Umrauscht von Siegstrophä'n, umrasselt von Trabanten

Mit wildem Fackeltanz, ihn, den Kometen, sehn!
Doch Gott, der Herr, vernahm der zwanzig Völker Flehn,
Er blies auf das Gestirn und seiner Mähne Pracht —
Und sieh, das Meteor zerstob, losch über Nacht,
Losch wie das Lampenlicht der Witwe, welche wacht . . .
.

Bei der Übertragung dieser Stelle dachte ich unwillkürlich an König Ludwig. Seine wahre Heimat würde der Orient gewesen sein.
.

Im März 1886 ließ mir der König seinen Wunsch aussprechen, daß ich für ihn Gutzkows Roman, Fritz Ellrodt, in dramatische Form bringe. Diese Erzählung handelt von dem unglücklichsten aller Markgrafen von Bayreuth, Friedrich Christian (reg. 1763 bis 1769). Schon ein Sonderling auf seinem stillen Schlosse zu Wandsbeck, wurde er als Regent immer weltcheuer — menschenfeindlicher — — wahnsinnig.

Der Entwurf wurde diesmal besonders ausführlich, besonders dringlich befohlen. Die letzte Zeile meines Scenariums lautete: „Doch das Verhängnis bricht unaufhaltsam über ihn herein.“ Es war überhaupt die letzte Zeile, die ich für den König schrieb, denn der Entwurf wurde nicht ausgeführt und ein

paar Monate später endigte das Verhängniß Lud-
wigs

.

.

Dies war meine Thätigkeit für Bayerns un-
glücklichen Fürsten. Und nun bitte ich jeden ge-
rechten Mann, wie König Heinrich V den Oberrichter:

auszulöschen

Die schlechte Meinung, die mich niederschrieb
Nach meinem Anschein.

IV.

Das Ende.

Der wesentliche Inhalt der Kammerberatungen nach den Kriegsjahren, des Ministeriums Kampf um das Dasein war die Machtfrage zwischen Staat und Kirche. Da wir nicht bayerische Geschichte schreiben, bleibt uns die Darstellung dieser Wahl- und Redegänge erlassen. Es genügt die Thatsache, daß Ludwig bis zu seinem Ende das Ministerium Luz schützte. Wenn ich sagte, daß er die Fahne der Aufklärung, des Fortschrittes, der Freiheit hochgehalten habe, würde ich ihm mit solchen Redebäumen unrecht thun. Er hat aufrichtig das Beste Bayerns gewollt, und wenn man ihn hätte überzeugen können, daß eine ultramontane Regierung sowohl die physische wie geistige Tüchtigkeit des Volkes steigern werde, daß es mit einer solchen Regierung gegen den Strom kämpfen oder gar denselben zum Stillstand bringen könne, würde er — und mit Recht — der schwärzeste

von allen gewesen sein. Da er diese Überzeugung nicht gewinnen konnte, regierte er lieber mit Luß als mit Förg, und ging mit Allddeutschland. In diesem Sinne war er trotz seiner Privatneigungen ein deutscher Patriot, solange er regierte.

Jeder Zweifel, daß er über das Für und Wider ernst und anhaltend nachgedacht habe, wird beseitigt, wenn wir die Klugheit und Mäßigung seiner Regierungshandlungen mit der Waghalsigkeit so vieler seiner Privatunternehmungen vergleichen. Diese männliche Sicherheit und Ruhe erfreut uns auch in seinen schriftlichen Rundgebungen. Er bewahrt sie noch in verzweifelter Lage, in seiner düstersten Zeit. Als im Jahre 1883 die Kammermehrheit das Ministerium abermals in der Placetfrage bedrängte, richtete er an Luß das folgende Handschreiben:

„Mein lieber Minister von Luß! Ich habe mit Bedauern die Schwierigkeiten verfolgt, welche in den letzten Monaten dem, wie ich weiß, nur auf das Wohl des Landes gerichteten Wirken meiner Minister in den Weg gelegt wurden, und finde mich bewogen, die bestimmte Erwartung auszusprechen, daß Sie und Ihre Amtsgenossen, die von mir berufenen Räte der Krone, auch fernerhin fest

ausharren und mit aller Kraft für die Rechte meiner Regierung eintreten werden, wie es bisher geschah. Was insbesondere das Verhältniß der Kirche zum Staat betrifft, so habe ich der Kirche stets und aus innigster Überzeugung meinen vollen Schutz gewährt, und werde nie aufhören, den religiösen Sinn meines Volkes, in welchem ich die Grundlage der Ordnung erkenne, zu schirmen. Es ist mein Wille, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Beachtung und Pflege zu teil werde. Ich will aber ebenso fest, daß meine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentritt, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und notwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine unheilvolle feindliche Stellung bringen würden. Indem ich diesem meinem Willen hier zur Befräftigung wiederholten Ausdruck gebe, spreche ich Ihnen und Ihren Amtsgenossen für das treue Ausharren unter so großen Schwierigkeiten gerne meine warme Anerkennung aus.“

Eben weil sich König Ludwig von 1871—1886 nur noch selten öffentlich zeigte, können wir aus den Beispielen auf seine Gemütszustände schließen.

Nicht vorteilhaft erschien der Fürst dem Unparteiischen, als er im August 1875 aus München und anderen Standorten 14,000 Mann zur Heerschau berief. Bei seiner Abneigung gegen unsere Erziehung zum Kriege, bei dem geringen Anteil, den er seit der Reichsgründung an den Fortschritten der jungen Truppen nahm, mußte jedermann zwischen jener Selbstverleugnung des Königs und dem Umstande, daß die nahen Herbstübungen unter den Augen des deutschen Kronprinzen stattfinden sollten, einen Zusammenhang vermuten. Dennoch genügte das Bekanntwerden seiner Absicht, um Tausende Fremder nach München zu ziehen, und als er an einem schönen Sonntagmorgen seinem Stabe voranritt, immer noch auffällig durch seinen Wuchs und den Glanz seiner Augen, wirkte seine Erscheinung wie immer; ja, so herzlich, so überwältigend waren die Rundgebungen in den gedrängt vollen Straßen und auf dem Paradeselde, daß sich Ludwig verpflichtet fühlte, in einem Erlaß dafür zu danken.

Ein kleiner Schmerz wird durch einen größeren aufgehoben, aber niedrige Leidenschaften werden nicht durch edle Aufwallungen erstickt. Sie kommen wie Unkraut wieder. Ludwigs Eifersucht läßt sich be-

greifen, sein Mißtrauen gegen Friedrich von Preußen nach solchen Erfahrungen und Verträgen ist unverzeihlich. Und mit diesem Mißtrauen starb er. Das ist das Traurige. Nicht das erbärmlichste Theaterstück schließt mit unbeglichenen Rechnungen, aber die Tragödien des Lebens endigen ohne Schluß.

Als Bayern im Jahre 1880 sieben Jahrhunderte unter dem Hause Wittelsbach, das Wittelsbacher Jubiläum feierte, begnügte er sich mit einem Erlaß. Es fehlte demselben die glückliche Kürze jenes „Ich fühle mich eins mit meinem Volke!“ Die Treue, heißt es darin, ist mir die Grundlage meines Thrones, die Anhänglichkeit der schönste Juwel meiner Krone . . . Treue sind immer anhänglich; Anhängliche nicht immer treu. Aber es würde überhaupt nicht vieler und schöner Worte bedurft haben. Bayern! ich werde den Tag unter euch verbringen. Das hätte genügt. Er verzichtete auf „prunkvolle Festlichkeiten“ zu Gunsten einer mildthätigen Stiftung. Gut! — Er kam an dem Festtage nicht nach München. Schlimm!

Doch vielleicht war er leidend. Mit Zahnkrankheiten hingen andauernde Magenübel zusammen. Er hatte häufig Schmerzen im Hinterkopf; er schlief schlecht. Nur zu viele triftige Entschuldigungen mag er in

den meisten Fällen gehabt haben, wenn ihm die Menge üblen Willen vorwarf. Doch als die Pfalz, seine Pfalz, die fünfzigjährige Wiedervereinigung mit Bayern feierte, entschuldigte er sich in der ersten Stunde auch wegen Unwohlseins — nahm aber an demselben Tage an dem Geburtstage Richard Wagners auf dessen Landsitz teil. Das war nicht nur unflug, sondern unföniglich — nein, das war, wie wir heute wissen, der helle Wahnsinn.

Bei weitem nicht so düster wie diese Kränkung einer Provinz, welche ihm 1866 ihre Zuverlässigkeit und Treue glänzend bewiesen hatte, fasse ich Ludwigs Reisen nach Paris und Versailles auf. Zunächst unternahm er sie im Nutzen seiner Bauten. Sodann hielt er Paris für die schönste Stadt und die Pariser für das lebenswürdigste Volk der Welt. Hatte nach dem Jahre 1870 nur noch König Ludwig diese Grille? Eine öffentliche Rundgebung konnte er nicht beabsichtigen, denn er hielt die Reisen geheim, und er hielt sie hinwieder nicht geheim genug, um uns an eine in finsterem Troß unternommene Pilgerfahrt glauben zu lassen. Hat doch Fürst Hohenlohe das Telegramm aus Versailles unterzeichnet, das am 29. Geburtstage Ludwigs den Festtafeln in München

den königlichen Dank für ihren Glückwunsch aussprach. Von geringer Welterfahrung und selbst ohne Rassenhaß, hielt er den Friedensvertrag für wirklichen Frieden. Als er in Versailles alle Wasserkünste auf Kosten der Regierung spielen ließ, hatte er jedenfalls keine Ahnung von der Höhe dieser Kosten.

Damit sollen jene Pariser-Spaziergänge nicht verteidigt werden; sie waren ihm nachtheilig und bekehrten nicht einen Franzosen.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß Fürsten zu ihrer Erholung Monate lang im Auslande bleiben; Ludwig kehrte immer nach wenigen Tagen heim. In der Fremde sah er sich zum Müßiggang verurtheilt. Für die gewöhnlichen Zerstreuungen in einem Klubhaus war er zu hochgebildet; zu eingehenden Studien der Kunstschätze fehlten ihm mancherlei Vorkenntnisse und vor allem die Sammlung. Die fieberhafte Unruhe, die ihn von Hause forttrieb, jagte ihn wieder nach Hause. Wiederholt versuchte er dem verhängnißvollen Netz zu entfliehen, doch die Fäden waren dehnbar. Er fühlte sich auch draußen umspinnen und kehrte in stumpfer Ergebenheit zurück.

Zu welchem Dasein! Er, dem die persönliche Würde über alles steht, ist zeitweise Kind, Greis,

Wütherich, kurz, macht alle Zustände durch, die sich am wenigsten mit Würde vertragen; er verlegt sie selbst und zwingt die Seinen, ihn darin zu kränken. Er hört unheimliche Fußtritte hinter sich und wendet sich erschrocken um. Niemand. Er sieht auf dem Boden eine große Spinne und entdeckt im nächsten Augenblick, daß der Diener, der sich gehorsam bückte, nichts aufhebt. Wenn Hamlet die Wolke jetzt einem Kamel, jetzt einem Wiesel ähnlich findet, hält er den Hofmann zum besten. Ludwig kommt allmählich dahinter, daß man, in guter Absicht, ihn zum besten hält. Nun stellte er seine Untergebenen auf die Probe, sprach von Kilometern, wenn es sich um Kilogramme handelte, u. dergl. Er hatte dann Zorn oder Hohn für diejenigen, welche ihn zu verbessern wagten, und mißtraute dem, der flüglich schwieg. Ein andermal erscheint ihm das Ganze eine Posse und er hüpfst und tanzt und beschenkt alle Welt.

Immer häufiger werden seine Wutausbrüche bei geringen Anlässen. So barbarisch sie sich äußern, machen sie ihn auch lächerlich. Und der Reuige vertuscht nur, aber versöhnt nicht — wenigstens keinen Bedienten.

Der Widerstand gegen das Versinken wird schwächer.

Schon giebt es Tage, an denen er wie ein See-franker keine Scham mehr empfindet, keinen Wunsch und Willen mehr hat; alles dünkt ihn einerlei. Zwischen dieses Auf und Nieder fallen ruhige Zeiten. Während alle Fluchtpläne scheitern, giebt ihm rastlose Thätigkeit immer wieder Haltung. Dadurch, daß er immer seltener mündlich mit seinen Räten verkehrte, wurde ihm die Arbeit nicht erspart, nicht erleichtert. Bis 1883 erledigte er gewissenhaft alle Regierungsgeschäfte; er las gründlich zahlreiche wissenschaftliche wie schönwissenschaftliche Werke; er baute an drei Stellen. Ich habe tüchtige Geschäftsmänner über den Bau eines Landhäuschens aus Rand und Band geraten sehen. Allerdings stand dem königlichen Bauherrn ein genialer Baumeister wie Dollmann, ein Gartenkünstler ersten Ranges wie Eßner, ein opferwilliger Bauunternehmer wie Brandl, standen ihm rastlos thätige, gewissenhafte Kabinettsräte zur Seite, doch wenn man erwägt, daß er jeden Plan genau studierte, daß von den tausend und tausend Gegenständen, die seine Schlösser füllten, sehr viele nach seinen eigenen Angaben angefertigt wurden, daß er jedes Stück prüfte, jedem seinen Platz anwies, muß man über Ludwigs Thätigkeit und Willens-

stärke staunen. Und wenn Dr. Franz Karl recht hat, daß auch diese Willenskraft krankhaft gewesen sei, schätze ich sie als das Tröstliche in einer trostlosen Sache. Ein Rechenkünstler mag sein außerordentliches Zahlengedächtnis auf Kosten seiner anderen geistigen Fähigkeiten haben, jenes bleibt nichtsdestoweniger außerordentlich.

Wohlthätig sein war Ludwig Bedürfnis. Daß er auch das im Verborgenen war, wollen wir nicht auf Rechnung seiner Menschenchen setzen.

Von öffentlichen Schenkungen seien die zwei künstlerischen erwähnt: das Goethestandbild in München und Halbig's Kreuzigungsgruppe in Oberammergau. Wenn jenes nicht so ist, wie es der Fremde in einer Kunststadt erwartet, ist weder die Aufgabe noch der Auftraggeber schuld daran. Die Kreuzigungsgruppe, „errichtet im Jahre 1875 den kunstsinnigen und den Sitten der Väter treuen Oberammergauern von König Ludwig II zur Erinnerung an die Passionsspiele,“ steht auf dem Osterbüchel, einem Hügel nahe dem Dorfe. Im Jahre 1580 ließ ein Nürnberger Handelsherr, Georg Papst, auf dem Gipfel des „Kofel“ bei Oberammergau das gewaltige Standbild eines gewappneten Ritters aufstellen. Das neue Wahr-

zeichen ist jedenfalls sinniger, und in der Wahl des Standortes war der König bescheidener, als der Kaufherr, obzwar die Aufstellung des wuchtigen Steinmals auch auf dem Bühel fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot.

In Ludwigs I Briefen an König Otto von Griechenland *) spricht er von seinen Enkeln: „Der ältere Ludwig **) ist der gescheiteste, obgleich keinem meiner Enkel es an Verstand gebricht, sein Bruder Leopold der treuherzigste, der jüngere Ludwig ***) der schönste (ausgezeichnete Schönheit), Otto der lieblichste Keiner ist dem andern ähnlich, aber gute Herzen haben sie alle und das ist das wichtigste.“

Ja, auch Ludwig war von gütigem Gemüte, noch in den letzten Jahren kommt es immer wieder zum Siege. Der Gefpflogenheit eines Tyrannen gänzlich entgegen, ließ er auch andere Kunst- und Geschmacksrichtungen, denn die seinen gelten; er gestand offen, daß er sich für Anselm Feuerbachs

*) Dr. Ludwig Trost, S. 15. a. a. D.

**) Prinz Ludwig, geb. am 7. Januar 1845 und Prinz Leopold, geb. am 9. Febr. 1846, Söhne des gegenwärtigen Prinzregenten Luitpold.

***) Kronprinz Ludwig, nachm. König Ludwig II, Prinz Otto, gegenwärtiger König.

Gemälde nicht erwärmen könne, dennoch innerst ihre Bedeutung fühle. Feuerbach lebte nach seiner Abreise von Wien in Venedig zurückgezogen, nicht ohne Sorgen. Als der König von dem Kabinettsrat v. Bürkel die Lage des Künstlers erfuhr, ließ er sofort das große Bild „Medea“ für die Neue Pinakothek ankaufen, sprach dem Meister durch Ordensverleihung öffentlich seine Anerkennung aus und ermutigte ihn zu neuen Arbeiten. Ich war Zeuge, wie wohlthätig die Güte Ludwigs auf den Künstler wirkte. Dank derselben war seine letzte Erfahrung — Freude!

Das that König Ludwig für den Maler Feuerbach, indes hatte er früher schon Anselms Dufel, dem Philosophen Ludwig Feuerbach, ähnliche Großmut bewiesen, indem er den Alternden aus Noth und Elend befreite. Feuerbachs philosophischer Gedanke war nun und nimmer der seine, doch Ludwig ehrte den ernstesten Denker und redlichen Kämpfer.

Es ist leicht, Ludwig in der Gewalt der finsternen Mächte zu zeigen. Doch dem Widerlichen, Niedrigen, Bösen in Wort und That läßt sich unendlich mehr entgegensetzen, was erfreulich, groß und edel ist. Und so tönt es aus dem dunklen Gewölbe über dem Toten wie im Faust:

Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

.

Mit den tyrannischen Gelüsten Ludwigs ist es wie mit seinem Größenwahn. Er hatte sie und hatte sie nicht. Es tritt der Fall ein, daß zwei konträre Urtheile in gewissem Sinne beide wahr sind.

An Größenwahn leidet, wer seine Kräfte, Fähigkeiten und Verdienste maßlos überschätzt. Denn ein wenig Selbstüberschätzung wird wohl in jedem sein.

Als klaren Beweis für den Größenwahn Ludwigs erzählt eine Biographie, daß er sich in das Fremdenbuch einer Tiroler Herberge, wo er zuweilen übernachtete, einmal Yo el Rey eingetragen habe. Wie wir früher bemerkten, beschäftigte sich Ludwig aus wohlbegründeter Teilnahme viele Monate lang mit der spanischen Erbfolgefrage. Alle Erlasse der spanischen Könige, auch das berühmte Testament, sind mit der Formel Yo el Rey unterzeichnet. Ludwigs Spanisch beschränkte sich auf diese drei Worte und da erlaubte er sich denn in übermütiger, nicht hochmütiger Laune, nach deutscher Sitte oder Unsitte mit dem Fremdenbuch eines damals wenig be-

suchten, ihm aber wohlbekannten Hauses einen Spaß und trug sich „einmal Spanisch“ ein. Der Unterschied zwischen Ich der König und Wir der König und Ludwig II König ist nicht so groß wie der Unterschied zwischen Wahnsinn und Vernunft.

J. Lampert schreibt: „Fürsten stehen an sich auf einer Lebenshöhe, auf der ohne Schwindel zu wandeln fast unmöglich ist. Und dieser Schwindel verdichtete sich und verdüsterte des Königs Sein bald in solchem Grade, daß für das Majestätsbewußtsein, wie es sich in ihm entwickelte, in der Geschichte der Könige, auch die der römischen Imperatoren eingezeichnet, fast kein zweites Beispiel aufzuzeichnen ist. Nicht sowohl aus dem doch ganz modernen Begriffe des Gottesgnadentums der Monarchie entwickelte sich in ihm jenes, sondern es war das *l'état c'est moi* Ludwigs XIV, das ihn beherrschte, ja mehr noch, der Cäsarenwahnsinn, von dem Sueton erzählt. Ludwig XIV wurde sein Ideal Zuerst zufrieden, Ludwig XIV in seinen Werken peinlich nachzuahmen, suchte er später in allem, selbst in Gang, Haltung, Sprache und den kleinsten Gewohnheiten, sein erhabenes Vorbild zu erreichen Uns wird und muß es betrüben, z. B. im Schlosse zu Herrenhiemsee,

überall der Verherrlichung des französischen Autofraten zu begegnen und doch dürfen wir diese eigentlich nicht einem unpatriotischen Gefühl des Königs zuschreiben: bei ihm waren die ethischen Empfindungen und darunter die Vaterlandsliebe sehr gering, aber es war dies kein Willensakt, sondern ein Symptom einer tief ernsten geistigen Erkrankung. Ebenfowenig könnte man dem König einen Vorwurf daraus machen, daß er 1870 nicht mit ins Feld zog und auch den Heimkehrenden so wenig Interesse entgegenbrachte, daß er z. B. beim Einziehen seiner Truppen in München die Verwundeten-Tribüne kaum eines Blickes würdigte.“

Das steht Wort für Wort auch im Buche des Dr. med. Franz Karl. Wer von beiden den andern abgeschrieben, ist gleichgültig. Den 1706 verstorbenen Ludwig XIV in der Sprache nachzuahmen, soll schwer fallen. Und woher weiß Fr. Lampert, wie der Franzosenkönig ging und stand? Hat er es Bildern oder Schauspielern abgelauscht? Beide sind keine Quellen. Unser Ludwig steifte den Nacken, weil er wußte, daß seine Haltung schlecht und sein Schritt schlottrig war, sobald er sich gehen ließ. Er hielt sich die Leute, mit denen er sprach, weit

vom Leibe, nicht aus Hochmut, sondern im durchbohrenden Gefühl, ein sehr unschönes Gebiß zu haben. Wenn sich Ludwig für ebenso mächtig, angebetet und selbstherrlich wie Louis XIV gehalten — wie reimt sich das mit dem Zeugnis, das eben Fr. Lampert dem unglücklichen Manne ausstellt, daß „ihm bis zum letzten Augenblick seines Lebens der Ruhm eines konstitutionellen Fürsten gelassen werden muß, dem auch nicht die geringste thatsächliche Verletzung der von ihm beschworenen Verfassung zum Vorwurf gemacht werden kann“!

Und wie reimt sich damit Ludwigs Preußenfurcht, wie seine Eifersucht auf den deutschen Kronprinzen, wie die Unterdrückung so mancher Neigung dem Volkswillen, ja, dem Behagen der Münchener zu lieb!?

In seinen lichten Stunden dachte er über die Selbstherrlichkeit der Ludwige ohne Vorurteil. Ein Schriftsteller hatte für ihn ein Schauspiel verfaßt, dessen Heldin, glaube ich, Marie Antoinette war. Benjamin Franklins Empfang bei Ludwig XVI gehörte zur Handlung. Aus Gründen, die ich zu würdigen vermag, legte der Dichter dem Republikaner allerlei wohlgemeinte Warnungen vor den Re-

gierungsgrundsätzen des XVII und XVIII Jahrhunderts in den Mund. Ludwig war entrüstet. Doch warum? Der Verfasser, äußerte er sich gegen seinen Vertrauten, weiß so gut wie ich, daß Franklin, der das Bündnis Frankreichs suchte, nicht in dieser Weise zum regierenden König gesprochen hat. Also sind die guten Ratschläge an mich gerichtet. Mich aber beleidigt die Voraussetzung des Herrn R., daß ich nicht selber wisse, was sich gegen das autokratische Regiment der beiden Ludwige sagen läßt.

Es ist tief beklagenswert, daß er sich trotz alledem an dem Glanz, an der Farbenpracht, am Geiste jenes Zeitalters mehr und mehr berauschte. Das Ende war, daß er das aufgab, was der ärmste Mann hoch hält, seine Individualität! Ludwig II glaubte zuweilen Ludwig XIV zu sein Angenommen, der unglückliche Fürst hätte sich in jenen Jahren ebenso eingehend mit Franz von Assisi beschäftigt: so würde er zuletzt wie dieser die Kleider abgeworfen und sich mit einem Strick gegürtet, sich anstatt mit den Richelieus und St. Simons mit Fels und Baum, mit Rehen und Raben unterhalten haben. Das würde ungleich rührender, aber nicht weniger Wahnsinn gewesen sein.

Wenn aber Hr. Lampert behauptet, daß die Vaterlandsliebe des Königs nach seinem Betragen 1871 sehr gering gewesen sei, widerlege ich ihn mit seinen eigenen Worten: „Und das alles — der Bruch des Ministeriums mit dem ultramontanen Particularismus — vollzog sich und geschah mit Willen, unter ausdrücklicher Zustimmung König Ludwigs.“ Und woher hat Hr. Lampert die unumstößliche Sicherheit, daß Ludwig die Verwundeten kaum eines Blickes würdigte!? Wär' es nicht christlicher, anzunehmen, daß der schon kranke Mann nicht mehr den Mut besaß, das Elend und den Jammer des Krieges anzusehen?!

Kein „naturwissenschaftliches Denken“ schickt sich für den Arzt, nicht für alle.

Ja, der Arzt, Herr Dr. Franz Karl hat recht: der Wahnsinn König Ludwigs läßt sich unwiderleglich beweisen. Doch wer verlangt heute noch den Beweis? Auch ist es nicht genau, daß „König Ludwig bis zum letzten Augenblick die Fähigkeit bejessen habe, seine Krankheit zu verbergen.“ Ich kann Kopfweh verbergen, indem ich nicht davon rede. Ich kann aber nicht Verrücktheit verbergen, denn das steht nicht in meiner Gewalt. Er ver-

barg seine Krankheit, wenn und so lang es ihm möglich war, und die Leute täuschten sich über seinen Zustand, weil er sich nicht der Verzweiflung hingab, sondern thätig, zwar nicht immer mit Glück, immerhin schöpferisch war . . . Herr Dr. Franz Karl wurde im Februar 1884 vom König empfangen. Bei dieser „Audienz, die ich zu einem ärztlich-konsultatorischen Zweck hatte, erzählte der König zunächst die vielen Leiden, die ihm seine Zähne verursachten, dann folgten unvermittelt nach einander in stetigem Redefluß: Erkundigungen nach jedem einzelnen Mitgliede meiner Familie, genaue Erzählung der Flucht der Kaiserin Eugenie 1870 nach England, Urtheile des Königs über historische Aufsätze eines Mr. Sorel über Louis XIV, Talleyrand, Mirabeau, Erkundigungen nach meinen Freunden, Aufforderung zu einem Urtheil über den gesamten Gesundheitszustand, das Aussehen, die Lebensweise des Königs, absprechende Äußerungen über die kalten Engländer, Klagen über verschiedene Zahnärzte, Urtheile über einige Dichter und Komponisten, Aufforderung zur gründlichen Untersuchung der Augen des Königs, die derselbe entzündet glaubte. So vergingen fast 4 Stunden und der eigentliche

Zweck der Audienz war nur so zwischen=hin und kaum ein paar Minuten lang gestreift worden.“

Ich sehe in allem dem das ängstliche Bestreben des Kranken, seine schlimmste Krankheit zu verheimlichen. War das nicht natürlich? Was hatte Dr. Franz Karl denn erwartet? Angenommen, der König würde sich ihm in die Arme geworfen, ihm sein Geheimnis vertraut haben — was konnte, was durfte Dr. Franz Karl erwidern? Majestät, ich bin nicht „fachmännischer Spezialist“.

Übrigens ist der Unterhaltungsstoff nicht vollständig wiedergegeben. Unter anderem schlug der Kranke seinem Berater vor, sich auf königliche Kosten in London in der höheren Zahntechnik auszubilden. Und wenigstens dieser Vorschlag muß Herrn Franz Karl vernünftig erschienen sein, denn er ging darauf ein.

Nun aber giebt uns der Verfasser selbst ein zweites, ein anderes Bild von derselben Audienz.

„Zur Zeit, als ich die erwähnte Audienz hatte, mußte die Krankheit bereits weit vorgeschritten sein, wie ich aus einer Reihe von äußeren Symptomen vermutete: Der König ertrug kaum mehr den Blick irgend eines Menschen aus seiner Umgebung, und

doch duldete er es, daß ich fast vier Stunden lang aufrecht vor ihm stehen und ihm gerade ins Auge blicken, daß ich einige Minuten lang mit den Händen in seinem Munde manipulieren durfte, ohne daß eine Miene mir sein etwaiges Unbehagen oder ein Wort sein allenfallsiges Mißfallen angedeutet hätte; er war ein so liebenswürdiger Patient, wie man ihn nur wünschen konnte. Dabei war der Ton seines Gespräches ein äußerst verbindlicher; von mir offen geäußerte Bedenken gegen einige seiner fundgegebenen Anschauungen wurden ruhig entgegen genommen und durch neue Gründe zu entkräften gesucht, — kurz, der König bewies in diesen Stunden eine Selbstbeherrschung, die bewundernswert war." ...

Und der Mann erbarmt euch nicht!? und man kommt uns mit Sueton!? — —

Als die bayrische Regierung die Welt zu überzeugen hatte, daß sie nach Recht und mit Gerechtigkeit gegen den König verfahren, mußte sie ohne Rücksicht und Schonung die Entwicklung der Krankheit und alle ihre häßlichen wie fürchterlichen Äußerungen offenlegen. Heute aber hat derjenige, welcher nicht ein wissenschaftliches Werk über den Fall, sondern ein für die Laienwelt bestimmtes

Buch über die Persönlichkeit Ludwigs schreibt, nicht das Recht, mit „man sagt“ und „es soll“ alle die Geschichtchen und Geschichten aufzutischen, die dem Ansehen des Königtums schaden und die Hinterbliebenen des Toten nur aufs neue betrüben können.

Wenn die Verstorbenen — wie die Überlieferungen alter Familien glauben machen wollen — die Ihrigen warnen könnten, würden in den Siebenziger Jahren Klagerufe, schrecklich wie diejenigen der Kassandra, die säulengeschmückten Hallen und Gänge Neuschwansteins erfüllt haben. 1876 fiel der Schatten des Künftigen auf König Ludwig. Sein Bruder Otto, Otto der Fröhliche, mußte entmündigt, lebendig totgesagt, lebendig begraben werden. Er wurde erst nach Schloß Nymphenburg gebracht. Der Abschied Ludwigs von dem Ahnungslosen, Gleichgültigen war nach glaubwürdigen Augenzeugen herzerreißend. Zwei Jahre später nahm noch tiefere Einsamkeit, das waldumspinnene Forstenried, den unheilbaren Kranken auf.

Mit der guten Mutter, die er früher schwärmerisch verehrt hatte, verkehrte Ludwig nur noch selten. Der Übertritt einer Hohenzollern zur katholischen Kirche überraschte in Preußen schmerzlich, überraschte nicht in ihrem zweiten Vaterlande. Unererschöpflich

an Hoffnung, unergründlich ist das mütterliche Gemüt. Welch ein Leid Königin Maria versehrte, warum sie alle himmlischen Mächte anflehte, was ihr jetzt die Schmerzen- und Gnadenreiche, mater dolorosa, war, läßt sich ahnen.

— — —

Heilsamer als die Großstadtluft waren die reinen stillen Berglüfte doch. Man denke sich in das Münchener Königsschloß inmitten der Stadt, das bei Tag und Nacht der Straßenlärm umtost. Diese Unrast auf den Straßen und in den Lüften, die auf einen Mann mit starken Nerven wie Schlachtgetümmel und Feldgeschrei anfeuernd wirkt, war für das franke Gehirn eine Folter. Dazu die Kirche mit der Fürstengruft immer vor Augen; der Hof noch immer voll Ansprüche auf ihn — Ungeduld quälte ihn oder Angst. Die Großstadt und die unabwendbare Sozialrevolution war die Gedankenverknüpfung, deren er sich nicht erwehren konnte. Ich glaube nicht, daß er den Münchener Bürgern mißtraute, denn das Bier der königlichen Hofbrauerei war unter Ludwigs Scepter nicht schlechter noch teurer als früher, aber er fürchtete die heimatlosen, kommenden, gehenden, nirgends zufriedenen, nimmer

versöhnlichen Werber und Soldaten Lassalles, mit einem Wort, er fürchtete sich vor der Münchener Sozialdemokratie. Und sie lag damals noch in den Windeln. . . . Unter einem Duzend Mißvergnügter kann einer tollkühn sein. Doch auch der Fanatiker bedarf eines Anstoßes, und man hat nie von einem harten Regiment in München gehört. Der Polizeipräsident konnte dem Fürsten mit gutem Gewissen für die Sicherheit seiner Hauptstadt bürgen, Ludwig traute dem Frieden nicht, sah unter der Menge, die vor dem Schloß auf seine Ausfahrt harrte, unheimliche Gestalten und vermutete im Freien einen Königsmörder hinter jedem Baum. Und so wurden denn auf sein Geheiß zur Spazierfahrt des Fürsten, an dem sich die Seinen noch immer weideten wie an einem schönen Gestirn, Gendarmen aufgeboden, wie weiland die moskovitischen Leibwächter zu den Abendgängen Zwans des Schrecklichen!

So oft Ludwig in München war, im Herbst und Frühling, fuhr er allabendlich in geschlossenem Wagen pfeilschnell aus dem Schloß ins nahe Grün. Im weitest entlegenen Teil des Englischen Gartens, wo das dumpfe Gebraus der fernen Stadt die Täuschung von der friedlichen Natur vollkommen

macht, erging er sich dann unter den herrlichen alten Bäumen, beruhigt durch das Bewußtsein, daß rings Gendarmen ihn bewachen.

Man stelle sich Ludwig XIV mit seinem Gefolge in den Gärten von Versailles vor und dann unsern einsamen Spaziergänger, in dunkler Kleidung, den Hut tief in der Stirn, wie er hastig auf und nieder schreitet und erschrickt, wenn ein Vogel durch das Gezweige huscht. Ein furchtsamer König! Härter konnte er für seinen Olympierstolz nicht gestraft werden. Es fehlte nur noch die Buße für seine Sünden gegen die „materiellen Interessen“.

.

Ludwig wußte bis zu seinem 18. Jahr nur so viel und auch nur durch Hörensagen vom Gelde, daß man damit alles kaufen kann. Endlich erhält er als erstes Taschengeld etliche Gulden und wieder ein Weilchen darauf unverhofft ein Jahreseinkommen von etlichen Millionen. Da er noch eine Reihe von Jahren zu leben hofft, ist er seiner Meinung nach mindestens ein hundertfacher Millionär. Sein Reichthum ist also unerschöpflich.

Da er früher nie Gelegenheit hatte, sich nach dem Preise einer Sache zu erkundigen, weiß er nur,

daß man alles und jedes bezahlen muß, und daß dieses Geschäft der königlichen Kabinettsskasse obliegt. Er weiß, Sparſamkeit iſt eine Tugend — bei armen Leuten, er aber iſt König. Später lieſt er zwar den lehrreichen Abſchnitt in Machiavellis Buch vom Fürſten, der von den freigebigen und von den ſparſamen Monarchen handelt, doch das Buch iſt ruchlos und die Zeiten haben ſich geändert.

Ludwig war freigebig — er ſchwärmte für Prachtbauten — und war für jeden Rat taub. Sein Schickſal war unausbleiblich.

Anfangs der Achtziger Jahre begannen die Schwierigkeiten. Inzwiſchen hatte Ludwig wiederum das Glück gehabt, das Einzige Glück, das ihn nie verließ, für Miniſterium und Kabinett ausgezeichnete Männer zu finden: der frühere Bundesbevollmächtigte Dr. E. von Riedel trat 1877 an die Spitze des Finanzminiſteriums. Er ſchaffte durch ein Anlehen von 7½ Millionen Mark Rat. Wie es ſcheint, zählte Ludwig die Kunſt, Anlehen zu machen, zu den Hauptpflichten des Finanzminiſters. Er verlangte eine neue Probe dieſer Kunſt ſehr bald. Die Bitten des Geſamtminiſteriums um eine Änderung ſeiner Lebensführung, alle vernünftigen Vorſtellungen

galten ihm als böser Wille. Den Wunsch hielt er für die Krone des Lebens, und daß sich der König keinen Wunsch versage, für ein Vorrecht der Krone. Schon damals erklärte er, lieber dem Dasein als seinen Plänen zu entsagen; schon damals verriet er vertrautesten Dienern selbstmörderische Absichten. Noch waren sie schwerlich ernst gemeint. Kein Verschwender ohne Hoffnung.

Zu den „schwankenden Gestalten“, die Ludwig umgaben, gehörte jedenfalls jener unermesslich reiche, unerhört großmütige Bankherr David Bernard, der Ludwig XIV für einen Spaziergang an seiner Seite und angesichts des Hofes — den Krieg bezahlte. Unser Ludwig wartete auf einen David Bernard. Wieder hätte er aus Machiavelli lernen können, warum Eroberer leichter, denn Friedensfürsten Unterstützung finden. Auch würden die Schätze Arabiens nicht gereicht haben. Wie der Mann so sein Wunsch. Und schon war Ludwig vom Taumel ergriffen und von der Rastgier im Absturz.

Eine Zeitlang wirtschaftete er auf eigene Faust. Dann teilte der König das allgemeine Loos mit jedem schlechten Wirtschaftler. Er hatte kein Geld, keinen Kredit, keinen Nimbus mehr. Es gab kaum eine Zeitung

der Welt, die ihre Leser nicht jede Woche wenigstens einmal von den Geldnöten und Schuldenlasten des bayrischen Königs unterhalten hätte.

Und wieder nahm man es bei Ihm mit den Zahlen nicht genau.

So hielt sich denn jeder Krämer, der vergangenes Jahr die Häringsspreise in seinem Städtchen gesteigert hatte, dem bayrischen König gegenüber für ein Finanzgenie, und der Spekulant, der nach seinem dritten Bankbruch genug zu einem behaglichen Feierabend ergattert hatte, sprach von der unsoliden Geschäftsgebarung der hohen Herren . . . Und die Warmherzigsten gefroren.

So war es immer, wird es immer sein. Man lese des Horaz 7. Epistel:

An Dienern reich, am Beutel arm
Ist Kappadociens König;
Ihn ahme nimmer nach!

— — — — —

Schwerer als König Ludwig hat kein Verschwender gebüßt. Darum halte ich es an der Zeit, auch einiges zu Gunsten des Verschwenders zu sagen . . . Der lächerliche Versuch, Ludwig mit den Volksgötzen Roms, den Cäsaren, zu vergleichen, mißglückt

auch in diesem Fall. Der eherne Tiberius war ein sparsamer Herr, und seine Nachfolger verschwendeten mit dem Recht der Räuber, denn sie vergeudeten nicht das Ihrige, sondern fremdes Gut. Sodann, drücken wir doch nicht so heuchlerisch die Augen zu, thun wir doch nicht, als ob es zwischen Christi Geburt und heute unter den Kronenträgern keine unsinnigen Verschwender, nicht tiefer Verschuldete gegeben habe, als unsern Ludwig!

War seine Freigebigkeit nicht oft genug hochherzige Freigebigkeit, wurde sie etwa nur Künstlern zu theil? Wann hat Ludwig bei öffentlichen Unglücksfällen, Überschwemmungen, Feuerschäden u. s. w. mit seiner Hilfe geklagt oder gezaubert?

Und warum verschweigen die entriüsteten Biographen einen sehr wesentlichen Posten im königlichen Haushalt: Ludwig trat auch das ideale Vermächtniß Maximilians II an; keine der väterlichen Verfügungen zu Gunsten der wissenschaftlichen Forschung wie der Forscher wurde bemäkelt, keine gestrichen.

Seine sinnlosen Bauten! Sinnlos waren sie nicht, und gerade die am wenigsten sinnigen finden heute den Beifall der Mehrheit. Auch muß gesagt werden, daß Fachleute ersten Ranges heute staunen,

wie der König das, was er geschaffen hat, verhältnißmäßig billig herstellte. Das ist nun freilich größtentheils das Verdienst seiner Räte. Wie ein L. von Bürckel z. B. Jahre lang pflichtgemäß dem königlichen Willen Rechnung trug, aber dank seiner Sachkenntnis, uneigennütigen Treue und Wachsamkeit das Üble immer noch zum Besten wandte.

Hätte doch Ludwig anstatt der französischen Schlösser Falkenstein und die byzantinische Burg gebaut! Wenn man die letztere erwähnt, lachen alle, die von Byzanz nur den Byzantinismus kennen. Nach den sorgfältigen Erkundigungen, die Ludwig anstellte, nach den Werken, die er studierte, ist es außer allem Zweifel, daß er bei dieser „Liebhabelei“, wie bei mancher anderen, von einem Vorgefühl künftiger Strömungen und Erkenntnisse geleitet wurde.

Übrigens würde alles in aller Ewigkeit schön und gut gewesen sein, wenn ihm nicht das Geld ausgegangen wäre.

— — — —

Innerst verlor Ludwig erst die Scham, dann die Hoffnung. Er gab den Kampf und Widerstand gegen das andere Ich auf. Sofort trat der Wahn=

wiß in seiner ganzen Häßlichkeit zu Tage. Der Edelmann verriet sich nur noch in einem Zug: Ludwig hielt zum Stall. Reitknechte und Chevauxlegers waren seine letzte Umgebung.

Für die Familie wie für das Ministerium ward jetzt rücksichtslose Sprache und schnelles Handeln Pflicht. Am 10. Juni 1886 erschien die Proclamation, welche dem bayerischen Volke die Übernahme der Reichsverwesung durch den Oheim Prinz Luitpold bekannt machte und den Landtag zur Entmündigung des Königs einberief.

.
Der Ausgang ist in hundert Büchern und unzähligen Zeitschriften beschrieben worden. Die unselige Raserei des Königs bei Ankunft der Staatskommission, die Königstreue der Gendarmen und der Füssener Bevölkerung, solange sie sich eins mit dem Geseze glaubten.

Der Umstand, daß die Herren, welche dem König den Staatsbeschluß, seine Stellung unter ärztliche Aufsicht und die Einsetzung einer Regentschaft, verkündigen sollten, ohne genügende Vollmachten nach Neuschwanstein abgereist sind, zeugt für die Aufregung, die sich aller Beteiligten bemächtigt hatte.

Die Staatskommission bestand aus dem Staatsminister des Äußeren, Freiherrn v. Crailsheim, dem Obersthofstaallmeister Grafen Holnstein, dem Reichsrat Grafen Törring v. Seefeld, dem Legationsrat im Staatsministerium des Äußeren Dr. v. Rumppler und dem Oberstlieutenant a. D. Freiherrn v. Washington.

Begleitet wurde die Kommission von dem Obermedizinalrat Dr. v. Gudden, seinem Assistenzarzt Dr. Fr. R. Müller und vier Irrenpflegern.

Dem Obersthofmarschall Freiherrn v. Massen fiel die Aufgabe zu, die königliche Mutter, welche ihren Sommeraufenthalt in Elbingalp genommen hatte, auf die Ereignisse der nächsten Tage vorzubereiten.

Die Mitglieder der Staatskommission mit den ärztlichen Begleitern reisten am 9. Juni von München ab, übernachteten im alten Schloß Hohenschwangau und begaben sich am Morgen des 10., früh um 3 Uhr, nach Neuschwanstein.

Nicht ahnungslos, nicht unvorbereitet war der Burgherr.

Seltzam! alle edlen Empfindungen waren in Ludwig verschüttet; er pocht an hundert Thüren um Geld und antwortet auf die letzte Mahnung des Gesamtministeriums mit einem Wutgeheul, und doch

muß seine Persönlichkeit auch im Verfall noch mächtig gewirkt haben, da es immer noch Menschen gab, die ihn nicht für wahnsinnig und seine Rettung für möglich hielten. Der denkwürdigste Versuch in dieser Richtung bleibt der Hilferuf des königlichen Flügeladjutanten Grafen Dürckheim an den Fürsten Bismarck. Ich gebe die Mitteilung des Redakteurs Memminger im Wortlaut wieder, die vom Fürsten nicht in Abrede gestellt worden ist, also Glauben verdient: „Ganz besonders erfreute ich mich der Achtung des Königs Ludwig II, erzählte der Fürst. Wir korrespondierten mit einander über wichtige politische Angelegenheiten bis in die letzten Jahre seines Lebens, und er war in der Rundgebung seiner Anschauungen ebenso liebenswürdig gegen meine Person wie geistreich in Bezug auf die verschiedenen Sachen, die in Frage standen. In die inneren bayerischen Angelegenheiten habe ich mich grundsätzlich nie eingemischt. Mit Ministerkrisen und Ministerwechseln hatte ich nichts zu thun. Allerdings, als im Unglücksmonat 1886 die Katastrophe herannahte, wurde ich durch den Flügeladjutanten Graf Dürckheim mittelst eines in Tirol aufgegebenen Telegramms von dem Stande der Angelegenheiten

unterrichtet und sozusagen meine Hilfe für den König anrufen. Ich telegraphierte zurück an den Grafen nach Tirol: Seine Majestät soll sofort nach München fahren, sich seinem Volke zeigen und selbst sein Interesse vor dem versammelten Landtage vertreten . . . Ich rechnete so: Entweder ist der König gesund, dann befolgt er meinen Rat. Oder er ist wirklich verrückt, dann wird er seine Scheu vor der Öffentlichkeit nicht ablegen. Der König ging nicht nach München, er kam zu keinem Entschluß, er hatte die geistige Kraft nicht mehr und ließ das Verhängnis über sich hereinbrechen.“

Mit seinem hellen Verstande erledigte Bismarck die heikle Frage sofort in der sachlich wie persönlich besten Weise. Er kannte die Bayern. Erinnern wir uns an das Wort des Münchener Bürgers beim Einzuge Max Josefs: Maxel, weil du nur da bist! Anderseits ist anzunehmen, daß der Reichskanzler über den Zustand des bayrischen Königs genau unterrichtet war.

Im Morgendämmer kamen die Herren auf Schwanstein an. Keine Ahnung von den Sommerfreuden war in den Lüften, in der Landschaft. Es regnete, und Nebel hingen an den Bergen.

Über den Gang der Handlung war man im Klaren: ein Mitglied der Staatskommission sollte dem König das Schreiben seines Oheims vorlesen, das ihm den Staatsbeschluß und seine Notwendigkeit darlegte; dann würden die Ärzte den Kranken übernehmen und nach Schloß Linderhof gebracht haben, das zum Aufenthalt des unheilbaren Mannes bestimmt worden war.

Indem der König diesen Plan vereitelte, beschleunigte er selber sein Verhängnis.

Die Ankommenden fanden den Thorbau von Gendarmen besetzt, welche ihnen im Namen des Königs rundweg den Eintritt verweigerten. Alle Vorstellungen waren vergeblich. „So unangenehm ja ihre Weigerung war,“ sagt der beteiligte Dr. F. R. Müller,* „so konnte man ihnen doch nicht absprechen, daß sie pflichtgemäß handelten und daß sie ohne Rücksicht auf die glänzenden Uniformen der Hof- und Staatsbeamten einfach und schlicht, aber energisch bei ihrem Ausspruche beharrten: Unser König hat befohlen und wir gehorchen.“

So mußten denn die Abgesandten und Ärzte unverrichteter Dinge nach Hohenschwangau zurück-

* Dr. Fr. R. Müller, Die letzten Tage König Ludwigs II.

fehren. Inzwischen hatte sich ein Gerücht, daß der König als Gefangener fortgeschleppt werden sollte, im Gau verbreitet. Während ihrer Rückfahrt sahen jene auf der Straße zur Burg Feuerwehrleute aus Füßen, Holzknechte und Bauern in wilder Hast.

Etwa eine Stunde später erschienen Gendarmen im alten Schloß und führten Staatsminister Freiherrn von Crailsheim und die Grafen Holnstein und Törring als Gefangene des Königs nach Neuschwanstein ab. Bald darauf wurde das gleiche Schicksal den Ärzten und Baron Washington zu teil. Von Gendarmen und Feuerwehrmännern geleitet, mußten sie mitten durch aufgeregtes Volk. In dichten Haufen stand es an ihrem Wege; der Hof zwischen Thorbau und Palas war überfüllt. Doch auch der Bezirksamtman war an Ort und Stelle und hielt die Aufgeregten in Schranken.

In einem Dienstzimmer des Thorbaus fanden sich die Verhafteten zusammen. Einmal dort, waren sie geborgen. Denn die Diener großer Herren wissen besser als Bauernvolk, was die Uhr ist. Die Befehle des Burgherrn, daß man die Verräter in das „Berließ“ werfe, daß man ihnen die Haut abziehe und sie verhungern lasse, wurden im Palas

pflichtschuldigst entgegengenommen und für das geachtet, was sie waren: Fieberphantasien. Weit mehr als an die Cäsaren, die genau wußten, daß sich für ihre Todesurteile auch sofort die Henker finden — ein Hauptpunkt, um den sich Ludwig niemals bekümmerte — erinnert der Vorgang an eine klassische Dichtung, an die Scene im Rasenden Ajax, da Göttin Athene den Wahnsinnigen, der seine Feinde tot glaubt, zum besten hält. Und was ist mit Odysseus? fragt sie.

Der sitzt, o Herrin, drinnen, gar ein süßer Fang,
Gebunden: sterben soll er mir noch nicht so schnell.

.

Ich will ihn fesseln an die Säul' in meinem Zelt —

.

Vom Geißeln rot den Rücken, soll er sterben dort!

An Athenes Stelle denk' ich mir in unserem Falle freilich keinen bayrischen Kammerlakaien, sondern Moira, die alte Schicksalsgöttin.

Dem Bezirksamtmanne gelang es, das Volk zu beruhigen, zur Heimkehr zu bewegen. Nach einer zweistündigen, allerdings harten Geduldprobe konnten die Verhafteten den Thorbau ohne Gefahr verlassen. Heute werden sogar sie ohne Zorn an das Volk, das seinem König helfen wollte, zurückdenken. „Diese

Ansammlung der in der Umgebung weilenden Leute hatte aber auch etwas Rührendes," sagt der beteiligte Dr. Müller; „es war der Ausfluß ihrer Königstreue.“ Fr. Lampert, der nicht gefährdet gewesen ist, hat dafür kein Wort, er spricht nur vom Lärm „eines den Feuerwehrleuten durch königliche Freigebigkeit gegönnten Zechgelages.“ Es fragt sich, warum sie gekommen waren. In der Hoffnung auf ein Frühstück? . . . Der Sänger hat recht:

Was streiten wir uns hin und her,
Brav war sie doch, die Feuerwehr!
Die Königsfahn' ist weiß und blau,
Und deutsch die Treu' im Schwanegau!

Um sechs Uhr abends waren die sämtlichen Abgesandten wieder in München, wo unterdessen die Proklamation angeschlagen worden war. Sie erregte die Bevölkerung in allen Schichten und auf das tiefste. Ausländern, die damals in München weilten, schien die Bewegung nicht stark genug. Doch gereicht diese Mäßigung der Bürgerschaft zum Lobe. Die Überzeugung, daß nichts wider Recht und Gesetz geschehen kann, hielt die Leidenschaften im Zaume.

An maßgebender Stelle wurden die Pläne ver-

ändert; man verzichtete auf eine feierliche Erklärung der Entmündigung und überantwortete den Irrenärzten ihren Kranken sofort. Statt Linderhof wählte man Schloß Berg zum künftigen Aufenthalt Ludwigs. Am Freitag trafen Gudden, Müller und die Pfleger um Mitternacht auf Neuschwanstein wieder ein. Gendarmen begleiteten sie diesmal als Schutzwache. Gleich bei ihrer Ankunft erfuhren sie von der Dienerschaft, daß der König an Selbstmord denke; er habe erst Gift verlangt, dann in den hohen Turm des Schlosses gewollt. Man hatte vorgegeben, daß der Schlüssel dahin verlegt sei. Auf diesen Umstand baute Gudden den Plan der Festnahme.

„Nach seiner Meinung hatte Ludwig doch auch nicht zu besonderer Befürchtung mehr Grund, indem er den von ihm gegebenen Befehl, jene Kommission in dem in der Felsentiefe von Neuschwanstein sich befindenden Berließ* unschädlich zu machen, ausgeführt glaubte.“ So Fr. Lampert; er vergißt, daß er selbst einige Zeilen weiter oben erzählt, daß den befreiten Mitgliedern der Kommission „der Flügel-

* Das vielgenannte Berließ ist nach Kennells Angabe ein einfacher Keller, ohne Möbel, aber auch ohne Schrecken.

adjutant des Königs begegnet und im Galopp nach Neuschwanstein hinaufgefahren sei, ohne aber die entgegenkommenden Herren eines Grußes zu würdigen.“ Wenn also Graf Dürckheim den Herren feindlich gesinnt war, wird er doch zuerst und zunächst dem König diese Begegnung erzählt haben! Entweder nun wußte Ludwig von seiner Raserei am Morgen, dann ließ ihn die Nachricht mit eins seine Ohnmacht und Verlassenheit erkennen, oder er erinnerte sich nicht, dann wurde er von Ungewißheit und Scham gefoltert. Bei der Ankunft der Ärzte saß er im Speisezimmer und that, was viele thun, die einen, um sich zu sammeln, andre, um sich zu zerstreuen: er trank — nach Dr. Müllers Andeutungen vermutlich Punsch — und rauchte. Ein Geräusch machte ihn stutzig, er legte die Cigarre weg und stand auf. In demselben Augenblick trat der Kammerdiener mit der Meldung ein, daß der Turmschlüssel gefunden sei. Sofort folgte ihm der König . . .

„Plötzlich,“ erzählt Dr. Müller, „plötzlich hörten wir feste Tritte und ein Mann von imposanter Größe stand unter der Korridorthür und sprach in kurzen, abgerissenen Sätzen mit einem in tiefster Verbeugung dastehenden Diener. Die Pfleger von

oben und unten, ebenso wir gingen gegen die Thür zu und schnitten ihm den Rückweg ab. Mit großer Schnelligkeit hatten die Pfleger den König an den Armen untergefaßt, da trat Gudden vor und sprach: Majestät, es ist die traurigste Aufgabe meines Lebens, die ich übernommen habe; Majestät sind von vier Irrenärzten begutachtet worden und nach deren Ausspruch hat Prinz Luitpold die Regentschaft übernommen. Ich habe den Befehl, Majestät nach Schloß Berg zu begleiten und zwar noch in dieser Nacht. Wenn Majestät befehlen, wird der Wagen um 4 Uhr vorfahren.

Der König stieß nur ein kurzes, schmerzliches Ach aus und sagte dann immer wieder: Ja, was wollen Sie denn? Ja, was soll denn das?“

Die Pfleger führten den König in sein Schlafzimmer Während der folgenden Verhandlungen zeigte er sich kleinlaut und gefügig. Auch in Berg verriet kein Wort, keine Gebärde den beleidigten Monarchen. Nur sein Verfolgungswahn offenbarte sich in wiederholten Bemerkungen, daß man wohl ein Mittelchen finden werde, ihn bei Zeiten aus der Welt zu schaffen.

Im Gespräch mit Gudden verweilte er im

Schlafzimmer, bis die Wagen gemeldet wurden. Er folgte ohne Widerrede. Zwischen den zwei Gefährten mit dem ärztlichen Gefolge fuhr der König allein in einer vierspännigen Kutsche. Doch hielt sich ein Berittener dicht neben dem Wagenfenster. Diesem königlichen Viererzug mögen die Bewohner mancher Bauernhütte allerdings „mit großen Augen“ nachgesehen haben.

Die Ankunft in Berg erfolgte am Sonnabend mittags. Der König erhielt zunächst sein altes Schlaf- und Wohnzimmer, in denen unterdessen Professor Grashen alle Vorsichtsmaßregeln für die Aufnahme eines Irrsinnigen getroffen hatte. Nach eingenommener Mahlzeit legte sich der König, der über große Müdigkeit klagte, zu Bett. Nach dem Bericht des Wächters schlief er anfangs sanft, später wurde er unruhig und sprach im Traum. —

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen.

Vormittags machte der König einen Spaziergang mit Dr. Gudden. Dieser erzählte bei Tisch mit Befriedigung, daß der König wie ein Kind sei, und daß ein zweiter Spaziergang für den Abend verabredet worden. Nachmittags unterhielt sich der Kranke mit seinen Pflegern, später mit Dr. Müller.

Aus der amtlich aufgenommenen Aussage des Pflegers Mauder erfahren wir genau die Umstände, unter denen der Spaziergang angetreten wurde. „Am Nachmittag (des 13. Juni) von $1\frac{1}{2}$ Uhr bis $3\frac{3}{4}$ Uhr servierte ich Seiner Majestät das Diner . . . Nach Beendigung des Diners erhielt ich von Seiner Majestät dem König Ludwig den Auftrag, den Herrn Obermedizinalrat Dr. v. Gudden zu suchen, um den besprochenen Spaziergang, wie Majestät sich ausdrückte, zu unternehmen. Ich traf Herrn Obermedizinalrat v. Gudden im Zimmer des gleichfalls dort anwesenden Herrn Dr. Müller und meldete u. s. w. Herr Dr. v. Gudden entfernte sich hierauf sogleich, während ich aus dem Nebenzimmer den Überzieher und Regenschirm Seiner Majestät holte. Währenddem fragte mich Herr Dr. Müller, welchen Pfleger die Begleitung treffe“

Der Pfleger, der an der Reihe ist, wird gerufen. Mauder kleidet den König an.

„Se. Majestät schritt hierauf, nachdem v. Gudden erschienen war, hinaus und die Treppe des Schlosses herab, gefolgt von mir, der ich den Regenschirm trug, und Obermedizinalrat v. Gudden.“ Der Pfleger übergiebt dem König auf dessen Geheiß den

Regenschirm und kehrt gegen das Schloß zurück. „Ungefähr vier bis fünf Schritte hinter dem weiter= schreitenden König begegnete mir v. Gudden, welcher sich gegen mich wandte und sagte: Es darf kein Pfleger mitgehen. v. Gudden blieb hiebei nicht stehen, sondern setzte seinen Weg hinter dem voraus= schreitenden König fort. Die Äußerung des Herrn Obermedizinalrates wurde nicht mit sehr lauter Stimme gesprochen, so daß, nach meiner Ansicht, der in seinem großen Schritte weitergehende König sie nicht gehört hat. Wenigstens blickte der König nicht um und war auch kein anderes Zeichen zu bemerken, daß Allerhöchstderselbe von dem hinter ihm erfolgenden Vorgang Kenntniß nahm. Ich begab mich hierauf sofort zu Herrn Dr. Müller, den ich in seinem Zimmer antraf, und meldete ihm wörtlich, was Obermedizinalrat v. Gudden mir gesagt hatte. Dr. Müller sagte hierauf: Gut! ohne weiteres darüber zu sprechen. Ich erblickte in den Worten des Herrn Obermedizinalrates einen Befehl und es kam mir kein Gedanke, daß derselbe nicht ernstlich gemeint sein könne. Ich suchte sofort den Pfleger Schneller, welcher an der Thür ins Freie, jedoch noch innerhalb des Schlosses stand. Ich teilte ihm den Befehl des

Obermedizinalrates v. Gudden mit, worauf derselbe sich wieder in die oberen Zimmer zurückbegab. Ich selbst war damit meines Dienstes ledig“

Die meisten Biographen sind der Ansicht, daß sich Dr. v. Gudden durch die Verstellungskünste des Königs habe berücken lassen. Aber selbst bei der besten Meinung von seinem hohen Pflegling mußte der erfahrene Irrenarzt einen jähen Umschlag, eine Wandlung in der Laune des Kranken für möglich halten. Es giebt nur eine Erklärung: der dunkle Wagemut, der Männer von hohem Selbstgefühl, moralischem Mut und körperlicher Kraft zuweilen in Gefahren lockt, beherrschte Gudden, als er die verhängnisvolle Weisung gab. Er sagte sich: Im schlimmsten Fall — warum nicht!? Mit dürrer Worten: Gudden ließ es darauf ankommen.

— — —

Um acht Uhr wollte der Arzt mit seinem Pflegling zurücksein. Die Zeit war verstrichen, es regnete stark und dunkelte, doch die Spaziergänger kehrten nicht heim. Im Schloß wurde man unruhig; alsbald irrten Lichter kreuz und quer, schallten Rufe durch die Nacht; eine Stunde verging über vergeblichem Suchen im triefenden Park. Da fanden

Diener unweit vom See die Hütte und Überröcke der beiden, den Schirm Guddens. Ein Schiffer wurde geweckt; um elf stieß das Boot vom Ufer — und es dauerte nicht lange, so hatte man die Vermißten: zwei Leichen, die auf dem atmenden Wasser trieben.

Ich halte in einem so ernstern, nie mehr aufzuklärenden Fall alle Vermutungen für überflüssig. Nur ein Biograph läßt sich durch das warnende Dunkel nicht einschüchtern. Pastor Lampert behauptet, daß König Ludwig schon morgens an der Seite seines arglosen Begleiters die abendliche That, also Mord und Selbstmord geplant habe. Herr Lampert weiß eben alles. Gott und Friedrich Lampert, oder um höflich wie König Ludwig zu sein, Friedrich Lampert und Gott.

Allerdings ist es wahrscheinlich, daß König Ludwig den Tod gesucht hat.

Man denkt an das Wort Kleists: Die Krone sank ins Meer, gleich einem nackten Fürsten werf' ich ihr das Leben nach.

— — —

Die Belebungsversuche waren verlorne Müh. Nachdem der Tod des Königs und des Arztes von der eilig berufenen Gerichtsbehörde festgestellt worden,

der amtliche Bericht niedergeschrieben war, „wurden die Leichen feierlich aufgebahrt, mit blauseidenen Decken bis zum Hals verhüllt und die Betten mit Blumen geschmückt.“ *

So ist die Wirklichkeit. Ich erfuhr die erschütternde Nachricht in der lächerlichsten Lage. Ich saß unter dem Messer des Barbiers, als die Magd mit einiger Hast ins Zimmer trat.

„Ich soll dem Herrn sagen, der König ist tot.“

Mein Figaro, ein ferniger Tiroler, sah aus den Augenwinkeln auf die Botin, aber ließ mich nicht los

Wir alle wissen, was für Gewitterstürme in Sekunden durch unser Gehirnchen gehen können. Für mich bedeutete die Nachricht zehn Jahre verlorener Arbeit — ach, und nicht um Rahel! — für mich das Lächeln der Klugen und das Gelächter der Dummköpfe; für mich die Notwendigkeit, von vorne anzufangen — alles in allem doch neues Leben! Diese ersten Erwägungen waren nicht edel, aber menschlich. Und dann kam die

* Dr. Müller, a. a. O. S. 50.

Trauer um Ihn, der mir ein Unbekannter gewesen ist und doch ein Freund.

Als die Königsleiche, nach München gebracht, in der Schloßkapelle aufgebahrt lag, wurde die Liebe zu ihm wieder lebendig. Die Aufklärung des Geheimnisses, in das sich sein Leben hüllte, war zugleich die Erklärung. Wie traurig sie war, so atmete man doch auf wie bei jeder Lösung eines Rätsels. Man erinnerte sich nicht nur an das Gute, was er gethan, sondern auch an das Große, das er verheißen hatte —

O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!

Als der Sarg mit düsterem Prunk und fürstlichem Geleit zur Gruft gebracht wurde, reihte sich das Volk freiwillig an Ludwigs letztem Wege, und das stille Weinen und leise Seufzen um den Verbliebenen, Verlorenen war ebenso aufrichtig, wie weiland der Jubel um den jungen König.

An die neue Ordnung dachte jedermann ohne Sorge, denn ein Mann von gesunder Schlichtheit des Wesens und strengstem Pflichtgefühl trat ans Ruder.

Dann kamen die Enthüllungen in der Kammer.

Und wieder loderte die Mehrheit in Entrüstung, und die Seinen waren von diesen Reulenschlägen betäubt. Doch wie die Lebensfreude im Gesunden trotz alles Erdenjammers nie versiegt, so kann gerechtes Urtheil und Mitgefühl unter gesitteten Völkern nicht auf die Dauer verstummen. Ludwig verfiel ja nicht in Wahnsinn, weil er solches gesprochen, solches gethan, sondern er sprach und handelte so, weil er wahnsinnig war. Was vermag der stärkste Wille gegen den Gang der Natur! Auch wenn man Ludwig als Kind in eine Bauernhütte gebracht hätte, würde er seinem Verhängnis nicht entgangen sein. Sein Rang, seine Erziehung, seine Erfahrungen beschleunigten die Wende. Wenn wir erwägen, wogegen er kämpfte und wie er kämpfte, wächst seine Persönlichkeit weit über das gewöhnliche Maß. Und so denn steht er, der ganz versunken schien, heute wieder aufrecht vor uns, eine schwermältige Gestalt, in schwarzer Tracht — und macht die Spötter verstummen. Nein, keinen Schleier über sein Bild! Er war tief unglücklich, ein gerechter Fürst und im entscheidenden Augenblick ein deutscher Mann.



Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind
ferner erschienen:

Eduard Mörike.

Ein Lebensbild des Dichters von Dr. Hermann Fischer.
Oktav. Geheftet M —.60.

Albert Knapp als schwäbischer Dichter

von Dr. Karl Gerok.
Oktav. Geheftet M —.60.

Friedrich Theodor Fischer.

Ein Charakterbild von J. C. von Günthert.
Oktav. Geh. M 2.—, elegant gebunden M 3.—

Wilhelm Hauff.

Ein Lebensbild von Dr. Julius Kläiber.
Oktav. Geheftet M —.60.

Gustav Schwab.

Ein Lebensbild des Dichters von Dr. Karl Klüpfel.
Oktav. Geheftet M —.60.

Königin Pauline

Gemahlin Wilhelms I. von Württemberg.
Ein Lebensbild von Adolf Palm.
Oktav. Geheftet M 2.60.

Scheffels Leben und Dichten

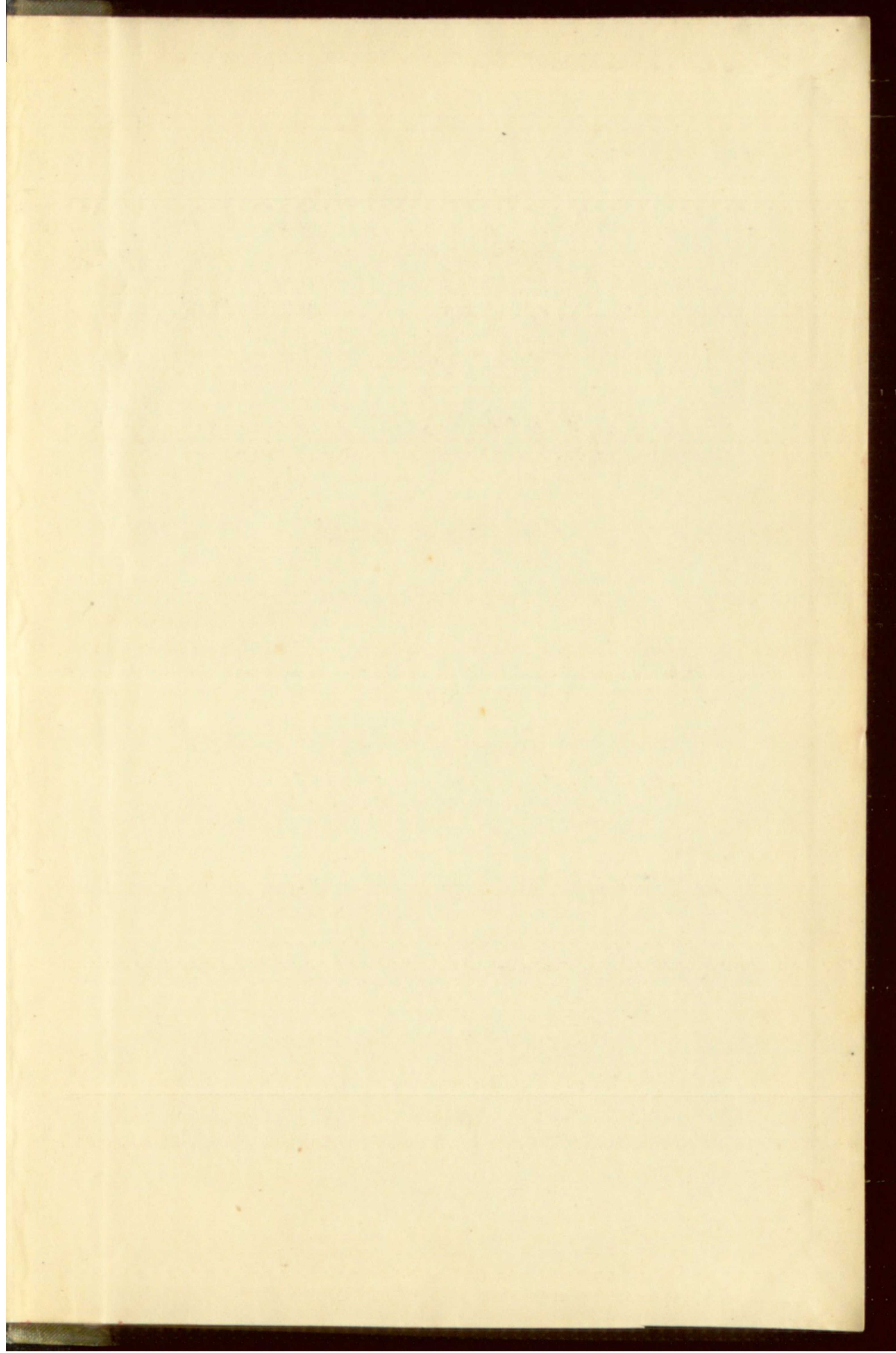
von

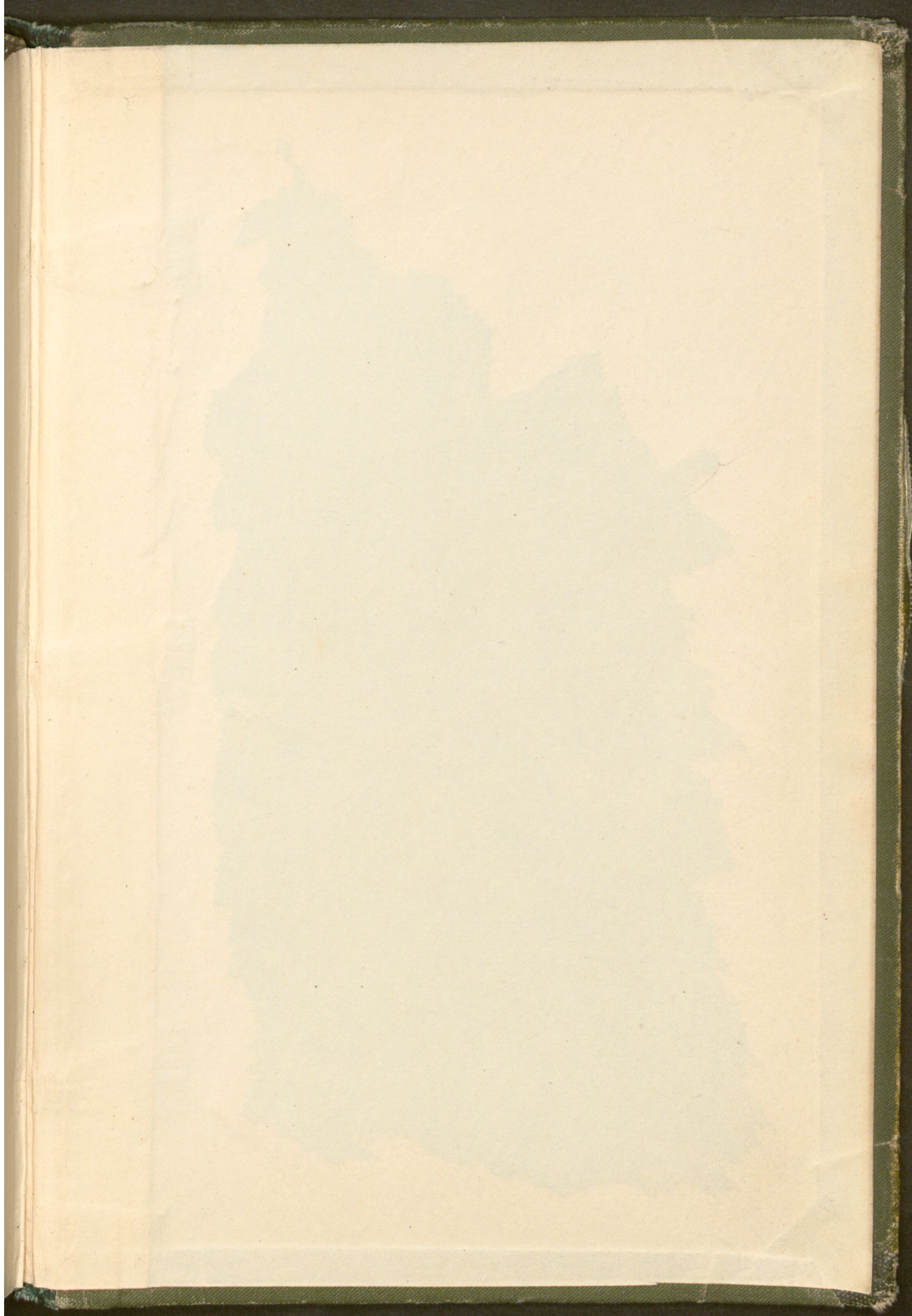
Johannes Proelß.

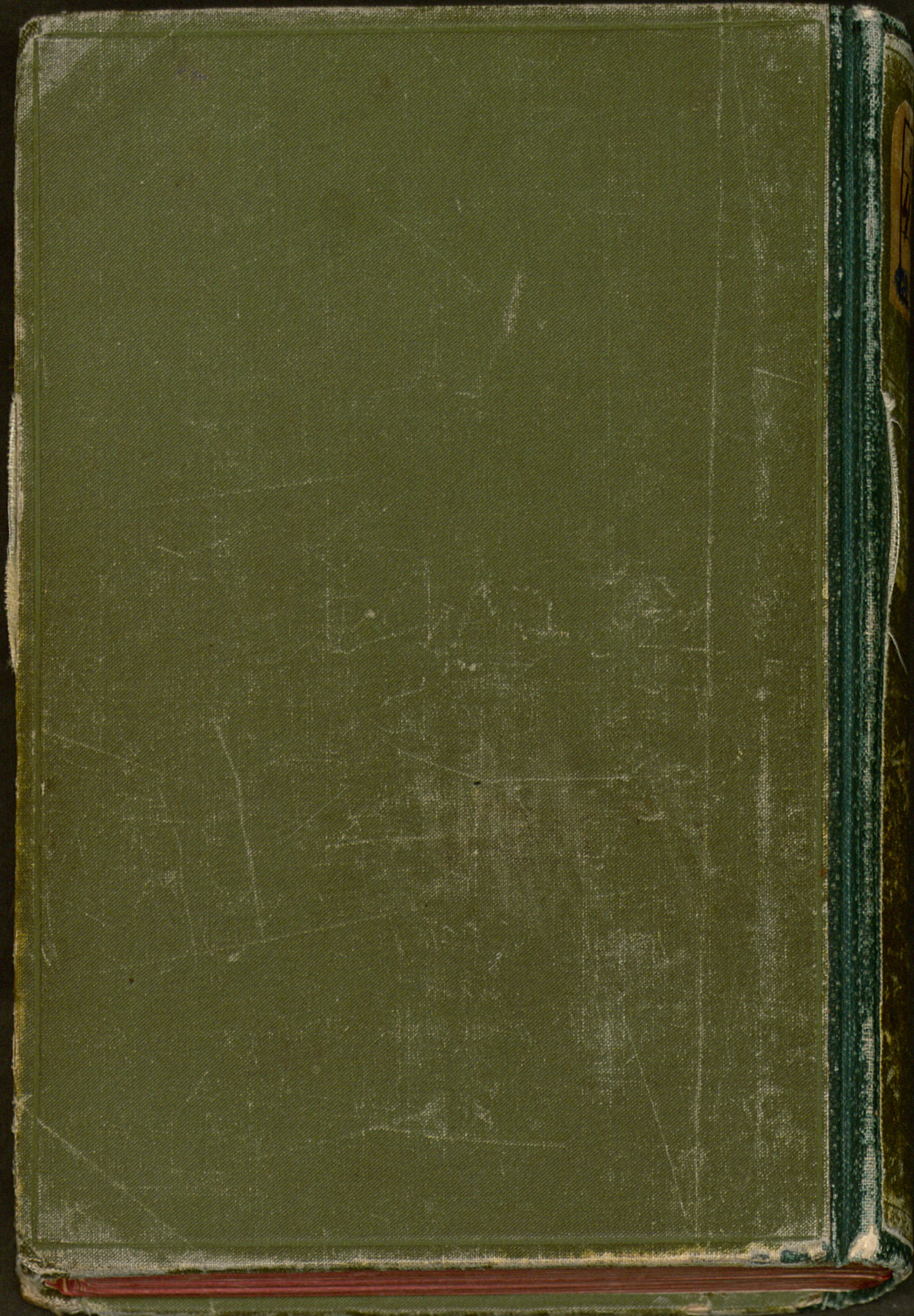
Mit vielen Originalbriefen des Dichters und 10 Abbildungen.
Oktav. Elegant gebunden M 6.—

Joseph Viktor von Scheffel.

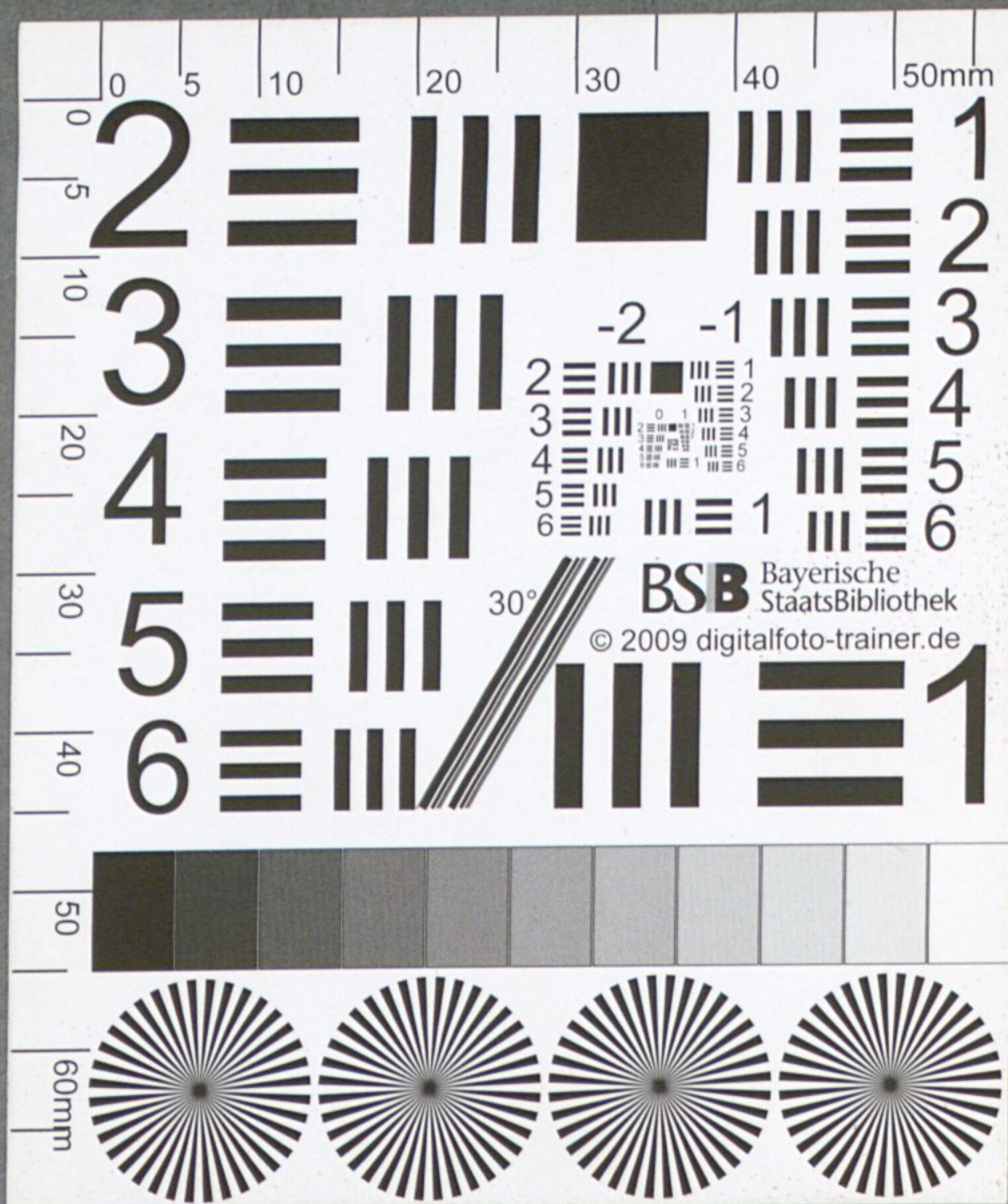
Sein Leben und Dichten von Alfred Ruhemann.
Mit J. V. von Scheffels Porträt in Lichtdruck ausgeführt, einem
Facsimile und 7 in den Text gedruckten Illustrationen.
Oktav. Geheftet M 3.60, elegant gebunden M 4.80.







ferner



gart find

er.

r.

ffel.

erg.

Mit

ldungen.

Mit

m.

rt, einem
en.

Heigel, Karl von

König Ludwig II. von Bayern ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte

Stuttgart 1893

Bavar. 4211 b

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00074372-2